

DAS
BUCH
VOM

**SCHWEIZER
SOLDATEN**

DAS BUCH VOM SCHWEIZER SOLDATEN

HERAUSGEGEBEN

VON

G. H. HEER UND W.A. CLASSEN

SCIENTIA A.G., ZÜRICH

BUCHDRUCKEREI WINTERTHUR A. G.

COPYRIGHT 1942. BY SCIENTIA A.G., ZÜRICH

Eingelesen mit [ABBYY Fine Reader 2022](#)

An jeden Soldaten wird oftmals die Frage gerichtet, was er eigentlich im Dienst treibe und wie er dort lebe. Das ist verständlich; denn weit herum herrschen in der Bevölkerung recht unklare Vorstellungen von der wirklichen Arbeit des Soldaten. Aber auch der Soldat selbst weiss oft wenig von der Tätigkeit seiner Kameraden in andern Truppengattungen und in den Hilfsdienstorganisationen. Um weiten Kreisen und dem Soldaten selbst vermehrte Kenntnisse von den verschiedenen Waffengattungen zu vermitteln und so das Verständnis für die Truppen und ihre Aufgaben zu vertiefen, zu zeigen, mit wie viel Ernst und persönlichem Einsatz in unserer Armee gearbeitet wird, das ist der Sinn dieses Buches.

Dabei will und kann es natürlich kein vollständiges Bild der Armee geben; es greift bewusst einige wesentliche Gebiete und Waffen des heutigen Soldatentums heraus, um durch ihre Schilderung den Leser das Schwere und das Schöne der Soldatenarbeit miterleben zu lassen. Beide schöpfen ihre Kraft aus dem Bewusstsein der erfüllten Pflicht.

Eine bessere Kenntnis möge ein klareres Verständnis für den Soldaten, für seine harte Arbeit und sein feldgraues Leben fördern, damit er stets im Bewusstsein des Volkes den Platz einnimmt, der ihm als Wächter der Heimat und ihrer friedlichen Sicherheit gebührt.

Die Herausgeber

INHALT

Heer, Gottlieb Heinrich: Das Antlitz des Soldaten ...	11
Wyss, Ernst: Ein Bergbub wird Kampfflieger	20
Waldvogel, Emil: Lange Rohre ragen in die Luft ...	61
Schreck, Alex.: Die Schweiz, die Reiterei und die Schweizer Kavallerie	73
Doerks, M.: Die leichten Truppen	81
Faesi, Hugo: Alarm bei den leichten Truppen	93
Wiget, Dominik: Panzerabwehr	99
Beal, Hans: Infanterie rückt vor!	107
Zeugin, Gottfried: Feldgraues Kinderparadies	133
Erb, Hans: Die Mitrailleur	137
Faesi, Hugo: Der Stosstrupp	146
Wiget, Dominik: Der Minenwerfer	151
Zeugin, Gottfried: Stellung Steigbächli	153
Senger, Max: Bei unseren Gebirgssoldaten	160
Wohlwend, Walter: Infanterie-Funker	179
Weber, Werner: Der Trainsoldat	182
Stüssi, Fritz: Sappeure	187
Schwarzenbach, Edmund: Bespannte Batterie	195
Debrunner, Hans: Die Sanität bei der Truppe	224
Doerks, M.: Die Motortransporttruppe	230
Zinniker, Otto: Kriegshunde	238
Schmid, Peter: Brieftauben	245
Pfund, V.: Aus den Soldatenstuben	261
Roelli, Hans: Die Wohltat des Liedes	268
Wohlwend, Max: Luftschutz	281
Forcart-Respinger, E.: Vom Frauenhilfsdienst	298
Kappeler, Ernst: Im Schülerhilfsdienst	308
Niederer, Willi: Die Mehrkampf idee und ich	327
Zeugin, Gottfried: Arbeit für die Zukunft	337

DAS ANTLITZ DES SOLDATEN

VON GOTTLIEB HEINRICH HEER

Im Schein der Sonne liegt die Landstrasse da; grauhell glitzert der Staub, und die Wegränder bergen ihr kümmerliches Gras unter dem mehligem Schleier verstäubter Schwaden. Lang zieht sie sich hin, die Landstrasse, gradeaus, um weitausholende Hügelbogen, bergab, bergan, immer vorwärts, hingeschmiegt in das Gelände. Sie hat kein eigenes Leben, so scheint es wenigstens, sie ist einzig bereit, fremdes Leben über sich dahingehen zu lassen, ohne sein Schicksal zu erfüllen, ohne seinen Sinn in sich aufzunehmen, einzig bereit, ihm Weg zu sein, unabänderlichen Weg...

Aber leicht erdröhnt sie, diese Landstrasse, in der dumpfen Erschütterung hundertfältiger Tritte und Schritte, wenn die Kolonnen der Infanterie durch ihren Staub dahinmarschieren, Stunde um Stunde, und sie scheint selbst zu einer ersehnten Ruhe zu kommen, wenn die Kolonnen anhalten und zu ihren Seiten sich hinlegen zu kurzer, erholsamer Rast. Hat die Hitze der Leiber sich verflüchtigt und der Atem sich beruhigt, nimmt sie alle wieder auf, jene schwerbeschuhten Füße und die bepackten feldgrauen Gestalten, und wieder scheint sie unter der dahintrottenen Last verhalten zu knarren.

Die Landstrasse ist die Heimat des Fussvolkes, wie seit Jahrhunderten so auch in heutiger Zeit, und sie wird es bleiben, solange die Menschen widereinander marschieren... Die Infanterie aber ist das Fussvolk der Neuzeit; als Hellebardierte und Lanzenträger des zwanzigsten Jahrhunderts kann man sie betrachten, nicht ihrer Bewaffnung, wohl aber dem Sinn ihres Daseins und ihrer Aufgabe nach. Der Gewalthaufe des Heeres, in dem der Einzelne als Einzelperscheinung verschwindet und sich einfügt in die Masse und ihre besonderen Gesetze, das ist die Infanterie, und so marschieren ihre Kolonnen denn auch dahin als geballte Macht und Kraft, als zusammengeschweisste Waffe sozusagen, gehämmert und geschmiedet in der Esse des militärischen Schicksals.

Wohl hat der Wandel der Zeit auch das äussere Bild dieser Kolonnen verändert. Längst stösst kein Wald von Handwaffen mehr über die Köpfe empor. Die langen Rohre der Stutzer und veralteten Feuerwaffen sind verschwunden; ja selbst das Gewehr sticht nicht mehr so regelmässig wie früher mit blitzendem Lauf in die Höhe. Denn die Entwicklung alles Technischen hat auch der Infanterie Neuerungen gebracht, und wenn zwischen den Karabinern sich die schweren und gewichtigeren Mantelrohre der leichten Maschinengewehre auf die Schultern schieben und das braune Leder der Wechsellaufbehälter im Sonnenlicht schimmert, so gehört das jetzt zum gewohnten Bilde jeder Gruppe, jeder noch so kleinen Kolonne. Und die schweren Infanteriewaffen, die Minenwerfer und die Infanteriekanonen, verleihen dieser Allerweltstruppengattung eine unerahnte und schlagkräftige Wesentlichkeit und Bedeutung, die gleichsam sinnbildlich sich ergibt, sobald hinter den Gewehrtragenden die kleinen Karren über das Strassenpflaster dahinrollen.

Aber der Mann, der da im feldgrauen Kleide steckt und seine Ausrüstung, seine Waffe mit sich trägt, der Soldat, ist als Wesen derselbe geblieben wie zu allen Zeiten. Er ist der Inbegriff des Soldaten überhaupt, und im Bewusstsein des Volkes steigt stets der Mann mit der grünen Patte als Erscheinung empor, wo allgemein von Soldaten gesprochen wird. Der Infanterist, der Fusssoldat, ist und bleibt das Symbol der Volkskraft, die sich in der Armee ausdrückt. Er ist, wenn man so will, der lebende «unbekannte Soldat». Obwohl jeder Einzelne als soldatische Persönlichkeit und als Mensch, als der er sich glücklicherweise auch im Wehrkleide behaupten kann und soll, sich namhaft fühlt, erscheint er doch, in der Kolonne gesehen, wie ein namenlos eingereihtes Glied einer mächtigen Kette. Er wird zum Teil, aber in Werk und Verantwortung auch zum Teilhaber eines militärisch engverklammerten und im richtungsbestimmten Sinne starren Verbandes.

So erweist sich das Antlitz des Soldaten, wie es vielleicht am unmittelbarsten, fraglos auch am volkstümlichsten in der Waffengattung der Infanterie Ausdruck findet, als ein doppelschichtiges, dessen Züge ineinanderspielen. Es ist aber im Grunde genommen das Antlitz des Soldaten überhaupt, sitze er nun zu Pferde, rase er in der Angespanntheit aller Nerven und Sinne als Pilot durch die Lüfte, richte er die Kanone,

baue er als Pontonier seine Brücken oder lenke er als Funker seine gewichtigen Meldungen durchs Wesenlose an wesentlich entscheidende Kommandostellen. Das Antlitz des Soldaten, pflichtbewusst, beherrscht und der Gemeinschaftsaufgabe unter dem Gebot der Notwendigkeit ergeben, auf dem Marsche über die staubgraue Strasse verschlossen und im Gefecht lauend wachsam aufgeschlossen, es birgt als überdeckte Schicht das Antlitz des Menschen, der in dieser Stunde als Wehrmann das Persönliche seines ganzen Lebens in eine zweite, überschattete Sphäre zurückgestellt hat.

Aber hinter den gemeisterten Zügen des Soldatengesichtes wirken und leben dennoch diese Mienen seiner seelischen Existenz als Mensch, von Wünschen, Hoffnungen, von Bedenklichkeit und vielfältiger menschlicher Sorge bewegt, und wenn aus ihnen der eigenartige, oft heimliche und etwas verschämte Glanz des männlichen Herzens durch die Soldatenfurchen zittert und mahnt, dann erst verrät xlas Antlitz des Soldaten überhaupt die Sicherheit eines ganzen Sicheinsetzens, dann erst flösst es Zuversicht und Vertrauen in seine Überzeugung, in seine soldatische Entschlusskraft ein. Denn einzig der Soldat, der seine eigene Persönlichkeit und ihre Lebensverantwortung nicht ganz vergisst, der Soldat, der nicht auf diese leichtfertige Weise zum bedenkenlosen Landsknecht wird, weiss, für welche heimatlichen und menschlichen Werte er einzustehen und welche Kulturgüter, welche ihm liebes – verbundenen Menschenlose er im Falle höchster Not zu verteidigen hat! All diese zum Gesamtausdruck des Wehrmannes sich vermählenden, einheitschaffenden Züge müssen letzten Endes im Antlitz des Soldaten vorhanden sein, oft deutlicher, oft auch mühevoller zu entziffern, zu erkennen – das ist nicht so wichtig! – um den höchsten Sinn des Soldatentums zu erfüllen, wie wir Schweizer es auffassen und als Volksarmee unablässig pflegen und fördern.

*

Hinter dem Antlitz des Soldaten birgt sich die Seele des Soldaten. Sie ist schwerer ergründbar, weil sie, gleich dem körperlichen Wesen unter dem sichtbaren feldgrauen Kleid, unter der Oberfläche der alltäglichen Mienen wirksam ist und ihre ganz eigenen Züge formt. Wohl ist auch

sie, wie das Antlitz des Soldaten dem des Menschen, der Seele des Menschen verbunden, verpflichtet und nicht ohne sie denkbar; aber sie besitzt dennoch ihr Eigengepräge, das ihr durch mancherlei innerste Wandlungen verliehen wurde, das sie sich heimlich und, ferne von Absicht und Zwang, unwillkürlich erschaffen hat.

Sie offenbart sich dann und wann, wenn ein Grüpplein Feldgrauer in einer Mussestunde beisammensteht, am Rand der Strasse oder harrend auf dem Platze eines Dorfes, neben den Reihen der gepackten Säcke und den Pyramiden griffbereiter Gewehre. Da mag es vorkommen, dass plötzlich eine ganz eigene und seltsame Stimmung über die Männer kommt. Die Gespräche versiegen, der Witz verfliegt und das gesummte Lied verflattert wie ein Falter in der Dämmerung, und im Schweigen heftet mancher Blick sich auf die Hügel, wo vor Kurzem noch die Kompagnie keuchend und schwitzend im Gefecht gelegen hat. Oder der Blick streift, versonnen und ernster werdend, die sauber blinkenden Waffen und vertieft sich dann zu einer verinnerlichten Schau. Das ist gleichsam eine Stunde der Besinnung, in der die Seele des Soldaten über ihr Dasein und über ihre wirkende Wesentlichkeit sich Rechenschaft ablegt. Diese mag bei jedem Einzelnen verschieden ausfallen; aber sie besitzt in ihren Urkräften unweigerlich etwas Gemeinsames bei Allen. Denn sie und ihre besonderen Vorgänge, ihre soldatisch eigenartige Schichtung trägt ja eben das Gepräge des Gemeinschaftserlebnisses. Darin ist sie der Volksseele im gesamten eng verwandt und mit ihr übereinstimmend. Es ist, als habe diese Volksseele einen brüderlichen Teil von sich hergegeben und in den Soldaten versenkt, die seine zu bilden und zu hegen.

Die Hingabe jedes Einzelnen an sein Land: dieses tiefgründende Lebensereignis des ganzen Volkes, während eines Aktivdienstes in seinen bedeutsamsten Ausmassen vorhanden und ins Vollendete gesteigert, ist die Triebkraft der Soldatenseele. Es ist gar nicht anders möglich, als dass eine solche, das Geheimste und Lebendigste im Manne packende Daseinserfahrung den Menschen durchpflügt, seine seelischen Ackergründe auf bricht und ihn in entscheidender Richtung bestimmt und die Soldatenseele in jenem Sinne ausbildet, dass die Kräfte, das Einzelwesen im Gesamtgebot aufgehen zu lassen, erstarken und ausschlaggebend werden. Mögen die privaten Bemühungen und Sorgen des Bürgers, des Familien-

vaters, des Freundes und Berufsmannes auch ihre Rechte geltend machen, die Haltung der Soldatenseele weist ihnen zu dieser Stunde ihren Platz an, der ein dem Gesamtwohl und -wehe untergeordneter ist. Sie vermag das mit einer Festigkeit und Zuversicht, die sie ja wochenlange, monatelange in Würde und Zucht geübt und sich als zweite Natur angeeignet hat.

Die Landesverteidigung bedeutet eine dermassen grosse und im tiefsten Sinne erschütternde Aufgabe, dass ihre Erfüllung, auch wenn sie nicht das letzte notbedingte Opfer fordert, unverwischbare Spuren auf dem Pfade jedes Mannes hinterlassen muss. Diese Pflicht, die von ihm unalltägliche Selbstentäußerung begehrt, lässt den Soldaten nicht nur seine Gewichtigkeit als Wehrmann, sondern zugleich auch in wesentlichem Masse seinen Wert als Menschen erleben und neu erkennen. Denn es ist eine hohe Berufung, es ist eine Auszeichnung des Schicksals, der Wehrhaftigkeit würdig befunden zu werden!

Ein Gefühl gelassener Selbstsicherheit, naturgemäss für den Soldaten und sein tägliches Wirken notwendig, überträgt sich auf ihn als Menschen, und wenn er in den Augenblicken der Besinnung die Aufmerksamkeit auf die unentwegt gehandhabte Waffe richtet, so prägt sich ihm die stille Gefasstheit seinem Lose gegenüber stark ein. Er spürt in sich ein neugefestigtes Selbstbewusstsein wachsen und Geltung erzwingen, das ihm für sein ganzes Leben etwas Unverlierbares bedeuten kann: er wird, wie seine Waffe, auch das Werkzeug seiner Arbeit als Mensch und Bürger mit dem Blicke entschlossener Haltung und des anspornenden Willens messen. Ein Daseinsgewinn ist ihm so beschert, den er der Wandlung seines Wesens zur erstarkten Soldatenseele verdankt.

Wenn eine frische und die Gedanken anreizende Beweglichkeit in jene feldgrauen Gruppen am Wegrand neben ihren Säcken fährt, als umwehe sie ein klärender Bergwind, wenn auch ein munteres Lachen aus den Reihen erklingt, verraten sie, dass ein eigener Geist sie erfüllt, ohne dass sie dessen sich bewusst zu sein brauchen. War es in den tagelangen Manövern, war es auf beschwerlichen Märschen, deren Mühen oft verbissen ertragen und überwunden wurden, war es in den kalten Nächten einer winterlichen Wache, – immer hatten sie einem grossen Gesetze gehorcht. Es beherrschte sie und verlieh ihnen die innere Richtung, dieses

Gesetz der Wehrhaftigkeit, das auch ein Gesetz der männlichen Wahrhaftigkeit bedeutete. Es liess keinen Raum für Eigensinn und Selbstsucht. Mochte das gelegentlich auch einem schwer fallen, er hatte sich dennoch zu fügen; er war geradezu gezwungen, das kleine eigene Ich der Forderung der Gesamtheit unterzuordnen. In diesem Zwange, die alltäglich menschlichen oder auch etwa durch den Dienstbetrieb bedingte Kleinlichkeiten beiseite zu schieben und so Kleines wirklich klein zu nehmen, um eben der Grösse der Aufgabe gerecht zu werden, kam er auch dazu, unwichtige aber doch oftmals störende Anfechtungen in sich selbst zu überwinden. Denn nur wer innerlich zu wachsen vermag, der kann eine Gemeinschaftspflicht richtig erfüllen! Sie aber verhilft ihm wiederum dazu, die Kräfte eines solchen Wachstums zu entdecken und zu fördern. Eine gewisse Grosszügigkeit in der Lebensanschauung und in der allgemeinen menschlichen Haltung, das ist denn auch ein fester Grundpfeiler im Gefüge der Soldatenseele; sie kann dem Bürger im Manne und diesem selbst nicht zuletzt den Weg weisen, das Leben grösser zu nehmen und Beträchtliches von Nebensächlichem ohne langes Werwissen zu scheiden.

In der Folge einer derartigen Entwicklung stärkt sich auch die innere Freiheit des Menschen, die Freiheit dessen, der es begriffen hat, wie notwendig es ist, sich freiwillig unter die selbstbestätigten Gesetze zu beugen. Hier, wie im Soldatenleben, bildet sich die Stärke des Einfügungsvermögens, und sie bringt dem Manne seinen Wert als Mensch und als Glied seines Volkes doppelt zum Bewusstsein. Eine solche innere Freiheit, die freiwillig zum Verzicht auf ein überbetontes Ichgefühl um des Gesamtwohles willen kommt, die freiwillig die Gebote des gesunden Menschenverstandes und die Erfordernisse eines Gemeinschaftsschicksals anerkennt und befolgt, sie bedeutet Freiheit im vertieften eidgenössischen Sinne.

In der Seele des Soldaten findet sie ihren Wirkungsbereich; sie prägt auf seinem Antlitz die edelsten Züge aus, und sie entflammt das Herz unter dem feldgrauen Kleide.

*

Antlitz und Seele des Soldaten finden sich in einem harmonischen und männlich starken Einklang, wenn sie unter der höchsten Forderung des feldgrauen Dienstes ihre Lebenspflicht erfüllen: unter der Forderung der Kameradschaftlichkeit!

Ihr gutes Wesen offenbart seine Formen und Wirkungen in der vielfältigsten Art, beim alltäglichen, einfachsten Ereignis begonnen, das kaum beachtet vergeht, bis zum Geschehnis der menschlichen Erschütterung, das tief in die Seele dauerhafte Furchen gräbt. Sei es eine Handreichung von Nebenmann zu Nebenmann, sei es eine gegenseitige Unterstützung, durch die einer dem andern einen Dienst erleichtert, sei es die Nachsicht mit dem Schwächeren und die Duldung des Andersdenkenden, Andersgearteten oder sei es ein Einstehen des Einen für den Andern, das bis zur Selbstentäußerung um des Kameraden willen und zur Rettung eines Mitmenschen entweder aus seelischer oder leiblicher Lebensgefahr sich steigern kann – im Grunde ist diese Erscheinung der Kameradschaft als eine nicht hoch genug einzuschätzende Triebkraft stets im Geiste verankert. Darin liegt ihr Zauber, ihr Wert und auch ihre Macht. Wenn Freundschaft und Zuneigung auf dem Boden einer natürlichen Sympathie emporblühen, so bedingt die Kameradschaftlichkeit einen Grund des Bewusstseins, weil sie ja nicht gefühlsmässig den Partner auswählen kann und darf, sondern weil sie unterschiedslos eben jeden, der da im gleichen Kleide atmet und dienend lebt, als Kameraden hinzunehmen und als solchen zu achten und zu berücksichtigen hat. Es entstehen gewiss auch feldgraue Freundschaften – es gibt ihrer sehr wertbeständige und sehr viele –, aber das ist etwas anderes, rein Persönliches, zu dem niemand ohne seinen Willen, ohne das Einverständnis seines Herzens gebracht werden kann. Es ist keine Forderung der geistigen Haltung, sondern ein Ergriffensein des individuellen Empfindens und Erlebens.

Das will natürlich nicht heissen, dass Kameradschaft im Gegensatz zur Freundschaft einfach befohlen und erzwungen werden könne; auch sie muss, wird sie einmal verlangt, von selber als eine naturhafte Kraft in jedem keimen und wachsen. Aber da sie nicht neigungshaft ihre Willkür hat und, der Allgemeinheit verpflichtet, wahllos und als Selbstverständlichkeit ein Gebot der höheren Sache bedeutet, muss sie die Bereiche des Nuregefühlshaften, die stets eine Bevorzugung oder auch vernachlässi-

gende Ablehnung in sich tragen, überwinden. Sie muss sich also in der Anschauung verankern. Denn nur aus einer derartigen geistigen Einstellung, aus der Gesinnung heraus ergibt sich diese unparteiisch menschliche Verbindungsmöglichkeit mit dem, den man Kameraden nennt, und der als solcher ein Repräsentant des grossen Gedankens ist, dem alle gleicherweise dienen.

*

Tief greifen die Erschütterungen der gegenwärtigen Welt. Manche hergebrachte Form zerbricht an der Wucht der Schicksalsstösse; mancher Daseinsgehalt, einst eifersüchtig gehütet und geliebt, löst sich als unbeständig auf und zerstiebt unter den gewaltigen Schritten einer umwühlenden Zeit. Leben und Welt wandeln die Vielfalt ihrer Gesichter, in die Furchen und Striemen eingegraben werden, deren Härte und kämpferische Erregtheit unverwischbare Spuren hinterlassen müssen. Alles Lebendige ist in unheimlicher Bewegung, und ferne scheinen die Ziele neuer Rast und neuer Halte gleich kaum sichtbaren Uferstreifen, die ein Schiffer auf hoher, stürmischer See sehnsüchtig mit den Blicken sucht und in seiner Seele erahnt. Einzig eine tiefinnere Ergebenheit ins Geschehen, die sich mit dem gesteigerten Willen paart, sich selbst nicht zu verlieren und nach Möglichkeit die eigenen Kräfte auf jeden Fall zu behaupten, bewahrt den Menschen davor, im Strudel einer solchen Zeit zu versinken und unterzugehen.

Diesen Menschen schafft sich die Zeit, wie jede Zeit sich ihren Menschen schafft, und die Zeit des Kampfes erzieht sich den soldatischen Menschen. Er vor allem – den Begriff im weitesten Sinne gefasst; es liegt nicht nur am Kleide, sondern vor allem in der Lebenseinstellung, und soldatisch handelt und denkt jeder, der den Geboten der Zeit sich fügt! – ist befugt und berufen, diese seine Zeit mitzuformen und mit ihrer Entwicklung weiterzumarschieren in eine neue Epoche, deren neue Gesetze und Lebensrechte er vorbereitet und zukunftstapfer, weil bewusst schicksalsergeben, sich und seinen Nachkommen erringt. Auch der Soldat, den eine gnädige Fügung vor dem blutigen Kampfe bewahrt, trägt die Kräfte des Streiters in sich, die er einsetzt, in jedem Falle und auch auf den Ge-

bieten einer unkriegerischen Lebensumwandlung; er sichert sich so an erster Stelle das Mitspracherecht und die entschiedene Geltung für die Zukunft.

Die Zukunft ist es, die als immergültiges Wesen aus dem Antlitz des Soldaten blickt, sei es auf dem Marsch über die staubgraue Strasse gedankenvoll verschlossen oder im Gefecht spähend wachsam, und um ihretwillen hat sich seit je jede kämpferische Gegenwart dieses Antlitz des Soldaten erschaffen.

EIN BERGBUB WIRD KAMPFFLIEGER

VON ERNST WYSS

Langen Schrittes stapfte Hans Jossi den Hasliberg hinauf. Ihn trieb eine mächtige Freude, kräftig auszugreifen, um noch vor dem Eindunkeln sein elterliches Bergbauernhäuschen zu erreichen. Wie er aus dem Tannenwald in die blühenden Matten hinaufstieg, packte ihn ein bisher nie gekanntes Wonnegefühl. Sein Blick folgte den Wäldern und Weiden bis hinauf an die Felsen der Planplatte, hinein ins immer enger werdende Aaretal gegen die Grimsel, hinüber zu den wilden Zacken der Engelhörner und dem wuchtigen Massiv des Wetterhorns und schliesslich hinab durch den breiten Talboden zum Brienersee, wo die Rothornkette mit scharfer Linie das Himmelsblau schnitt und die Welt des Haslitals schloss.

Das ist die Heimat Hans Jossis, sein Vater- und sein Jugendland. Als Bub schon hatte er die karge Scholle auf brechen gelernt, die schweren Heubürden ins Gaden getragen und im Winter Holz aus dem Leitiwald herunter geschüttelt, während er Tag für Tag eine Stunde weit nach Meiringen hinunter zur Sekundarschule trabte. Wie vertraut war ihm jede Biegung dieses Weges! Wie lieb war ihm überhaupt alles hier, die Hänge und Häuser, die Berge und Gipfel, das ganze Tal mit seinem Stück Himmel, der Föhnsturm in der Frühlingsnacht und das Gewitter im Hochsommer!

Warum nur schaute er heute mit besonders offenem Auge, spürte er ein Heimatgefühl von bisher ungekannter Stärke? Auf einmal wurde es ihm wieder bewusst, und nun stürzte Hans auch schon zur Haustüre in die Küche hinein.

«Mutter, jetzt habe ich's erreicht: ich wurde heute zur Fliegertruppe eingeteilt!»

Frau Jossi wandte sich um. Als sie an der Schürze die schwieligen Hände abtrocknete, sah sie stolz und ängstlich zugleich zu ihrem Sohne auf. Schon waren der jüngere Kaspar und Änni hergeeilt, umringen ih-

ren grossen, strammen Bruder, und während sie ihn mit Fragen bestürmten, trappte der Vater aus der Stube, reichte Hans die Hand und forschte:

«Wo haben sie dich jetzt brauchen können?»

Als Antwort streckte Hans dem Vater das offene Dienstbüchlein hin, und im Zwielight des verdämmernenden Tages las Hans Jossi Vater mit langsamer, tiefer Stimme Seite sieben:

«Truppengattung: Fliegertruppe.»

«Fliegertruppe?» wiederholte die Mutter nachdenklich fragend, und «Fliegertruppe, Fliegertruppe!» jubelten und staunten Bruder und Schwester.

Wenige Wochen später marschierte Hans vom Bahnhof Payerne gegen die neue Kaserne hinaus und mit ihm eine grosse Schar Gleichaltriger, angehende Rekruten, werdende Soldaten, künftige Kameraden. Hans kannte keinen unter ihnen. Vermutlich war er der Jüngsten einer. Im Frühjahr erst hatte er seine Lehre als Telephonmonteur in einer Vorortsgemeinde der Stadt Zürich beendet. Seinem Gesuch, gleich in die Sommerrekrutenschule einberufen zu werden, war entsprochen worden. So trug denn Hans sein Reiskörbli in den Kasernenhof hinein und stellte sich mit einigen Hundert anderen Zivilisten vor langen Tischen auf.

Schlag elf Uhr erschien der Schulkommandant. Der erste Appell begann. Aus dem bunt zusammengewürfelten Haufen wurden Kompagnien gebildet, die ihren Kommandanten, ihre Zugführer und ihre Gruppenführer erhielten.

«Dritte Kompagnie, Göferli ufnäh! Vorwärts marsch!» Und hinein gingen in die Mannschaftsräume, wo paarweise die Eisenbetten in Reihen den Wänden entlang stehen. Am Nachmittag wurde die Ausrüstung gefasst. Gegen Abend kam der Befehl:

«Zivilkleider packen und nach Hause senden!»

Damit begann Hansens Laufbahn als künftiger Flieger.

Am nächsten Morgen marschierten die Kompagnien zum Flugplatz. Mit Staunen und Stolz betrachteten die Rekruten die langen, dunklen Hallen, deren Tore sich eben in die Höhe hoben. Flügel an Flügel reiheten sich die Maschinen, und die Jünglinge alle brannten vor Wissbegier und Eifer, mit ihnen nähere Bekanntschaft zu machen. Sie hatten nicht lange darauf zu warten; denn gleich wurde mit der technischen Organisation der Kompagnie begonnen.

Mit Mechanikern und Schlossern kam Hans, wie die meisten angehenden Techniker und Ingenieure, in die *Gruppe der Flugzeugwarte*, und schon an diesem ersten Tag in Uniform wurde er mit der Arbeit seiner Gruppe bekannt gemacht. Sie hatte die Flugzeuge zu warten und bereitzustellen, nach durchgeführten Flügen wieder startklar zu machen und Revisionen auszuführen. Die ausgesprochenen Spezialisten unter ihnen bildeten die *Flugzeugmechanikergruppe*. Ihr stand die Aufgabe zu, grössere Revisionen, Motorkontrollen und Reparaturen vorzunehmen, soweit es eine feldmässig ausgerüstete Kompanie überhaupt kann. Als Grundlage dient allen Rekruten die theoretische Einführung über den allgemeinen Aufbau von Flugzeug und Moton. Wie kam es nun Hans zustatten, dass er nie müde geworden war, freie Samstagnachmittage und Sonntage an den Absperrzäunen in Dübendorf zuzubringen und sich, so oft es ihm seine berufliche Ausbildung nur erlaubte, grundlegende Fachliteratur über das Flugwesen durchzuackern! Sowar ihm, wie übrigens den meisten seiner Kameraden, das Flugzeug in seinem groben Aufbau bereits vertraut. Mit umso grösserem Eifer vertieften sich deshalb die angehenden Fliegersoldaten in die Geheimnisse und Wunder der ihnen zugeteilten Maschine. Ihr Lehrmeister war ein Instruktionsunteroffizier. Nun lernten sie, Tag für Tag weiterschreitend, das Flugzeug auszurücken, den Motor vorzuwärmen, Benzin, Öl und Wasser aufzufüllen. Sie wuschen und reinigten die Maschine und stellten sie schliesslich wieder in die Halle.

Wie stolz war Rekrut Jossi, als er eines Tages vom Pilotensitz aus fragen durfte:

«Frei?»

und sein Kamerad, der schräg vorn links vor der Maschine stand und zu überwachen hatte, ob niemand in Propellernähe sei, antwortete:

«Frei!»

«Kontakt!» rief Jossi und

«Kontakt!» antwortete der andere.

In diesem Augenblick drehte Hans den Kontaktschlüssel ein, die Pressluft zischte durchs Ventil, drehte den Propeller durch, und plötzlich sprang der Motor an. Wie befohlen zog Hans den Steuerknüppel ganz an den Bauch, während seine Linke den Gashebel bediente. Das leichte Vi-

brieren des Flugzeuges erregte das Blut des künftigen Fliegers. Stolz überwachte er die Instrumente: Tourenzähler, Wassertemperatur, Öltemperatur, Öldruck. Jossi gab einen Zahn mehr Gas und zog den Knüppel fest an. Die Maschine drückte auf die Radschuhe und presste deren Spitzen fest in den Boden. Und als er schliesslich den Gashebel ganz nach vorne stiess und die volle Kraft all der gebändigten Pferde im Motor nach vorwärts und in die Höhe drängte, da war es Rekrut Jossi wie dem Jockey, der zum erstenmal einen feurigen Hunter ins Rennen zu führen hat. In diesem Augenblick winkte Korporal Mäder, der Gruppenführer, das Gas zurückzunehmen. Hans tat es und stellte den Motor ab. Dann griff er nach der Strippe über dem Sitz, zog sich hoch und stieg vorsichtig aus. Seine Stimme zitterte leicht vor freudiger Erregung, als er Korporal Mäder mit leuchtendem Auge meldete:

«Korporal, melde Flugzeug 357 startbereit.»

Im selben Augenblicke wurde sich Rekrut Jossi jedoch der ganzen Schwere seiner Verantwortung bewusst. Wie, wenn jetzt ein Pilot, seiner Bereitschaftsmeldung vertrauend, sich in die 357 setzte und startete? War das Flugzeug auch wirklich einwandfrei, restlos flugklar? Hans Jossi spürte, wie wichtig die Arbeit seiner ganzen Gruppe war, wie sehr es darauf ankam, dass jeder einzelne seine Pflicht aufs Peinlichste erfüllte. Da war er doch froh, dass vor ihm der erfahrene Korporal Mäder stand, der jetzt auf den Unterflügel trat und die Angaben Jossis an den Instrumenten selbst überprüfte.

So brachte jeder Tag neue Erlebnisse. Das ABC war am Flugzeug durchgeübt; das Aus- und Einrücken ging reibungslos vor sich. Die Rekruten arbeiteten nun mehr und mehr an schwierigeren Modellen, Motorschnitten und Leitungsschemen. Der ganze Kreislauf des Benzins war hier rot, des Öls braun, der Luft gelb und des Wassers blau gefärbt. Hans versuchte, abends auf seinem Eisenbette liegend, aus dem Gedächtnis eines der Schemata nachzuzeichnen und nahm, wenn er nicht mehr aus noch ein wusste, Zuflucht zum Wissen seiner «Flugmotorenkunde».

Ja, jeder Tag brachte neue Erlebnisse. So überreichte ihm der Pöstler eines Mittags zwischen Suppe und Kartoffelstock einen Brief von seinem Bruder Kaspar.

«Lieber Hans!

Schon lange wollte ich dich fragen, wie es eigentlich mit dem Fliegen gehe. Gäll, du kannst es schon fast. Der Imbaumgarten Dres wills mir nämlich nit glauben. Er behauptet immer, du lernest nicht fliegen, du müssest bloss den Dreck machen und die Maschinen abstauben. Jetzt möchte ich wissen, wie das ist. Schreibe es mir bald, sonst bekommen wir noch Krach in der Schule. Es grüsst dich Kaspar.»

Am gleichen Abend noch setzte sich Rekrut Jossi hin und antwortete seinem Bruder auf dem Hasliberg:

«Lieber Kaspar!

Nein, das möchte ich doch nicht, dass Du meinetwegen mit dem Dres Händel bekommst; denn er hat recht. Fliegen ist keine so leichte Sache, wie Du Dir vorstellst, und ich muss noch sehr viel lernen, bis ich selber den Steuerknüppel führen darf. Wir arbeiten jeden Tag bloss etwa drei Stunden am Flugzeug oder in der Flugzeugtheorie. Dafür haben wir aber beinahe doppelt soviel Schlauch, das heisst soldatische Ausbildung und Turnen. Was meinst Du, wir müssen nicht nur die Flugzeuge bereitstellen lernen! Wir müssen daneben alles lernen, was jeder Soldat beherrschen muss: die Achtungstellung, den Gruss, an- und abmelden, Gewehrgriff, schiessen, Marschübungen, Gefechtsausbildung. Dazu kommt noch viel Turnen und tägliche Körperschulung, die uns, wie man heute sagt, hart machen soll, weisst, fähig, auch bei andauernden und stärksten Anstrengungen durchzuhalten und auf die Zähne zu beißen bis zum Schluss. Wie Du siehst, müssen wir nicht nur im Turnen und in der soldatischen Ausbildung ebensoviel können wie der Infanterist, sondern darüber hinaus im technischen Dienst auch noch das Flugzeug kennen und warten lernen. Ich lege Dir hier eine Postkarte eines Fokkers CV bei, der uns als Ausbildungsmaschine zugewiesen ist. Dieses Bild soll Dir eine Ahnung geben, dass ein Flugzeug kein Hornschlitten ist und wir während der ganzen Zeit unserer RS. (das ist die Abkürzung für Rekrutenschule) nicht an Arbeitslosigkeit leiden.

Allerdings komme ich auch dazu, ins Flugzeug hinein zu sitzen. Ja, ich darf Dir sogar mit Freude mitteilen, dass ich unsern CV bereits anlas-

sen und auch rollen kann. Rollen heisst eine Maschine am Boden vorwärtsbewegen. Schon dafür braucht es ein gutes Gefühl. Ich halte in der linken Hand den Gashebel und lasse den Motor gerade so stark laufen, dass der Propeller das Flugzeug vorwärts zu ziehen vermag. Mit der rechten Hand führe ich den Steuerknüppel. Ich ziehe ihn so stark an, dass der Schwanz der Maschine immer auf den Boden gedrückt bleibt. Die Richtungsänderungen gebe ich mit dem Seitensteuer, das mit den Füßen bedient wird. Sogar eine Bremse ist vorhanden, mit der jedes Rad einzeln oder beide gleichzeitig gebremst werden können.

Du kannst Dir denken, lieber Chäppel, dass ich nur einen Wunsch habe: so tüchtig zu arbeiten und mich soldatisch wie technisch so zu stellen, dass ich in die UO. (Unteroffiziersschule) einberufen werde und später auch aspirieren darf. Weisst, wenn ich unsern Leutnant jeweils starten sehe, wenn ich zuschaue, wie der Fokker immer schneller und schneller über die Startbahn saust, sich langsam erhebt und über das Wäldchen am Platzende weg in den Himmel hinausfliegt, dann fasse ich meinen Entschluss immer fester: ich will auch Pilot oder Beobachter werden. Oder wenn gar unser Kompagniekommandant auf einem leichten gelben Bucker-Jungmeister dem kühnsten Vogel zum Trutz am Himmel herumturnt, dann starre ich hinauf, bis ich den Äckegstabi habe und kenne nur noch einen Wunsch: unserm Oberleutnant nachzueifern.

Jetzt ist der Brief lang geworden, und ich hoffe, Du habest nun bereits eine schwache Ahnung, von dem was wir treiben, was ich hier lerne und was alles ich noch zu lernen habe. Grüsse Vater, Mutter und Änni. Auch dem Dres richte einen Gruss aus von mir. Du aber, Kaspar, vergiss nie, tapfer zu Hause zu helfen und in der Schule tüchtig zu lernen. Dann wirst auch Du einmal ein Soldat werden, auf den sich unser Vaterland verlassen kann.

Mit herzlichem Gruss Dein Bruder
Hans

Fl.R.S. II/38, Schulkp. III,
Kaserne Payerne.»

Kurz nach Mitte der Rekrutenschule hatte der Schulkommandant die erste grössere Übung mit einer ganzen Staffel angesetzt, und da bekam Jossi auch Einblick in die andern technischen Gruppen, die bis jetzt ge-

trennt von den Flugzeugwarten und Flugzeugmechanikern ausgebildet worden waren, nun aber an den gleichen Flugzeugen und sozusagen gleichzeitig zu arbeiten hatten.

Von den Flugzeugmechanikergruppen wurden neun Maschinen in Reih und Glied bereitgestellt. Kaum war dies geschehen, erschienen die *Waffenmechaniker*. Sie setzten die Beobachtermaschinengewehre ein, überprüften die beiden starr eingebauten Pilotengewehre und stellten deren Schusszähler ein. Dann führten sie die zwei Metallgurten mit den Patronen in die Magazine und zogen den Anfang der Gurten in den Zuführapparat. Der Pilot brauchte in der Luft nur noch zu laden, und die Gewehre waren schussbereit. Hans wollte wissen, warum die Schusszähler für diese Übung auf 100 und nicht auf 0 gestellt würden. Ein Kamerad erklärte ihm, dass es für den Piloten wichtig sei, immer zu wissen, wieviel Patronen er noch zur Verfügung habe. Jeder Schuss wird deshalb von hundert abgezählt. Nach zwei Schiessanflügen von je dreissig Schuss zeigt der Zähler noch 040, und der Pilot weiss nach dem ersten Blick: ich habe in jedem Gewehr noch vierzig Patronen zur Verfügung.

Hans beschaute sich nun das Beobachtergewehr. Es ist beweglich und hat die Verteidigung des Flugzeuges nach hinten zu übernehmen. Die Metallgurte liegt in einem auswechselbaren Gurtenkasten aus Stahlblech. Die Schussgeschwindigkeit beträgt zwanzig Schuss in der Sekunde. Trotz dieser hohen Zahl genügt Luftkühlung, da bei den hohen Flugzeuggeschwindigkeiten ja immer nur sehr kurze Serien, Pakete, wie man in der Fachsprache sie nennt, abgefeuert werden können. Gezielt wird mit dem allbekanntesten Ringvisier und dem Windfahnenkorn. Dieses Korn ist beweglich und wird von einer Windfahne immer so gedreht, dass die Korrektur der eigenen Fluggeschwindigkeit wegfallen kann und im Ringvisier nur die Geschwindigkeit der gegnerischen Maschine durch die nötige Vorhalte in Betracht gezogen werden muss.

Wie Hans nun näher in den Beobachtersitz hinein schaute, entdeckte er auch eine Apparatur, die ihm sein Kamerad von der Waffenmechanikergruppe als die Wähler- und Abwurfanlage für die Bomben erklärte. An Rumpf und Flügeln können die Bomben in einem sogenannten Bombenreck aufgehängt werden. Dies ist Aufgabe der Waffenmechaniker.

Da merkte nun Hans, dass nicht nur seine Arbeitsgruppe, die Flugzeugmechaniker, verantwortungsvolle Posten bekleideten, sondern auch die Kameraden der andern Gruppen. Störungen an den Bordwaffen können in der Luft nur in seltenen und leichten Fällen behoben werden. Die Arbeit der Soldaten am Boden muss demnach so genau und zuverlässig sein, dass sich die Besatzung bedenkenlos darauf verlassen kann. Welche Folgen aus der Nachlässigkeit eines einzigen Mannes entstehen könnten, wenn im ernsthaften Luftkampf plötzlich die Waffen versagten, konnte sich Hans leicht ausmalen.

Nun interessierte sich Rekrut Jossi eingehend für die Funkapparatur, und ein Kamerad von der *Funkmechanikergruppe* gab ihm den nötigen Aufschluss. Ein Fliegen ohne Funk ist heute im Militär nicht mehr denkbar. Vom Jagdeinsitzer bis zum schwersten Bomber ist der Flugfunk, die drahtlose Telegraphie oder Telephonic, die beste und meist auch einzige Verbindung von der Luft, zum Boden. Soll diese Verbindung unter allen Wetter- und Kampfverhältnissen immer einwandfrei spielen, so muss die Anlage erstklassig sein. Sie verlangt deshalb auch gründliche Kenntnis und sorgfältige Wartung. Es ist klar, dass vorwiegend Elektriker, Elektrotechniker und Radiospezialisten als Funkmechaniker ausgewählt werden. Sie müssen die Grundlagen der allgemeinen Elektrizitätslehre beherrschen, sonst können sie nie genügend in das Gebiet der hochfrequenten Ströme eindringen und die Bordgeräte richtig verstehen. Dieses Verständnis ist jedoch die unerlässliche Voraussetzung für tadellose Wartung und für gute Reparaturen.

Da die automatischen Kurzwellenapparate bereits am Boden auf bestimmte Wellenlängen – eine Hauptwelle und eine bis zwei Nebenwellen zum Ausweichen – abgestimmt werden, müssen die Funkmechaniker dieses Abstimmen mit dem Quarzwellenmesser einwandfrei beherrschen. Auch hier zeigt sich, dass selbst die kleinste Ungenauigkeit oder Nachlässigkeit die Ausführung eines Auftrages, ja sogar das Leben der Besatzung in Frage stellen könnten, wenn die Funkverbindung vom Flugzeug zur Bodenstation nicht herzustellen wäre.

Nun schritten die Besatzungen auf die Maschinen zu, die Piloten in grauen Stoff- und die Beobachter in dunklen Ledercombinaisons. Die dem Flugzeug zugeteilte Arbeitsgruppe stellte sich auf, und Korporal Mä-

der meldete die Bereitschaft der Maschine. Pilot und Beobachter schwangen sich in die Sitze. Ein *Photograph* langte dem Beobachter die Fliegerkamera hinauf. Der Beobachter prüfte Verschluss und Gelbscheibe, Blende und Kassette und nickte zustimmend.

Der Reihe nach wurden nun alle Motoren zur Kontrolle nochmals abgebremst. Dann winkten die Piloten; die Flugzeugwarte entfernten die Radschuhe, und vom rechten Flügel weg rollten die Maschinen auf die Piste. In drei Dreierpatrouillen stellten sie sich bereit. Durch Erheben eines Armes meldeten die einzelnen Piloten dem Staffelführer ihre Bereitschaft. Da streckte auch schon der Pistenwart seine weisse Fahne in der Startrichtung aus, neun Motoren brüllten auf einmal auf, fegten über den topfebenen Platz und hoben sich wie Phönixe empor.

Vor der Flugzeughalle stand die ganze Rekrutenkompagnie, und in jedem erwachte der Stolz, auch sein Teil zu dieser Einsatzbereitschaft beigetragen zu haben. Als aber eine Minute später die Neunerstaffel im Keil und tadellos ausgerichtet über die Köpfe der jungen Soldaten hinwegbrauste, wurde Hans Jossi mit aller Deutlichkeit klar: bei uns darf keiner halbe Arbeit leisten. Wenn nicht jeder von uns jede Aufgabe unbedingt zuverlässig erfüllt, kann ein Unglück geschehen. Da war der junge Rekrut vom Hasliberg tief glücklich, zur Fliegertruppe zu gehören, und mit liebevoller Handbewegung strich er sein blaues Übergwändli zurecht.

In der drittletzten Woche der Rekrutenschule wurden die Kompagnien auf den späteren Felddienst vorbereitet. Sie kamen in die Verlegung. Das umfangreiche und teure Material wurde auf eine lange Lastwagenkolonne verladen. Eine Alarmgruppe fuhr mit dem wichtigsten Material, das für die Sicherung des Flugdienstes notwendig ist, voraus. Ihr folgte später das Gros der Kompagnien. Die Motorfahrer waren bereits bei der Motorwagentruppe ausgebildet worden und nun der Fliegertruppe zugeteilt.

Als die Schulkompagnie III auf dem feldmässigen Stützpunkt ankam, staunte Hans Jossi. Bereits hatten die Offiziere die Flugzeuge überflogen. Sie waren unter Leitung des technischen Offiziers weit auseinandergezogen aufgestellt und gut verankert. Sofort wurde ans Abladen des Zeltmaterials geschritten. Für jedes der grossen Flugzeugzelte wurde ein

günstiger Platz abgesteckt, und bald hieben die tatendurstigen Rekruten mit ihren schweren Schlägern auf die Pflöcke ein. Bis tief in die Nacht hallten Hammerdröhnen und Kommandorufe, und es machte männiglich Spass, erst nach Mitternacht ins Kantonnement schlüpfen zu können. Zum erstenmal schliefen die jungen Eidgenossen auf Stroh. Ihr Schlaf war aber ebenso tief wie in den Kasernenbetten.

Beim Grauen des nächsten Morgens war die ganze Staffel einsatzbereit. Die weitverzweigten Verbindungen waren während der Nacht durch die *Telephongruppe* hergestellt worden. Viele Kilometer Draht waren gezogen, C-Telephone angeschlossen, eine Zentrale gebaut, und man konnte nach Belieben jede wünschbare Verbindung erhalten.

Irgendwo fand Hans im Laufe des Tages, als er nach einem Ersatzteil für das Flugzeug seiner Gruppe ausgeschickt wurde, auch die *Materialgruppe*. Sie verwahrt die Werkzeuge, Reserveteile, Rohstoffe, kurz, das umfangreiche und teure Material, das eine feldmässige Fliegerkompagnie braucht. Die dauernde Kontrolle dieses Materials, die Ausgabe und Rücknahme der Spezialwerkzeuge, die über das Werkzeug in den Bordtaschen der Flugzeuge hinaus benötigt werden, der Ersatz des Verbrauchsmaterials, die Brennstoffkontrolle und alle diese Dinge verlangen umfassende Kenntnis und gutes Organisationstalent.

Als Hans zu seinem Flugzeugzelt zurückkehrte, fand er Kameraden aus der *Werkstattengruppe* an der Maschine arbeiten. Ein Spengler machte sich am Verschalungsblech des Motors zu schaffen, während ein Tapezierer die Stoffbespannung des Flügels ausbesserte. Bis jetzt hatte Hans nur wenig von der technischen Ausbildung dieser Spezialisten gemerkt. Soldatisch waren sie allerdings alle in einer Kompagnie vereinigt. Er wusste nur, dass auch Schweisser und Schreiner, Sattler und Schneider da waren. Hier nun wurde ihm zum erstenmal klar, welch buntes Durcheinander von vielen Berufen eine Fliegereinheit darstellt. Es machte ihm, wie übrigens allen Kameraden, Freude zu erleben, wie dieses Nebeneinander der verschiedenen Fachgruppen, einmal aus der guteingerichteten Flugzeughalle herausgenommen, hier im feldmässigen Fliegerhorst ein einheitliches Ganzes wurde, eben eine *Fliegereinheit*.

Diese zehn Tage im Feld wurden zur schönsten Erinnerung an die Re-

krutenschule. Nach der Rückkehr in die Kaserne wurde jeder aufs Büro des Schulkommandanten befohlen.

«Fliegersoldat Jossi, Sie haben sich gut gestellt und sind soldatisch und technisch mit Note eins qualifiziert. Sie sind für die Unteroffiziersschule vorgeschlagen, und ich weiss, dass Sie auch dort Ihren Mann stellen werden.»

«Ich werde es tun, Herr Oberst!»

*

Mit Sack und Gewehr und diesem Gelöbnis stieg Soldat Jossi am darauffolgenden Samstag den Hasliberg hinauf, um während der kurzen Zwischenspanne zu Hause zu helfen. Mit dem gleichen Entschluss rückte er wenige Wochen später in die *Unter Offiziersschule* ein.

Die Kenntnisse und Fertigkeiten aus der RS. wurden gefestigt und vertieft und die künftigen Gruppenführer auf ihre Aufgabe vorbereitet. Hier wurde auch die Auswahl für die spätere Weiterbildung zum Offizier getroffen, ein Erlebnis, das Hans veranlasste, sich eines Abends hinzusetzen und an einen ehemaligen Lehrer folgenden Brief zu schreiben:

«Lieber Herr Inäbnit!

Heute war für mich ein so wichtiger Tag, dass es mich drängt, Ihnen darüber zu berichten. Vom Morgen an war ich im Kreuzverhör verschiedener Offiziere, die mich auf Herz und Nieren und, wie ich bald herausmerkte, vor allem auch auf Intelligenz und Charakter hin eingehend prüften. Ich weiss, dass viele Buben bei Ihnen als Berufsberater sich um die Möglichkeit, Flieger zu werden, erkundigen und will deshalb kurz erzählen, was ich heute an der *Fliegereignungsprüfung* alles erlebte.

0730 Uhr besammelten wir uns in einem kleinen Theoriesaal. Dort hatten wir einen Aufsatz zu schreiben über ‚Meine guten und schlechten Charaktereigenschaften‘. Dieses Thema hat mir ordentlich den Kopf erlesen. Wohl habe ich mir schon manchmal meine Gedanken über mich selber gemacht, doch noch nie in klaren Sätzen zu Papier bringen müssen. Aber da sagte ich mir: du schreibst alles, was du von dir weisst. So

habe ich auch meine schwachen Seiten nicht verschwiegen, die mir gerade bei der Niederschrift besonders bewusst geworden sind. Ich habe gehört, dass die Prüfenden auch aus der Schrift manches zu lesen verstünden, was ihnen gute Anhaltspunkte für die Gesamtbeurteilung gebe.

Nach etwa einer Stunde wurde ich zur sanitärischen Untersuchung beordert. Ein Fliegerarzt untersuchte mich gründlich. Ja, fast dünkt mich, dass das Wort ‚gründlich‘ zu schwach sei; denn so wurde ich in meinem Leben noch nie nach allen Kanten unter die Lupe genommen. Der ganze Körper wurde abgetastet und abgeklopft, gemessen und gewogen, durchleuchtet und auf die verschiedensten Reaktionen hin geprüft. Besonders eingehend wurde das Auge untersucht. Farbenblind bin ich nicht. Die Sehschärfe ist auch gut. Dann musste ich in einen von innen erleuchteten sechs Meter langen Schacht gucken. Darin bewegten sich ein Flugzeugmodell und eine Kugel. Ich musste sagen, ob sich die Kugel vor oder hinter dem Flugzeug, auf der Höhe der Flügel oder des Rumpfes befinde. Der Versuch wurde mit zwei sich gegeneinander bewegendem Flugzeugen wiederholt, und mir wurde dabei sofort klar, dass das stereoskopische Sehen für den Flieger von grösster Bedeutung ist. Auch die Anpassungsfähigkeit des Auges an die Dunkelheit wurde geprüft. Man nennt den Apparat ‚Adaptometer‘. Eine Anzahl von Lichtpunkten leuchtet zuerst hell: dann werden mehr und mehr graue Filter eingeschoben, bis schliesslich das Licht ganz verdämmt. Ich kann mir gut vorstellen, dass ein Pilot in vorgerückter Dämmerung oder sogar bereits nach dem Einachten noch landen müsste und sich deshalb seine Augen der Dunkelheit gut anpassen sollen. Eigentlich sollten wir Katzenaugen haben!

Zwischendurch wurde ich immer wieder gefragt und gefragt bis zum Grossvater und der Grossmutter hinauf und ob ich rauche, was ich trinke, welchen Sport ich treibe, wieviel ich des Nachts schlafe. Der Arzt rühmte meine kräftigen Knochen und starken Muskeln, und ich sagte ihm, das komme vom Heuburdrtragen und vom Holzen im Winter.

Kurz vor Mittag kam ich zur psychologischen Prüfung. Ich wurde sehr freundlich über tausenderlei Einzelheiten ausgefragt: Woher ich komme, über meine Eltern, meine Geschwister, meine Jugend- und Schulzeit,

meine berufliche Ausbildung, meine Absichten für die Zukunft und warum ich Flieger werden wolle. Mein Gedächtnis wurde geprüft und meine Fähigkeit, zu kombinieren. Der Hauptmann versuchte auch, mich abzulenken, wenn ich konzentriert arbeiten sollte; doch es gelang ihm nicht.

Am Nachmittag musste ich noch einmal antreten; aber es war keine Prüfung mehr, sondern eine freie Aussprache. Ich wurde auf die Fehler aufmerksam gemacht, die ich begangen hatte, und der Chefarzt der Flieger- und Fliegerabwehrtruppen gab mir manchen guten Rat, den ich beherzigen werde. Dann erklärte er mir zu meiner unbeschreiblichen Freude, dass ich, wenn mein Eifer nicht nachlasse, für die Fliegerlaufbahn in Aussicht genommen sei.

So sehe ich jetzt ein Ziel in greifbare Nähe gerückt, von dem mir so oft träumte, während ich noch auf den Schulbänken herumrutschte. Ihnen aber, lieber Herr Inäbni, danke ich heute dafür, dass Sie uns arbeiten und denken lehrten und dass Sie nie müde wurden, uns Lausbuben zu treuester Pflichterfüllung auch in den kleinsten Dingen anzuhalten. Damit haben Sie mir mit meinen Eltern den Weg ebnen helfen, den ich nun beschreiten darf.

In grosser Dankbarkeit grüsse ich Sie herzlich.

Ihr ehemaliger Schüler

Hans Jossi.»

*

Nach der Unteroffiziersschule rückte Korporal Jossi nicht wie viele andere Kameraden gleich in die anschliessende RS. zum Abverdienen ein. Er wurde in einen *Vor Schulungskurs der Fliegertruppe* kommandiert und sollte gar bald merken, was damit gemeint war. Eines war ihm ja bislang ohnehin sehr klar geworden: ein angehender Flieger muss ein ganzer Kerl sein. Neben dem umfangreichen Gebiet des Soldatischen, das für alle Waffengattungen die Grundlage bildet, kommen bei der Fliegertruppe als ausgesprochen technischer Waffe hinzu: umfangreiches theoretisches Wissen, grosse technische Kenntnisse und Fertigkeiten, vollständiges Beherrschen des Flugzeuges als Kampfmittel und höchste körperliche Leistungsfähigkeit. Das Ausbildungsprogramm für die künftigen Piloten und Beobachter ist so umfangreich, dass die früher noch

genügenden Piloten- und Beobachterschulen längst nicht mehr den Anforderungen gerecht zu werden vermögen. Ein gründlicher und ausgedehnter Vorunterricht wurde zum absoluten Erfordernis.

An einem Winternachmittag stiegen auf einem kleinen Bahnhof an die zwanzig junge Leute aus, bunt zusammengewürfelt aus verschiedenen Waffengattungen. Die Hälfte etwa waren bereits Offiziere mit grünen, roten und gelben Patten, die sich entschlossen hatten, Militärflieger zu werden. Nachdem sie die medizinischpsychologische Eignungsprüfung bestanden hatten, wurden sie in den Vorschulungskurs aufgeboten. Zur andern Hälfte gehörte Hans Jossi mit seinen Kameraden aus der Unteroffiziersschule.

Gemeinsam marschierten sie nun durch den dünnen Schnee zum nahen Flugplatz. In einer Holzbaracke fand der Eintrittsrapport statt. Flugklassen wurden gebildet, die allgemeine Tagesordnung bekannt gegeben, und am Schluss bemerkte der Instruktionchef:

«Und eines noch: führen Sie ein Tagebuch! Halten Sie jeden Abend die wichtigsten Erlebnisse mit wenigen Sätzen fest. Sie zwingen sich so zur Rechenschaft vor sich selbst. Zudem werden Sie später gerne diese Aufzeichnungen nachlesen; denn was Sie in den kommenden Monaten erleben sollen, wird ein Markstein sein in Ihrem Leben.»

Korporal Jossi folgte dem Rat. Er schrieb:

22.2.39. Seit heute nennen wir den Sonnenschein «*Flugvetter*». Nach dem Frühstück besammelte uns der Fluglehrer bei unserem Bückermann. Er erklärte uns – wir sind alle fünf aus der UOS. III/38 – noch einmal zur Wiederholung die Handhabung der Steuer und meinte dann: «Nun werden Sie das Vergnügen haben, einzeln mit mir die Wirkung der Steuerausschläge *praktisch* zu erproben.» Dabei betonte er mit einem vielsagenden Lächeln dieses «praktisch» und fügte bei: «Korporal Jossi, steigen Sie ein! – Nein, lassen Sie bitte den vorderen Sitz mir und steigen Sie hinten ein!»

Ich schwang mich in die Maschine. Wir hatten schon in der UOS. eine dieser gelben Bückern zu warten. Der Kahn ist mir nicht unvertraut, kam mir aber heute im Gedenken an den CV klein und schitter vor.

«Halt!» mahnte der Fluglehrer. «Der Fallschirm sitzt Ihnen zu locker. Fliegen ist Gefühlssache. Sie müssen mit dem Flugzeug verwachsen.

Schnallen Sie sich fester. Übrigens kennen Sie diesen Griff an der Gurte? Wenn Sie aussteigen müssen, ziehen Sie den Hebel hier am Gurteschloss, machen einen Hechtsprung wie zum Morgenbad, und wenn Sie weg sind von der Maschine, reißen Sie an eben diesem Griff. Sind Sie schon einmal geflogen?»

«Nein, Herr Hauptmann. In der RS. war ich einmal nahe daran; aber nachdem sechs meiner Kameraden schon die Lufttaufe erhalten hatten, brach ein fürchterliches Gewitter los, und ich musste das Combinaison wieder ausziehen.»

«Nun, dann werden wir eben heute taufen!» lacht der Fluglehrer. Er lacht überhaupt immer, wenn er spricht und zieht dabei die Augenbrauen leicht hoch, so dass ich nie weiss, ob er schimpft oder lobt.

«Sehen Sie, da haben Sie die telephonische Verbindung mit mir. Stecken Sie den Anschlusschlauch hier an. So, und nun das Instrumentenbrett. Das ist alles sehr einfach und Ihnen vertraut. Lassen Sie den Motor laufen!»

Im nächsten Augenblick springt der Motor an. «Rollen Sie zum Start!» vernehme ich durch den Kopfhörer, der in der Lederhaube eingnäht ist. Ich gebe Gas und rolle vorsichtig und schulgerecht dem Platzende zu. Der Pistenwart winkt mich mit der blau-weissen Fahne ein. Ich drehe links ab und stelle den Bückel drei Meter neben den Landungspfeil.

«Lassen Sie den Gashebel nun los und kümmern Sie sich nicht mehr darum. Fühlen Sie aber mit der Rechten am Knüppel mit!»

Das Flugzeug rollt an, der Boden unter uns wird schneller, noch schneller, der Fluglehrer drückt den Knüppel nach vorn, wir hüpfen, machen Sprünge, die immer länger und weicher werden, und nun spüre ich, wie der Knüppel mehr und mehr angezogen wird. Wir fliegen! Ich schaue und staune. Der Flugplatz schiebt sich in ein Bild zusammen, das ich mit einem Blick umfassen kann. Wir sind in Motorengeräusch eingehüllt, und die Welt unter mir kommt mir merkwürdig flach vor. Ein dauerndes leichtes Vibrieren kitzelt meinen Körper. Ich betrachte den Steuerknüppel, den ich so oft am Boden gehandhabt, voll Ehrfurcht; denn plötzlich blitzt der abwegige Gedanke durch meinen Kopf: wie, wenn auf einmal dieser Besenstiel sich lösen würde und mir frei in der Hand hinge?

«Hören Sie mich?» weckt mich nun der Fluglehrer.

Ob ich höre? Ah ja: «Ja, Herr Hauptmann.»

«Gut. Passen Sie auf, wir wollen jetzt, weil Sie in fliegerischen Dingen ja kein Neuling mehr sind, Ihre Lufttaufe vornehmen.»

Im nächsten Moment senkt sich die Nase des Flugzeuges steil nach unten. Mit Vollgas holen wir Schuss; aber schon drückt mich eine unsichtbare eiserne Faust in den Sitz, fest, noch fester, der Magen steigt mir in die Kehle hinauf, meine Augen suchen Halt – doch da ist der Himmel unten und die Erde oben, ist ein Drehen und Summen im Kopf, ist ein Wirrwarr von Bergen und Tälern und ist der ruhige, lederbehaubte Kopf meines Fluglehrers.

«Hat's Ihnen gefallen, hm?» will er wissen und forschert rückwärts-schauend nach meinem Aussehen, und da ich nicht gleich antworte, neckt er:

«Aber tragen Sie Sorge zu Ihrem nigelnagelneuen Kombi! Doch warum haben Sie den Steuerknüppel losgelassen? Fühlen Sie mit! Spüren Sie überhaupt etwas?»

«Nicht viel, Herr Hauptmann», gestehe ich.

«Ja sehen Sie, ein Flugzeug ist wie das bestdressierte Zirkuspferd bei Knie: Sie können's nicht weich genug reiten. Jetzt zum Beispiel halten Sie den Knüppel viel zu krampfhaft, wie eine Bauernmagd den Stallbesen. Locker, noch lockerer! So. Jetzt werde ich zur Landung einkurven; aber Sie werden kaum merken, wie sich der Knüppel bewegt, so wenig braucht's eben.»

Das linke Flügelpaar senkt sich, die Erde wird zur schiefen Ebene. Die Nase des Flugzeuges hebt sich leicht, der Horizont fällt ins Endlose. Da senkt sich der Motor, wird stiller, und im Gleitflug rutschen wir auf den Landungspfeil zu. Je näher wir über die Bäume kommen, umso wahn-sinniger wird die Geschwindigkeit. Die Luft rauscht mir um die Ohren, und ich bin froh, den flachen Boden unter mir zu sehen.

Auf einmal spüre ich, wie der Steuerknüppel gegen meinen Bauch drückt. Da berühren wir auch schon den Boden, weich und kaum spürbar und rollen schnell in ein deutliches Holpern auf der hartgefrorenen Piste über. Der Fluglehrer dreht links ab zu den Kameraden unserer Klasse hin.

«Steigen Sie aus, Jossi! – Korporal Michel!»

Mein erster Flug! Es ist ein erhabenes Gefühl, ein Glücksgefühl, sich

so aller Schwere enthoben zu spüren, so frei zu sein. Aber – ich glaube, ich lerne es nie. Meine Hand ist zu schwer –

Doch wenn ich an andere denke, die schon am Ziel sind – wenn morgen nur Flugwetter ist!

25.2.39. Ich frage mich, wie einer überhaupt Fluglehrer werden kann, wie einer diesen aufreibendsten und verantwortungsvollsten Beruf ergreifen kann. Heute nach dem ersten Start bemerkte Urs durchs Telephon – wir taufte unsern Fluglehrer, den nie aus der Fassung zu bringenden Berner Hauptmann, Urs – zu mir:

«Steigen Sie auf dreihundert Meter!»

Ich warf einen orientierenden Blick auf den Höhenmesser. Fünfhundert Meter. Leicht zog ich den Knüppel an.

«Mein lieber Freund, überziehen Sie mir so nah am Boden die Maschine nicht! Ich bin kein Freund von Hackbeefsteak. Geben Sie etwas nach! Aber warum jetzt in eine Kurve liegen? Nehmen Sie die Bergspitze geradeaus als Richtpunkt und halten Sie darauf zu! Jetzt ist 's besser. Sie sehen, jetzt schulen wir schon den vierten Tag, und noch immer macht das Häschen seine Seitensprünge. Ja, ja, der Geradeflug ist gar nicht so leicht, wie sich der Nichtschwimmer denkt. – So, jetzt geben Sie leicht Verwindung nach links! Merken Sie, wie sich die Maschine hereinlegt? Aber nicht stechen, halten Sie die Höhe und drücken Sie jetzt leicht aufs linke Seitensteuer! – Gut, jawohl, sehr gut – bleiben Sie sooo – Blick auf den Innenflügel – und jetzt richten Sie die Nase wieder geradeaus! So, das nennen wir Linkskurve. Nicht schwer, was? Fliegen ist überhaupt nicht schwer. Es braucht nur Gefühl. Aber das Gefühl muss überall vorhanden sein, in der kleinen Zehe wie in der äussersten Haarspitze, im Halszäpfchen wie im Sitzleder. Wie sagt nur schon Goethe: ‚Gefühl ist alles‘. Sogar klassisch angehaucht wird man beim Fliegen; aber jetzt gerade noch einmal: Hineinliegen, Seitensteuer und – geradeaus. – Wir wollen landen!»

Ich bewundere diese Geduld. Hundertmal das Gleiche sagen und fünf flaumbefiederte Spatzen auf einmal im Nest, die alle über den Rand hinausgucken und doch noch keine rechten Flügel haben. Diese Engesgeduld! Und immer lacht Urs.

3.3.39. Heute lachte Urs nicht mehr, als er gegen Mittag vor unserer Klasse stand.

«Korporal Marti», sagte er, «es wird Ihrer Gesundheit zuträglicher sein, wenn Sie's aufgeben. Sie spüren's ja selbst. Gefühl ist alles. Aber Sie fühlen's nicht. Sie können anderswo in unserer Armee Ihren Mann stellen; doch schlagen Sie sich das Fliegen aus dem Kopf. Studieren Sie über Mittag den Fahrplan. Ich werde Ihre Entlassung veranlassen.»

Wir waren alle geschlagen, und ich musste auf die Zähne beißen, als ich nochmals zu einer Schulrunde befohlen wurde. Aus der einen Runde wurden drei. Urs war wortkarg. Nach der ersten Landung brummte er bloss:

«Starten Sie nochmals!»

Nach der zweiten Runde:

«Starten Sie nochmals!»

Nach der dritten Runde:

«Gut. Ich habe Ihnen nichts besonderes zu sagen.»

Urs stieg aus. Ich rollte die Maschine zum Hangar und konnte mich des spärlichen Lobes doch nicht freuen. Fliegt denn Heinz Marti schlechter als ich? Was habe ich nicht schon für Schnitzer gemacht! Wie manchmal habe ich das träge Blut unseres Fluglehrers nicht schon in Wallung gebracht! Die andern auch. Wir sind doch alle ungefähr gleich. Und doch – ich weiss, dass sich Urs nicht irrt. Er sucht in uns allen die Schwäche. Bei Heinz hat er sie wohl gefunden. Kann er nicht mitgehen? Bleibt er verkrampft? Denkt er nicht klar, wenn seine Füsse in der Luft hängen und die liebe alte Erde sich schnell auf ihn zubewegt? Ich weiss es nicht; aber Urs wird seine Gründe haben. Schade um Heinz. Er war ein lieber Kerl.

11.3.39. «Ich glaube, wir müssen wieder mit dem ABC des Fliegens anfangen», meinte heute Urs zu mir.

Und ich glaube, ich lerne es nie. Ich muss es aufgeben. Es ist zum Verzweifeln. Dabei war es mein fünfzigster Doppelsteuerflug. Zum Verücktwerden! Zum Davonlaufen...

13.3.39. Fliegen, fliegen, fliegen! Es ist wunderschön. Jeden Morgen diese halbe Stunde zwischen Erde und Himmel: Starten, Geradeausfliegen, weite Kurven, mittlere Kurven, Steilkurven, Steigen, Gleitflug. Täglich eine halbe Stunde den Kopf klar, die Füsse im Seitensteuer, die Rechte am Knüppel und die Linke am Gashebel, den frischen Wind um die Nasenspitze und das Herz frei. Es ist wunderschön! Und ich dachte

einmal ans Davonlaufen? Nicht im Ernst. Um dieser einen halben Stunde von achtundvierzig willen wird jeder dableiben, und wenn es ihm noch so im Halse würgt und im Herzen kocht. Wenn wir auch noch über hundert psychologische Wassergräben gehetzt werden, wenn wir noch so klein sind und unsere Eigenliebe noch so sehr sich aufbäumen wird: wir werden alle um dieser einen halben Stunde willen bleiben wollen; denn wir ahnen, was Fliegen ist.

16.3.39. Gestern abend lag etwas wie «erste Alleinflugstimmung» in der Luft; aber heute früh nieselte es zäh aus grauen Wolken. «Flugwetter?» fragte ein jeder und streckte die Nase zum Fenster hinaus? «Hmmm... Nichtflugwetter!» und tat dabei einen tiefen Seufzer. «Theorieee! ,Grau, teurer Freund, ist alle Theorie»», wenn man das leichte Vibrieren des Flugzeuges in allen Knochen sitzen hat und wenn einem das Lied des Motors ununterbrochen im Ohre summt.

Hören und Tasten: Der automatische Geber tickt. Wir ziehen die Kopfhörer über und schreiben: – eine Fünfergruppe nach der andern, schön zusammenhängend, ganze Blätter voll. Tempo fünfzig ist erreicht, das heisst, wir nehmen fünfzig Morsezeichen in der Minute auf. Zwischenhinein tasten wir auch, wieder in Fünfergruppen, das ganze ABC und alle Zahlen und Satzzeichen die Kreuz und Quer. Leicht den Knopf am Taster gefasst, Striche und Punkte nur so aus dem Handgelenk geschüttelt wie einen Siow Fox am Klavier – wir spielen, und hören im Kopfhörer unsern eigenen Funk. Hören und Tasten – es ist unser tägliches Brot.

Geographie: Noch nie habe ich die Landeskunde der Schweiz so neuartig vorgesetzt bekommen. Gar nicht schulmässig. In grossen Zusammenhängen, gleichsam aus der Vogelschau und immer wieder durch das Fliegerbild veranschaulicht. Ich freue mich auf jede Geographiestunde. Wenn einer, so muss der Flieger die Schweiz kennen und – lieben.

Meteorologie: «Schönwetterflieger!?» Schon rümpfen wir die Nase, wenn «Nichtflugwetter» ausgegeben wird. Wir wollen doch Militärflieger, Kriegsflieger, Allwetterflieger werden. Wir wollen mit Wolken und

Sturm, mit Regen und Wind auf Du und Du zu stehen kommen. Wir wollen um das Geheimnis wissen, das in unserem Element, in der Luft uns umlauert.

Navigation: Navigare necesse est – heisst für uns: Volare necesse est – Fliegen tut not. Kartenkurs und Ortsmissweisung, Aufkreuzwinkel und Kompasskurs, Eigengeschwindigkeit und Grundgeschwindigkeit: ich habe schon etwas von Blindflug gehört und ahne langsam, auf welchen Elementen er aufgebaut ist.

Flugzeug- und Motorenkunde: Immer wieder! Ich staune über unsere Mechaniker, die dies alles so beherrschen, die so zuverlässig sind, die unsere Maschinen pflegen wie ein englischer Lord seinen Rennstall.

Nein, sie ist doch nicht so grau, unsere Theorie, wie Goethe verallgemeinernd glaubte. Aber eben – er wusste vom *Fliegen* noch nichts.

16.3.39. Als ich in mein Kombi schlüpfte, spürte ich schon, nein ich wusste es, dass heute die einsamste Viertelstunde meines Lebens schlagen könnte. Wir flogen die erste Schulrunde. Wie immer. Wir rollten nach der Landung zum Startplatz zurück. Urs blieb sitzen. Wie immer. Ich wartete auf sein «Los», doch da löste er sich umständlich wie sonst nie aus den Gurten, stieg aus und sagte so ganz nebenbei und obenhin:

«Gehen Sie allein!»

Als ob es nichts wäre. Und dabei zündet er sich eine Zigarette an.

Ich habe es gewusst und falle trotzdem aus den Wolken. So mir nichts, dir nichts setzt Urs mich grünen Spatzenjungen, dem kaum recht die Flaumfedern gewachsen sind, auf den Nestrand und piepst: «Gehen Sie allein!»

Ich drehe mich nach Urs um: aber er kehrt mir schon den Rücken zu und scheint gar keine Notiz mehr von mir zu nehmen. Wirklich – ein herzloser Spatzenvater!

Unter mir die Welt. – Endlich! – Allein! – Ein ganz besonderes Gefühl ergreift mich. Ich fühle mich frei. Ich bin der Führer der Maschine, die ich fliege. Sie muss mir gehorchen. Da fliege ich junger Spatz nun über die Erde hinweg, ich, Hans Jossi vom Hasliberg. Was würde meine Mutter sagen?! Auf einmal zuckt in die Freude hinein die Sorge, ja nichts zu vergessen. Schon setze ich zur Landung an. Ich sehe den weissen Pfeil. Plötzlich kommt mir der Platz vor mir grausam leer vor. Urs ist nicht

mehr da. Urs, der Retter in Not. Längst habe ich den Gashebel ganz zurückgezogen. Ich drücke am Knüppel, bin aber bedenklich hoch. Jetzt aber ausschweben. Ich ziehe an, ziehe, ziehe – und weiss: Urs würde jetzt die Steuer ergreifen, Vollgas hineinwerfen und «Ausziehen!» brüllen.

Das Flugzeug sitzt ab... nichts ist geschehen. Urs wird es ein Wunder nennen. Er hat so oft und so manches «ein Wunder» genannt, und ich weiss, dass er jetzt mit hochgezogenen Augenbrauen dagestanden und um mich gebangt hat. Aber wo steckt er? Kein Urs I

Da steht er plötzlich neben der Maschine und winkt: noch einmal! –

Dreimal habe ich's versucht – dreimal ist es gelungen, das dritte Mal wirklich gut, glatte Dreipunktlandung auf der Höhe des Pfeils.

Erster Alleinflug! Es scheint nichts zu sein, klingt so alltäglich. Aber es ist ungeheuerlich. Es ist das Ziel aller Anstrengungen von vier Wochen. Es war mein siebenundachtzigster Flug, aber der erste *Alleinig*. Es war der erste Flug meinem Ideal entgegen. Es ist die Zukunft, die sich öffnet, ist die Laufbahn und Karriere des Militärfliegers, die beginnt. Es ist das vollkommenste Glück.

Es ist ein Wunder!

25.3.39. Lange ist es her, seit die Wiesen unter dünner Schneedecke lagen. Jetzt blühen sie. Die Frühlingssonne bräunt unsere Gesichter. Auf den beiden Pisten starten und landen die Maschinen.

«Steigen Sie auf zweitausendfünfhundert Meter», sagt Urs.

Da bin ich glücklich, wunschlos glücklich. Ich fliege. Einfach hineinfliegen ins Blaue! Zweitausendfünfhundert Meter vor und über mir und die Welt unter mir, immer kleiner. Schon könnte ich den Flugplatz mit einer Briefmarke überkleben. Alles schrumpft zusammen – und doch wird wieder alles gross und weit und schön, dass ich's nicht mehr fassen kann. Der Wind spielt mit mir und wie ein richtiger Lausbub gehe ich auf das Spiel ein. Weit und breit niemand als er und ich – und ganz unten die Erde, verdeckt von vereinzelt Wattebäuschchen. Die Täler liegen noch im tiefen Schatten – ich aber fliege im Sonnenschein und bin trunken vor Glück. Auf einmal kommen mir die ausgezeichneten Geographiestunden unseres Meiringer Lehrers in den Sinn; aber sieh, guter Freund: wie unzulänglich war alles gegen dieses Erleben der Wolken und Winde und der Landschaft.

Zweitausendfünfhundert Meter 1 In weitem Gleitflug bummle ich auf den Platz zu und lande etwas hart.

«Wie war's», will Urs wissen?

«Einzig!» rufe ich begeistert; da dämpft Urs:

«Jossi, vergessen Sie mir aber das Elementarste des Fliegens nicht: die Geschwindigkeit. Sie waren in zweitausendfünfhundert Meter und kamen doch zu flach. Sie hatten zu wenig Schuss. Überlegen Sie sich wieder einmal, warum überhaupt ein Flugzeug fliegt. Fliegen heisst landen!»

Also bin ich doch noch ein dummer Spatzenjunge mit ganz kleinen, nicht ausgewachsenen Flügeln.

11.4.39. Ziellandungen, und immer wieder Ziellandungen, hineinzirkeln in ein taschentuchgrosses Rechteck von achtzig mal zweihundert Meter, zuerst aus fünfhundert, dann aus tausend Meter Höhe, mit vollständig gedrosseltem Motor.

Nach dem ersten Alleinflug fragte ich mich, was Urs denn noch so viel zu lehren habe. Immer mehr versucht er, uns das Fliegen vom Kopf ins Gesäss zu verlegen.

«Glauben Sie, Sie können im Luftkampf oder beim Blindflug oder beim Tiefangriff auch nur einen Augenblick ans Fliegen denken? Da müssen Sie das Köpfchen klar und frei für andere Überlegungen haben; denn Sie wollen ja Militärflieger, Kampfflieger werden – und unsere Zeit sieht so kämpferisch aus, dass Sie unter Umständen an dieses Ziel gelangen werden. Und jetzt nochmals eine saubere Glissade von jedem, einmal links, einmal rechts, fein heruntergleiten, wie über die Rutschbahn im Strandbad! Los!»

20.4.39. Heute habe ich mein erstes Brevet erfliegen: Ziellandung mit vollständig gedrosseltem Motor aus sechshundert Meter und die fünffache Achterfigur um zwei fünfhundert Meter auseinanderliegende Punkte herum mit anschliessender Ziellandung mit Motor. Es war nicht schwer. Wir haben alle vier von unserer Klasse die Prüfung bestanden.

Jetzt freuen wir uns auf die Offiziersschule.



Fliegerisch brachte die Offiziersschule Hans Jossi die Fortsetzung des Vorschulungskurses. Verfeinertes Fliegen, fliegen im Verband. Zuerst

paarweise, dann zu dritt in der Patrouille und schliesslich zu fünft, siebent und neunt als Staffel.

Wenn die Zugvogelschwärme so müde würden wie unsere Offizierschüler beim Staffelfliegen, dann kämen im Frühjahr die Stare nimmer aus dem Süden zurück, dachte Hans bei den ersten Flügen im Verband.

Der Staffelflug ist für den Flieger ungefähr das, was für eine Schulklasse das Chorsingen oder gemeinsame Freiübungen: Jeder einzelne muss sich aufs Äusserste zusammenehmen, muss haargenau seine Aufgabe erfüllen und muss sich doch dem Ganzen gut einordnen; denn ausschlaggebend ist nicht die Einzelleistung, sondern das Gesamte, die Zusammenarbeit, der Zusammenklang, die Harmonie. Da fliegen zwei dieser nun schon ziemlich gross gewordenen Spatzen ihrem Fluglehrer nach. Sie nähern sich ihm bis auf Flugzeugbreite und finden es riesig interessant, Urs einmal in der Luft aus der Nähe beobachten zu können. Brrrr – Halt! Aufgepasst! Fast wäre Hans in den Patrouillenführer hineingesaust. Also Gas weg! Sssss – Gleitflug, und schon winkt Urs ein mitleidiges Lebewohl.

Patrouillen und Staffelfliegen heisst Disziplin.

Es war bei einem solchen Staffelflug, als die Tragödie sich ereignete. Hans wusste, dass er sie nicht scheuen durfte, wenn einmal der Moment da sein würde. Sie flogen zu fünft und kamen von einer Aussenlandung zurück. In Platznähe gab Urs das Zeichen zum Übergehen aus dem Keil in die Kette rechts. Hans war zweiter rechts. Plötzlich krachte es, sein Bückler zitterte, ein dunkler Gegenstand flog an ihm vorbei, und da er hinausschaute, sah er, wie sein Kamerad, der Sekunden vorher noch zu seiner Linken geflogen, sich aufbäumte und dann kerzengerade in die Tiefe stürzte – zerschellte, und wie eine Flammensäule aufstieg. Hans schloss eine Zehntelsekunde die Augen. Dann suchte er Urs. Urs flog dicht nebenan auf gleicher Höhe und deutete ihm, auszusteigen. Im gleichen Augenblick spürte Hans ein heftiges Klopfen und ein unregelmässiges Vibrieren des Flugzeuges. Propellerbruch! Der Motor baute sich aus! Sein Kamerad musste ihm ein Stück vom Propeller weggerissen haben. Hans nahm das Gas ganz zurück, schaltete die Zündung aus und löste sein Gurtenschloss. Er sah sich frei. Die Kameraden flogen weiter vorn über-

höht. Er stand auf, trat mit einem Fuss auf den Sitz und gab sich einen kräftigen Stoss. Rücklings fiel er weg, Kopf nach unten. Er sah klar und musste noch etwa vierhundert Meter hoch sein. Also genügend Höhe. Hans packte den Griff und riss. Er hörte das Rauschen der Seide und spürte plötzlich einen Ruck. Er pendelte, schwebte, und wie er nach oben schaute, blühte gross und hell der Fallschirm über ihm wie eine weisse Rose im Sonnenschein.

An diesem Abend war es still in der Offiziersmesse.

So stieg Hans Jossi von Stufe zu Stufe. Er wurde nachdenklicher und reifer. Seine Züge festigten sich. Sein Charakter wurde abgeklärt und scharf. Daran war zum guten Teil die ausgezeichnete Erziehung schuld, die er in der Offiziersschule genoss. Ein halbes Hundert junger Leute aus allen Berufsklassen und sozialen Schichten, mit den verschiedensten Begabungen und Liebhabereien sind in das eine Feldgrau gekleidet, sind uniform, haben das eine Ziel vor Augen: Offizier zu werden, Pilot, Beobachter, Funkoffizier, Leutnant bei der Fliegerabwehrartillerie.

Der Unterricht war zum grossen Teil gemeinsam: Fliegertaktik, Geographie, Truppenkenntnis; Navigationslehre, Flugfunk, Meteorologie. Hans bekam Einblick in den Aufgabenkreis des Beobachters, des Funkoffiziers, der Flab. Und vor allem und immer wieder spürte Aspirant Jossi, wie er sein eigenes Sein zurückstellen musste hinter den allbeherrschenden höheren Willen. Nach und nach dämmerte ihm auf, was Disziplin ist und was er unter dem Gebot der Ehre zu verstehen hatte. Er wurde freier, und was er früher als Soldat dunkel nur geahnt, wurde ihm jetzt bewusst und zu geistigem Besitz. Er wurde froh und stolz zugleich, sich selber unterstellen zu dürfen. Hier in der Offiziersschule, wo er zum Führer erzogen wurde, lernte er sich selber führen und begriff zum erstenmal deutlich, was das Wort Freiheit im tiefsten Sinne bedeutete. Und aus dieser innern Freiheit heraus unterordnete er sich freudig der höheren Autorität.

An die Offiziersschule, welche eine verfeinerte fliegerische, eine vertiefende technische und die umfassende Offiziersausbildung der Aspirantenschule brachte, schloss sich die Fliegerschule an. Noch einmal schritt Hans Jossi, jetzt Leutnant Hans Jossi, eine Stufe höher. Er konnte die Bückler-Jungmann mit einer wendigen und vor allem für den Kunstflug gebauten Jungmeister vertauschen.

Als er sie gut in der Hand hatte, setzte er sich wieder ans Doppelsteuer, diesmal aber in einem schwereren Flugzeugtyp, und schulte nach einer Reihe von Alleinflügen schliesslich auf den C-35, also auf eine richtige Kriegsmaschine, um. Was gab es da nicht wieder zu lernen! Alles kam ihm nach dem zierlichen Bücklerli wuchtig und schwer vor, und er spürte schon den kriegsmässigen Einsatz heraus, den diese Maschine gestattet. Höhenflüge und Tiefanflüge im vol rasant wurden ihm so vertraut wie Schiessflüge und Bombenabwurf, Patrouillenflüge und Staffelexerzieren. Und nie konnte er genug bekommen davon, nie war sein Lufthunger gestillt. Er mochte nicht warten, bis er eingereiht wurde in eine Fliegerkompanie, bis er Frontflieger wurde.

Früher, als er es je gedacht, sollte dieses Ziel für ihn greifbar werden.

*

Am 29.8.39 wurde mit dem verstärkten Grenzschutz auch die ganze Flieger- und Fliegerabwehrtruppe mobilisiert. Die Fliegertruppe, früher nur eine Hilfswaffe, die durch Aufklärungs- und gelegentliche Bombenflüge der übrigen Armee Krieg führen half, war inzwischen mit der mächtig im Aufbau begriffenen Fliegerabwehrartillerie zum einheitlichen und selbständigen Wehrmachtteil ausgebildet worden. Es zeigte sich denn auch schon vom ersten Tage des neuen Völkerringens an, dass *die Luftwaffe*, die grosse Unbekannte in der modernen Kriegführung, ein wichtiges und vielerorts schlachtentscheidendes Kampfmittel war. Mit dem Flugzeug wurde der Krieg von der Erde und den Meeren weg auch in den Luftraum getragen, der von nun an ebenso hartnäckig umstritten war wie irgendein bedeutsamer Landstreifen oder ein Teil des Ozeans. Ja, die Luftwaffe trug erst den Kampf über die Frontlinien hinweg ins Landesinnere und wurde so die eigentliche Trägerin des totalen Krieges. Sie prägte den Feldzügen den Stempel der Blitzkriege auf, die sie mit der Panzerwaffe bis zum deutschrussischen Feldzug immer in wenigen Wochen zu entscheiden wusste. Heute ist die Luftwaffe durch ihr Vermögen, im entscheidenden Augenblicke an entscheidender Stelle eine ungeheure Kampfkraft zu massieren und so die Überlegenheit herbeizuführen, zum wichtigsten Werkzeug der obersten Heeresleitung geworden. Sie ist, als

schlachtentscheidendes Schwergewicht, der höchsten Führung direkt unterstellt.

Alle drei Teile der Luftwaffe, Fliegertruppe, Fliegerabwehrtruppe und Fliegerbeobachtungs- und Meldedienst haben für uns das eine Ziel der *Luftraumverteidigung*, Die Flieger verteidigen durch ihre Jäger in der Luft, die Flab mit ihren erdgebundenen Geschützen vom Boden aus, und der Fliegerbeobachtungs- und Meldedienst überwacht den Luftraum. Darüber hinaus aber ist gerade das Flugzeug eine hervorragende Waffe, um die wirksame Geländeverteidigung durch direkten Eingriff in den Erdkampf zu unterstützen. Wie diese verschiedenen Aufgaben praktisch durchgeführt werden, lehrte der Aktivdienst nun mit aller Gründlichkeit.

Ende Oktober 1939 erhielt Militärpilot Leutnant Hans Jossi vom Hasliberg den Befehl, in eine Fliegerkompagnie zum Aktivdienst überzutreten. Damit begann für den grünen Schnabel, der er jetzt auf einmal im Kreise dieser fronttüchtigen Kameraden wieder war, das Lernen von neuem. Vor allem galt es für ihn, sich an einen kriegsmässigen Fliegerstützpunkt, dessen Organisation und die Arbeitsweise in einer Frontstaffel zu gewöhnen. Auch im Verkehr mit der Mannschaft war er unerfahren. Es waren keine Rekruten mehr, die vor ihm standen, sondern ausgewachsene Soldaten, die, mitten aus ihren zivilen Berufen herausgerissen, im Felde dienten. Männer mit Haus und Gewerbe, Familienväter mit Pflichten und Sorgen. Ja, Hans hatte viel zu lernen!

Am ersten Tage wollte Leutnant Jossi wissen, wo der Flugplatz sei. «Flugplatz? Mein lieber junger Kamerad, suchen Sie die Flugplätze in Dübendorf, Belp, Thun oder Basel, aber nicht hier. Wir kennen nur einen *Stützpunkt*, Sehen Sie, wir stützen uns auf diese kleine Rasenfläche mit Längspiste und Querpiste, wie sie hier zwischen den Obstbäumen und Waldstreifen versteckt liegt.

«Ja, aber wo haben Sie die Maschinen?» fragte Leutnant Jossi.

«Auf keinen Fall in Hallen oder Hangaren», lachte Pic, sein neuer Hauptmann. «Sie müssen im Gegenteil schon gut herumspähen, um überhaupt unsere Vögel ausfindig zu machen; denn alles Auffällige ist getarnt. Sehen Sie, dort zieht sich ein etwa zwanzig Meter breiter Waldstreifen einem Bach entlang. In diesem Wäldchen liegt unsere Patrouille I auf dem Anstand.

Die Patrouille ist der eigentliche moderne Kampfverband. Ihre Pilo-

ten und Beobachter sind auf Leben und Tod miteinander verbunden. Es sind Kameraden, die einander gründlich kennen und lieben. Jeder weiss vom andern, dass er sich unbedingt auf ihn verlassen kann und dass der andere, wenn es einmal ums Letzte gehen sollte, nicht feige sich drückt, sondern den Angreifer aufs Korn nimmt.

Herr Leutnant Jossi, Sie haben die Aufgabe, sich in eine solche Kampfpatrouille einzufliegen, einzudenken und einzuleben. Diese Aufgabe ist schön und gross: aber –» und dabei schaute Hauptmann Imfeld den jungen Kameraden ruhig und durchdringend an, «Sie werden sich dieser Aufgabe gewachsen zeigen! Ich nehme Sie in meine Patrouille, in Patrouille I. Ihr Flugzeug ist Nummer 183, Ihr Beobachter Oberleutnant Gfeller. Denken Sie daran, dass im Zweisitzer *der Beobachter* der taktische Führer des Flugzeuges ist. Sie haben so zu fliegen, wie er es befiehlt.»

Im Weiter schreiten stiessen die beiden noch auf die zwei andern Patrouillen. Beide hatten ihre Flugzeuge in Zelten untergebracht, die ausgezeichnet getarnt waren. Überall waren die Soldaten an der Arbeit.

«Jener Adjutant-Unteroffizier», erklärte der Hauptmann, «ist mein *Chefmechaniker*, Er kennt Flugzeug und Motor bis in die kleinste Einzelheit hinein. Es darf keine schwierigere Arbeit am Motor oder am Flugzeug ohne seine sachkundige Leitung ausgeführt werden.»

Voll Respekt schaute Hans zum Chefmechaniker hinüber und sah mit Interesse zu, wie unter dessen Leitung gerade ein Zylinderblock ausgetauscht wurde.

Hauptmann Imfeld wurde ans Feldtelefon gerufen. «Theo», winkte er dem *technischen Offizier* zu, «mache Leutnant Jossi mit der technischen Organisation unserer Kompagnie und mit den besondern Arbeiten, welche gegenwärtig ausgeführt werden, vertraut! Ich komme bald wieder.»

Hans war angenehm berührt von dem frischen Ton der Kameradschaftlichkeit, der hier herrschte, und als ihm Oberleutnant Widmer, der T.Of. der Kompagnie, nach dem ersten Händedruck zusprach: «Im Felde sind wir Kameraden und sagen uns du», da wurde Leutnant Jossi ganz freudig zumute. «Und», fügte Theo bei, «wenn du dich stellst, wird sogar

der Hauptmann Bruderschaft mit dir trinken, und du darfst ihm Pic sagen. Aber er will zuerst wissen, dass du ein Kamerad bist. Doch nun zum Technischen!

Hier die 178 ist in der 50-Stundenkontrolle. Sie wird morgen früh wieder einsatzbereit sein. Unsere Flugzeugmechaniker sind famose Burschen. Ich gestehe dir, die schmeissen jede Kontrolle nur so hin, und wenn sie in alle Nacht hinein arbeiten müssen.

Übrigens deine 183 wird gerade eingeschossen. Du kannst sie heute abend noch überfliegen.»

Nachdem Hauptmann Imfeld zurückgekehrt war, zeigte er Hans die *Abwehrorganisation des Platzes*. «Wir haben die schönste Sammlung von Fliegerabwehrwaffen zur Verteidigung unseres Platzes. Sehen Sie dort die 7,5 cm aus dem Boden ragen, und etwas weiter rechts die 20 mm. Hei, wenn wir unsere Sturzflüge auf sie ausführen, wird ihnen am Anfang immer windelweich um's Herz. Es braucht ja auch eine riesige Nervenkraft, den Gegner in Schussweite kommen zu lassen, ruhig zu zielen und nicht zu zittern, er könnte seine Bombe lösen, bevor die Flab zum Schuss kommt.

Schliesslich haben wir noch unsere doppelläufigen Mg. und die Lmg. günstig aufgestellt. Der Platz ist gut verteidigt. Doch kommen Sie, wir sehen uns jetzt die Kantonemente an, und morgen zeigen Sie uns, was Sie in der Fliegerschule gelernt haben!»

Am nächsten Morgen marschierte Leutnant Jossi in aller Frühe auf den Platz hinaus. 0800 meldete der Patrouillenführer II dem Hauptmann die Besatzungen und den technischen Offizier bereit zur Befehlsausgabe, und der Kompaniekommandant ordnete an:

«Herr Oberleutnant Widmer, Sie stellen alle neun Flugzeuge bereit. Wir führen patrouillenweise Flüge durch und zwar:

Patrouille I: Schiess- und Bombenübungen Nummer fünf.

Patrouille II: Photo- und Funkflüge.

Patrouille III: Sturzbombenangriffe.

Startreihenfolge: Patrouille III, I, II.»

Der technische Offizier wiederholte kurz den Befehl und meldete sich ab. Der Hauptmann befahl weiter:

«Herr Oberleutnant Arni, Sie führen mit der I. Patrouille die *Schiess- und Bombenabwurf Übung* Nummer fünf auf unsere Wasserziele durch. Für die drei Anflüge stehen jedem Piloten pro Gewehr hundert und für die Kanone sechzig Patronen zur Verfügung, den Beobachtern zweihun-

dertfünfzig. Anschliessend an die Schiessübungen mit Mg. und Kanone werfen die Beobachter noch folgende Bomben ab: zwei schwere Bomben einzeln in zwei Anflügen aus dreitausend Meter und acht mittlere Bomben nacheinander in zwei Tiefanflügen. Dabei dürfen Sie nicht unter hundert Meter fliegen. Klar?»

«Ja, Herr Hauptmann!»

«Patrouillenführer II, Sie lösen sofort nach dem Start Ihre Patrouille auf und führen dann die gestern vorbereiteten drei *Photoaufträge* in unserem Frontabschnitt aus. Jedes Flugzeug hält fortwährend *Funkverbindung* mit unserer Bodenstation.

Patrouillenführer III, Sie steigen mit Ihrer Patrouille auf zweitausend Meter und üben dann einzeln je viermal den *Sturzbombenangriff* auf die im Zielgelände ausgelegte Scheibe. Ausgangshöhe für jeden Angriff zweitausend Meter über Ziel. Ich erinnere Sie daran, dass bei der Sturzeschwindigkeit von rund sechshundert Stundenkilometern die Maschine bereits auf tausend Meter wieder abgefangen werden muss.

Herr Leutnant Jossi, wir zwei gehen vorerst allein auf die Reise. Wir sehen uns aus überhöhter Stellung die Schiessanflüge an und werden anschliessend an die Patrouille I drei Zielflüge durchführen. Nachher landen wir, und ich beabsichtige, heute auch noch festzustellen, wie gut Sie bereits den Sturzflug beherrschen.

Haben die Herren noch eine Frage? – Gut, an die Arbeit!»

Auf dem Stützpunkt herrschte regstes Leben. Flugzeugzelte wurden geöffnet, Maschinen ausgerückt, Motoren sprangen an und wurden vorgewärmt, Waffenmechaniker und Photosoldaten eiferten herum, und die Besatzungen schlüpfen in ihre Fliegerausrüstungen. Über dem Platz brütete eine kaum meterhohe Nebelschicht, während durch einen leichten Dunstschleier die Novembersonne brach.

Leutnant Jossi aber spürte nichts von der nasskalten, winterlichen Feuchtigkeit. Ihm war heiss ums Herz; denn er war am Ziel, war in einer Frontkompanie, war Kampfflieger.



Hans musste ein gutes Stück marschieren, bis er zu seiner vereinsamten 183 kam. Von Weitem schon sah er, wie der Gruppenführer die Soldaten antreten liess und: «Achtung, steht! Herr Leutnant, ich melde Ihnen Gruppe Egger mit Flugzeug Nr. 183 startbereit!»

Leutnant Jossi musterte zuerst Korporal Egger, dann Mann für Mann. Wirklich: stramm, offenen Blickes, sauber das Gewand, das Gesicht, der Haarschnitt; kurz und klar in Rede und Antwort. Hans freute sich.

«Ruhn!» und dann reichte er, einer plötzlichen Eingebung folgend, jedem die Hand:

«Ich bin auf euch angewiesen. Ihr seid die Fachleute. Ihr stellt mir die Maschine bereit, tankt und retabliert sie, flickt und überwacht. Ohne euch kann ich nicht fliegen. Wir aber schützen euch und unser Volk im Hinterland gegen Angriffe aus der Luft. Ihr und ich – wir sind eine Kampfgruppe. Wir gehören zusammen. Ich weiss, dass ich mich auf euch verlassen kann. Ich freue mich, mit einer solchen Bodentruppe in den Kampf zu ziehen.»

Hans schlüpfte in sein schwarzes Leder-Combinaison, und während er es über die Schultern zog, wandte er sich an seinen Beobachter, Oberleutnant Gfeller:

«Kamerad, es ist für dich nicht leicht, mit einem so jungen Chauffeur in der Welt herumzugondeln. Aber ich hoffe, dass du schon nach dem ersten Fluge bereit bist, mit mir die Fliegerehe einzugehen.»

«Das hängt ganz von deinem Fliegen ab», lachte Max Gfeller und schnallte sich das Halsmikrofon um. «Wie schnell tatest du übrigens?»

«Am Schluss der Fliegerschule war ich auf Tempo 85 sicher. Ich werde natürlich deinen Funkverkehr immer mithören.»

«Tempo 85! Ganz brauchbarer Flugfunk. Die erste Voraussetzung für unseren Ehebund wäre bereits erfüllt. Jetzt aber die zweite und wichtigere! Ich bin bereit. Lass laufen!»

Hans gurtete sich fest, stellte den Sitz auf seine Grösse und schaltete den Kontakt ein. Max prüfte das Beobachter-MG, warf einen Blick auf die Funkapparatur und drehte den Schalter auf Bordverständigung. Dann rollte das Flugzeug zum Start.

Hauptmann Imfeld wartete bereits mit seiner Maschine, gab Vollgas,

durchschwamm den Bodennebel und tauchte vollends daraus auf. Hans folgte und legte sich dicht an das Führerflugzeug an. Sie stiegen auf siebenhundert Meter und kreisten über dem Schiessgelände. Im See waren die Wasserziele eingerammt: Schützenlinie, Schützenkolonne, Marschkolonne, Schwarm, Punktziele. Eben drehte die Patrouille I aus grosser Volte ein. Der erste stach steil hinunter und streute mit seiner Feuergarbe die Schützenkolonne zweimal ab. Wie glühende Pfeile flitzten die Leuchtpurgeschosse durch die Luft. Der Strahl traf das Wasser. Es spritzte auf, und als der Schütze weggekurvt hatte, zogen sich Wasserlinge um die Zielpfähle herum. Schon war der zweite aus der Patrouille da, dann der dritte. Ziel für Ziel wurde beschossen, zuerst von den Piloten, dann von den Beobachtern, und aus dem Dröhnen der Motore heraus hörte man das helle Pfeifen der MG und das dunklere Knattern der Kanonen.

Nach dem letzten Anflug holte die Patrouille weit aus, um sich zum Bombenabwurf auf dreitausend Meter zu schrauben. Hauptmann Imfeld befahl durch drahtlose Telephonie:

«Hans, Hans von Pic – wir greifen an! Ziel eins! Antworten!» «Pic, Pic von Hans – verstanden – wir greifen an – Ziel eins – Schluss.»

Im selben Augenblicke stiess der Staffelführer nieder, und Hans beobachtete aus seiner weiten Hinterhandstellung heraus den Anflug. Als die letzten Einschläge auf dem See spritzten, drückte Hans die Nase seiner 183 herunter und schaute durchs Zielfernrohr. In zweihundert Meter Höhe pfefferte er los, und nun spien MG und Kanonen ihre Feuerstrahlen zusammen aus.

«Gut, Hans», lobte Pic, «jetzt schön hineinliegen für den Beobachter.»

Hans zog das Flugzeug hoch und lag sofort in einer Linkskurve, so dem Beobachter gutes Schussfeld schaffend. Der Beobachter kämpfte wider zwei unsichtbare Feinde: der scharfe Luftzug drohte ihm den Atem zu rauben; durch halboffene Lippen und aufeinandergepresste Zähne sog Max die Lunge voll. Die Zentrifugalkraft presste ihn mit unsichtbarer Faust in den Sitz; aber er durfte sich nicht klein kriegen lassen; aufbäumend stemmte er sich fest und richtete seinen MG-Lauf aufs Ziel. Rrrrrrr... sprühte es, zischte es im Wasser. Hans richtete die Maschine

geradeaus, und Max schwenkte seine Waffe um; dann tat er einen tiefen Atemzuge gleichzeitig nach dem Führerflugzeug Ausschau haltend. Schon stach es zum zweitenmal herunter. Hans und Max folgten dichtauf, bis die drei Anflüge durchgeschossen waren. Dann stiegen die beiden Flugzeuge in die Höhe.

Die Patrouille I war bereits auf ihrem Zielflug für den Bombenabwurf, und Leutnant Jossi staunte, als Bombe um Bombe in Seite und Höhe genau einschlug.

Auf dem Rückflug hörte Max seinen Piloten durchs Telephon fragen: «Zum Kuckuck auch, wo ist denn dieser verflixte Stützpunkt?»

Max lachte: «Siehst du das Bauernhaus schräg vorn unter dem linken Oberflügel? Und das rote Häuschen, das jetzt unter den Unterflügel schlüpft? Ein Flugzeugzelt. Zwanzig Meter nördlich des Gehöftes die Wäschehänge? Also – kräftiger Nordwest. Querpiste benutzen! Aber aufpassen auf die Starkstromleitung! Nicht zu flach kommen! Kupferdraht ist teuer, Flugzeuge auch – und ich habe zu Hause einen Jürg und ein Rosmarieli. Und du, wohin fährst denn du in den Urlaub? – Sieh, jetzt fliegt Pic gerade den Platz an!»

Hans hatte den Hauptmann nicht aus den Augen verloren. Er verfolgte dessen Landung, und als er, ganz aufs glatte Absetzen seines Vogels konzentriert, die Starkstromleitung hinter sich hatte, blitzte es ihm durch den Kopf, dass er noch eine Antwort schuldig sei. «Auf den Hasliberg», betonte Hans, und setzte Max fein säuberlich auf den harten Boden der Wirklichkeit zurück.

Ein Soldat der Gruppe Egger kam angerannt, hielt sich am Flügel der rollenden Maschine fest und geleitete sie zu ihrem Schlupfwinkel zurück. Kaum waren Pilot und Beobachter ausgestiegen, als sich auch schon kräftige Arme an Rumpf und Tragflächen legten, die 183 ins Versteck zogen, auftankten und von neuem startbereit machten.

«Die Maschine ist wirklich tadellos», lobte Hans Korporal Egger. «Der Motor dreht wie eine Orgel. Ja ja, man merkt die liebevolle Wartung!»

Die Besatzung schritt zum Bauernhof hinüber, wo der Kommandoposten eingerichtet war. Hauptmann Imfeld erwartete sie dort.

«Ihre Schiessanflüge waren gut. Das erstemal kamen Sie noch etwas zu hoch, das zweite- und drittemal war die Höhe richtig. Wir starten 0945 zum Sturzflugtraining. Sie folgen mir auf zweitausend Meter. Zielpunkt ist das rote Flugzeugzelt hundert Meter westlich von hier. Wir fliegen es aus Nordosten an, überfliegen es, und wenn es Ihnen links hinter dem Unterflügel erscheint, kippen Sie über die Flügelspitze ab. Sturzwinkel ungefähr siebzig Grad. Fangen Sie die Maschine in tausend Meter wieder ab. Nach dem ersten Sturzflug nehmen Sie mit mir Verbindung auf und melden das Ergebnis.»

«Herr Hauptmann, fliegt der Beobachter auch mit?» zweifelte Leutnant Jossi.

«Selbstverständlich», lachte erstaunt der Staffelführer.

«Beleidigung!» brummte Oberleutnant Gfeller.

Wie er nun mit dem Piloten wieder zur Maschine stapfte, hänselte Max: «Du, für unsere Fliegerehe musst du schon etwas mehr Zutrauen zu mir mitbringen, sonst kannst du dich meiner wegen mit einem Sandsack trauen lassen.»

In raschem Steigflug zogen die zwei Flugzeuge auf die Ausgangshöhe von zweitausend Meter hinauf. In etwa zweihundert Meter Abstand folgte Hans dem Hauptmann, als er den Zielpunkt anflog. Auf einmal schien Pic stillzustehen, bäumte sich leicht auf und kippte über den Flügel ab. Hans und Max schauten ihm nach, wie er in die Tiefe stürzte. Da drosselte auch Leutnant Jossi den Motor, bäumte sich leicht auf wie zu einem Männchen, legte sich auf die Seite wie zu einem Renversement und suchte nach dem rotgetarnten Zelt zweitausend Meter unter ihnen. Die Luft begann um die Streben zu pfeifen und die Verspannungen hoben zu singen an. Der Staudruckmesser drehte rasch bis zum Anschlag. Die Geschwindigkeit mochte rund sechshundert Kilometer betragen. Hans war eine Spannung. Er spähte durchs Zielfernrohr und warf wieder einen Blick auf die Instrumente. Der Höhenmesser sank rasch. Max stand geduckt im Beobachtersitz und schaute an Hans vorbei aufs Ziel. Er liebte es, beim Sturzflug aufzustehen und in die Tiefe zu schauen. Es hat etwas Erfrischendes, Befreiendes, dieses Fallendürfen und Wissen, eine Hand hebt mich rechtzeitig wieder auf. Es ist wie ein kühles Morgenbad oder wie eine tüchtige Massage. Zwölfhundert Meter, elfhundert Meter...

Hans zog den Knüppel an. Er spürte einen gewaltigen Druck, zog aber beharrlich und gleichmässig mit beiden Händen. Die Augen schienen ihm aus den Höhlen zu fliegen. Das Gesicht verzerrte sich. Das Blut floss aus dem Kopf in Rumpf und Glieder. Pilot wie Beobachter drohte die unsichtbare Macht der Fliehkraft durch den Rumpfboden hindurchzudrücken und ins Leere zu schleudern. Auf einmal wurde es Hans schwarz vor den Augen, und es war ihm, als fiel ein Vorhang nieder. Aber er kannte diese Erscheinung. Gleich musste es wieder helle werden. – Da hatte auch der Druck nachgelassen. Die Maschine war abgefangen und Hans sah, dass er noch vierhundert Meter hoch war.

Der Mittag vereinigte die ganze Staffel um einen Tisch. Die Erlebnisse des Vormittages wurden zum Besten gegeben, Erfahrungen ausgetauscht und eifrig diskutiert. Für den Nachmittag befahl Hauptmann Imfeld Leutnant Jossi zur *soldatischen Ausbildung*.

«Sie werden von nächster Woche an den zweiten Zug übernehmen, Herr Leutnant Jossi; denn wir sind ja Flieger und Truppenoffiziere zugleich. Begleiten Sie heute nachmittag Oberleutnant Keller zu seinem Zug. Lernen Sie die Leute kennen.»

Hans wusste schon von der Rekrutenschule her, was damit gesagt sein wollte. Da die Zusammenarbeit von Offizier, Unteroffizier und Soldat in der Fliegertruppe so lebenswichtig ist wie kaum in einer andern Waffe, da der Flugdienst und die technische Bereitstellung des Materials bis in die kleinste Einzelheit hinein eine Vertrauensfrage ist, kann auf die Dauer nur die engste Fühlungnahme von Vorgesetzten und Untergebenen die ständige Einsatzbereitschaft garantieren. Die Kenntnis der zivilen, beruflichen, sozialen und familiären Verhältnisse jedes Mannes, das Wissen um die Fähigkeiten und Veranlagungen des Einzelnen, seine Charakterstärken und -schwächen, nichts darf dem Truppenoffizier verborgen bleiben. Er muss teilnehmen an Sorge und Freude seiner Leute und so jene Zuneigung und Achtung der Mannschaft gewinnen, auf der sich das restlose Vertrauen in die Zuverlässigkeit der Truppe aufbaut.

Leutnant Jossi strebte jedoch nicht nur diesem innern, unsichtbaren Ziele zu. Er wollte seinen Zug auch äusserlich kampftüchtig wissen.

Es ist leicht, eine Truppe, die dauernd in Stellungs- oder Festungsbau beschäftigt ist, frisch und bereit zu halten. Leicht auch, den Gebirglern in Fels und Eis, in Schnee und auf den Brettern die Eintönigkeit langen Dienstes zu nehmen. Schwer ist es dagegen, einer Fliegerkompanie, die monatelang auf dem gleichen Stützpunkt und im gleichen Dorfe horstet, die auf sehr beschränktem Raum ihre Aufgabe zugewiesen hat, fortwährend die Spannkraft zu erhalten, die im entscheidenden Augenblicke blitzschnell zum Höchsten befähigen muss. Nur die geschickt geleitete soldatische Ausbildung bis in alle Einzelheiten hinein, die zielbewusste und zähe Körperschulung von Mannschaft und Besatzungen in den verschiedensten Sportarten, nur das Nichtnachlassen in den täglichen kleinsten Fragen des innern Dienstes gewährleisten mit der guten innern Haltung den wirkungsvollen Einsatz. Denn urplötzlich kann durch Fliegeralarm die ganze Staffel aus dem tiefsten Frieden heraus in den schärfsten Luftkampf gerissen werden. Diese Möglichkeit der schlagartigen Überraschung und der Zwang zum vollen Einsatz innert weniger Minuten stellt die Fliegertruppe vor Ausbildungs- und Erziehungsziele ganz besonderer Art.

Das erkannte mit dem sicheren Gefühl des geborenen Führers Leutnant Jossi. Er durchdachte sich so im Rahmen des von oben festgelegten Ausbildungsprogramms die täglichen Einzelaufgaben und die besten Wege, sie zu lösen. Die Ziele jedoch, die Hans seinem Zuge steckte, machte er zu seinen eigenen. Er kämpfte täglich vor allem andern gegen sich selbst und erlebte, dass Siege, die er in diesem Ringen erfocht, die stolzesten Siege wurden und ihm tiefste Befriedigung verschafften. Daneben stählte er seinen Körper im Sport und scharfen Zweikampf, in Ausdauer wie bei Übungen, welche blitzschnelle Entschlüsse und Reaktionen verlangen. So strebte er dem höchsten Ziele zu, das ein Schweizerbürger kennt: *Dem wahren Soldatentum*,

Fliegerisch hatte die Staffel fortwährend Gelegenheit, ihre Tüchtigkeit unter Beweis zu stellen. Man wusste aus den Kriegsberichten der ersten Monate, dass sich die Kampfhandlungen in der Luft in immer grössere Höhen hinauf zogen. Somit galt es auch für unsere Schweizerflieger, den Körper derart an den Höhenflug zu gewöhnen, dass Flie-

gen und Kämpfen in den Luftschichten zwischen viertausend und achtausend Meter zur Selbstverständlichkeit wurden.

Flüge bis zu fünftausend Meter waren Hans kein Neuland mehr. Auch vereinzelt eigentliche Höhenflüge auf sechstausend, siebentausend und achtausend Meter hatte er hinter sich. Nun galt es aber, den Höhenflug als Normalflug zu üben und zwar nicht in ruhigem Steigen als Einzelgänger, sondern in der Kampfformation einer Patrouille. Dabei durfte der Flug selbst die Kräfte nie so ausschöpfen, dass nicht noch genügend Reserven zum scharfen Luftkampf und zur anschließenden Rückkehr auf den heimatlichen Stützpunkt vorhanden waren.

Nach sorgfältigem Training befahl Hauptmann Imfeld eines Abends: «Wir führen morgen patrouillenweise einen Prüfungsflug auf neuntausend Meter durch. Fünftausend Meter erreichen wir in normalem Steigflug. Dort löst sich die Patrouille auf zu einem Luftkampf von fünf Minuten. Dann steigen wir auf siebentausend Meter, wieder fünfminutenlanger Luftkampf und schliesslich auf neuntausend Meter nochmals. Abstieg auf meinen Befehl in normalen, kurzen Sturzetappen von etwa fünfhundert Metern und anschliessend engen Spiralen links und rechts. Auf dreitausend Meter meldet jede Besatzung über ihr Befinden. Wenn alles in Ordnung ist, schliessen wir mit einem Sturzflug aus dieser Höhe ab.»

Es war ein strahlender Januartag. Die Luft lag kalt, klar und hart, als sich die Patrouillen der Staffel Imfeld zum Neuntausendmeterflug rüsteten. Die Flugzeugwarte hatten sorgfältig die Sauerstoff-Flaschen nachgefüllt, die Höhenatmungsgeräte überprüft, die Barographen (Höhen-schreiber) eingehängt. Die Besatzungen zogen die Fliegerpullover über, schlüpfen in die Filzhosen und den Lederanzug, steckten die Füsse in warme, schaffellgefüllte Lederüberschuhe und stülpten die dicken Handschuhe an. Das Gesicht war mit Vaseline eingefettet. Piloten und Beobachter glänzten wie Susanne im Bade.

Patrouille um Patrouille startete und flog in den ihr bestimmten Übungsraum. Die Patrouille I mit Hauptmann Imfeld an der Spitze, Leutnant Jossi am rechten und Oberleutnant Berger am linken Schenkel, zog in forschem Steigflug auf fünftausend Meter. Hans war erstaunt, in zweitausend Meter eine wärmere Schicht zu finden als in Bodennähe. Er schaute zu den Bergen, die im unvergleichlichen weissblauen Kranze in

der Frühsonne strahlten und entdeckte vereinzelte Föhnstriche. Aha, dachte er und schaltete seine Bordheizung erst auf dreitausend Meter ein, als es doch merklich kühler zu werden begann. Die drei Maschinen stiegen prächtig. Hans hatte ein waches Ohr für das Rundlaufen des Motors und betätigte mit feinem Gefühl das Höhengas. Vom Patrouillenführer weg warf er immer wieder seinen Blick auf das Instrumentenbrett.

Hauptaufgabe ist für Pilot und Beobachter auf jedem Flug die *Luft-raumüberwachung*. Was nützt die bestgeschulte Besatzung, was das schnellste, wendigste und stärkstbewaffnete Flugzeug, wenn es einem Gegner gelingt, sich ungesehen in Schussnähe heranzuschleichen und überraschend das Feuer zu eröffnen! Weder darf der Pilot mit seiner Aufmerksamkeit an den Instrumenten kleben bleiben, noch sollen Arbeiten des Beobachters, wie photographieren und funken, ihn derart beanspruchen, dass die Hauptaufgabe, dauernd den Luftraum zu überwachen, auch nur eine Sekunde vernachlässigt wird.

«Ich fliege Ziel, greifen Sie mich an», befahl der Hauptmann in *fünftausend Meter*. Es fand ein kurzer Luftkampf statt, der die Besatzungen an das Arbeiten unter schwierigeren Verhältnissen gewöhnen sollte.

«Wir steigen auf siebentausend Meter! Ziehen Sie die Maske an! Öffnen Sie den Hahn der Sauerstoff-Flasche und vergessen Sie nicht, die Heizung des Atmungsgerätes einzuschalten.»

Obschon bis jetzt, dank ihres guten Trainings, weder Hans noch Max irgendein unangenehmes Gefühl beobachtet hatten, drehten sie den Hahn auf. Langsam und unmerklich strömte der kostbare Sauerstoff aus, und die Besatzungen atmeten ihn mit der Aussenluft vermischt ein. Automatisch öffnete sich das Durchlassventil mit zunehmender Höhe immer mehr.

Siebentausend Meter. Das Surren der Motoren mochte auf der Erde kaum mehr hörbar sein. Die Flugzeuge selbst waren dem menschlichen Auge längst entschwunden. In dieser einsamen Höhe setzten sie zu einem neuen Luftkampf an. Die 183 flog Ziel. Die andern griffen an: von hinten überhöht, von vorn unten – aus allen Ausgangslagen heraus. Mit geschickten Steuerbewegungen kurvte Hans weg, sobald der andere in Schussnähe kam, um ihn sofort selber aufs Korn zu nehmen. Es entspann

sich ein kurzer, scharfer Kurvenkampf. Max war fortwährend auf der Lauer, schwenkte sein MG nach allen Seiten und kam dabei zu schwitzen. Nur als Hauptmann Imfeld anerkannte: «Gute Arbeit. Wir steigen auf neuntausend!» tat Max einen tiefen Zug in seine Maske hinein und fühlte sich gleich wieder neu gestärkt.

Neuntausend Meter, «Doppelte Matterhornhöhe», dachte Hans, und Max meinte durchs Bordtelefon: «hundert Meter höher als der Mount Everest!» Die Schweiz war weit über die Landesmark hinaus offen. Nach Osten türmte sich der Alpenwall weiter, während er nach Südwesten in mächtigem Schwünge zum Mittelmeere bog. Mit Verwunderung guckte Hans in die breite Poebene. Jenseits des Bodensees flutete das Land fort in immer neuen Hügelwellen und Tälern. Auch den blauweissen Falten des nördlichen Gebirges entlang schweifte der Blick, und mit leisem Schauern betrachteten Hans und Max den breiten Grabenbruch des Oberrheins zwischen Schwarzwald und Vogesen.

«Dort liegen sie jetzt einander gegenüber», sinnierte Max. «Seit Monaten schon steigen täglich die Aufklärer auf, äugen ins Feindesland und bringen ihre Bilder heim.»

«Bis auch diese Ergebnisse der Luftaufklärung in Waffenwirkung umgesetzt werden», ergänzte Hans und war auf einmal stolz, über seinem Vaterland zu fliegen. Da lag es ausgebreitet, viel Tausend Meter unter ihnen, einem riesigen Relief gleich. Nichts fehlte darin, keine Strasse und kein Fluss, kein Berg und kein Tal, kein Dorf und keine Hütte. Allerdings schienen die Strassen wie Fäden so schmal und die Flüsse wie silbrige Haarbänder. Die Dörfer glichen Häuserhäufchen, und die Hütten waren nicht grösser anzuschauen als die kleinsten Hüttchen aus einem Baukasten. Die vielen Seen leuchteten wie blaugrüne Blumen auf dem weissen Sommerkleid einer jungen Frau.

«Hans, Hans von Pic – wir greifen Oskar an!» weckte der Hauptmann durchs Telefon, bog im selben Augenblicke ab und suchte sich schon die Angriffsstellung aus. Der kurze Luftkampf in dieser Höhe machte die Besatzungen müde. Sie bissen auf die Zähne, und ihr sportgestählter Körper hielt durch. Hier in dieser einsamen Höhe und angesichts des teuren Fleckens Erde, den es für unsere Armee zu verteidigen gilt, erfasste jeder den tiefsten Sinn des Fahnenweides. Mit mutiger Entschlossenheit drückte

nun einer nach dem andern, dem Patrouillenführer folgend, die Nase seines Flugzeuges wieder der Tiefe zu, um aus dem weiten, fast grenzenlosen Stück der Erdkugel, das sich da oben überblicken liess, einen Streifen von zweihundert mal sechshundert Meter zur Landung auszuwählen; aber es war genug; denn – es war ein Streifen Heimatboden.

Den Besatzungen machte es Spass, am nächsten Tage, statt in schwindelnde Höhe zu steigen, den Angriff im Tiefflug zu üben.

«Es gehört zur Vielgestaltigkeit unserer Aufgabe, einmal in neuntausend Meter zu kämpfen, um dann wieder im vol rasant die Strassen abzufegen, Marsch- und Transportkolonnen aufs Korn zu nehmen, unsere Splitterbomben aus fünfzig Meter zu säen und sofort wieder hinter einer Bodenwelle zu verschwinden. Das hält jung und beweglich. Wenn irgendwo jede Schematisierung, die geringste Arterienverkalkung gefährlich ist, dann in unserer Waffe. Beweglich die Maschine, beweglich Körper und Geist der Besatzung, beweglich die Patrouille, die Staffel, die ganze Flugwaffe in der Hand des Führers», betonte Hauptmann Imfeld.

Diese Beweglichkeit musste immer wieder geübt werden: die rasche Bereitstellung der Maschinen durch die Mannschaft, der Alarmstart, das Auffüllen von Benzin, Öl, Wasser und Munition nach dem Fluge, das Warten von Flugzeug und Waffe, des Materials bis zur kleinsten Schraube herunter. Das Anpassen aber auch an die neuen und umwälzenden Kampfmethoden, die neue Taktik, die Luftkriegführung schlechthin. Da lag Arbeit für jeden neuen Tag.

Als der Frühling ins Land zog, wurde die Kompagnie umgeschult auf einen neuen Maschinentyp, einen Jäger. Zuerst fuhr der technische Offizier mit seinen Unteroffizieren in die Etappe zurück, um im Theoriesaal und in der Flugzeughalle, am Schema und an der Werkbank sich umzustellen auf etwas vollkommen anderes. Nachdem das Kader genügend auf das neue Material eingefuchst war, wurde der alte Stützpunkt abgebrochen. Mit leiser Wehmut nahm jeder Abschied vom Wigwam des vergangenen Winters. Die Mannschaft kam in den technischen Einführungskurs, die Piloten zum Umschulen auf einen Instruktionsflugplatz. Hart fiel es die Besatzungen an, ihre in hundert Flügen bewährten Fliegerehen zu scheiden; aber es half nichts. Die Beobachter wurden andern Mehrsitzerkompa-

gnien zugewiesen, während die Piloten vorerst der *Unterdruckkammer* einen Besuch abzustatten hatten. Die immer grösseren Geschwindigkeiten, der Zwang und die Möglichkeit, in immer kürzerer Zeit grosse Höhen zu gewinnen, verlangen vom Flieger eine zähe Gesundheit bis in die letzten Fasern hinein.

Die medizinische Untersuchung in der Unterdruckkammer, wo Hans mit andern Kameraden in wenigen Minuten auf siebentausend Meter hinaufgepumpt wurde und keinen Sauerstoff zur Zusatzatmung hatte, verlief für den zähen Hasliberger glatt. Schärfer musste er im nachfolgenden *Um Schulungskurs* ins Zeug liegen. Harte Hände packten ihn an. Das Wort «Disziplin» war ihm längst vertraut. Hier glühte es zum flammenden Schwert. Nicht die geringste Nachlässigkeit wurde geduldet. Der Fluglehrer kannte keine Nachsicht. Zurückversetzungen auf «sanftere» Maschinen waren an der Tagesordnung. Leutnant Jossi hatte geglaubt zu wissen, was Fliegen sei. Nun lernte er es von neuem. Wieder sass Hans am Doppelsteuer. Er lernte verfeinertes Fliegen. Er wurde vertraut mit dem einziehbaren Fahrwerk und den Landeklappen, wurde immer wieder in den Blindflugschulungsapparat, den Link-Trainer, gesetzt und übte korrekteste Steuerung nach Instrumenten.

Hans schwitzte und lernte, und als er eines Tages mit seinen Kameraden und schnellem Schwingen zur Einheit zurückfliegen konnte, jauchzte ihm das Herz. Neue Patrouillen wurden geschweisst, und die Zusammenarbeit bis in die kleinste Einzelheit war tägliche Lektion. Das Lösungswort hiess «Härte», und den Unzulänglichkeiten des menschlichen Körpers wurde mit scharfen Mitteln zu Leibe gerückt.

Aber alle diese so wichtigen Dinge waren in der Staffel Imfeld doch nicht das Einzige. *Ein Geist, eine Seele*, wollte Pic haben, eine selbstverständliche und unbedingte *Kameradschaft*.

Diese Kameradschaft sollte eines Tages ihre Feuerprobe bestehen.

Die Alarmpatrouille Imfeld wurde beim Morgengrauen einsatzbereit gemeldet. Jeder Pilot hatte seine Maschine überprüft und die Ausrüstung zurechtgelegt. Dann dämmerte ein Tag, wie so viele zuvor. Die Ordonanzen brachten den Kakao. Die Piloten in ihren grauen Sommerkombis studierten die Landkarte, die Wetterberichte, die einlaufenden

Fliegermeldungen, wie sie von den Auswertesoldaten auf eine grosse Pause über einer Karte eingestempelt wurden.

Plötzlich mehren sich die Meldungen, laufen ununterbrochen ein. Der Patrouillenführer verfolgt sie gespannt, drückt auf den Alarmknopf, die Sirene heult auf: Die Piloten laufen zu den Maschinen, Soldaten drehen die Motoren an, helfen einsteigen, festschnallen, die Funkhaube anziehen. Der Patrouillenführer rast heran mit dem Einsatzbefehl und der letzten Position der fremden Flugzeuge. Radschuhe weg! Bereit? Los! Vollgas!

Nach dem Start wird die Patrouille ruhig. Sie ist in der Luft, in ihrem Element. Der Funk ist eingeschaltet, und Hans hört die Positionsmeldungen. Bald müssen sie am Ziel sein. Da, geradeaus, leicht überhöht, drei fremde Flugzeuge. Pic zieht hoch und sucht die Sonne in den Rücken zu bekommen. Die Kameraden vergrössern ihre Abstände und schaffen sich Schussfeld. Dann stechen sie herunter. Plötzlich eröffnet der mittlere der Fremden durch seinen Heckschützen das Feuer. Hans will, weil er in günstiger Angriffs-lage ist, erwidern. Da denkt er an die immer mahnenden Worte des Hauptmanns: «Warten Sie ruhig, bis Sie auf Kampfdistanz sind. Verpfeffern Sie Ihre kostbare Munition nicht, sondern verschiessen Sie sie. Jeder Schuss ein Treffer!»

Aber jetzt! Hans zielt. Seine Leuchtspur sprüht in den Gegner hinein. Brisk kurvt dieser weg. Hans mit seinem grossen Überschuss saust an ihm vorbei und gerät in arge Bedrängnis; denn jetzt hat er den Fremden im Rücken, der ihm aufsetzt. Pic aber wacht. Blitzschnell erkennt er die Gefahr für Hans, sitzt dem andern auf und feuert so tüchtig drein, dass dieser mit starker Rauchfahne steil der Grenze zugeleitet. Die beiden andern Bomber stechen nach, gefolgt von unsern Jägern. Pic hat die Patrouille schon wieder fest in der Hand, doch da sieht er markante Kennzeichen des Grenzverlaufes, zieht hoch und dreht dem heimatlichen Stützpunkt zu. Er überprüft seine Kameraden: alles in Ordnung!

Nach der Landung wird sofort die Alarmbereitschaft wieder erstellt. Leutnant Jossi kehrt nach kurzem Rapport mit dem Staffelführer zu seiner Maschine zurück. Er zählt zweiunddreissig Einschläge in Flügel und Rumpf.

Hans lächelt. Dann begibt er sich auf den Kommandoposten. Dort erwartet er den Befehl zu neuem Einsatz.

LANGE ROHRE RAGEN IN DIE LUFT

ERLEBNISSE BEI DER FLAB

VON EMIL WALDVOGEL

Pflicht und Arbeit.

Langsam streichen die Tage vorbei. Einer reiht sich an den andern, manchmal voll Sonnenschein und Freude, oft aber auch endlos trüb und grau.

Nun sind wir schon wieder seit Monaten im Dienst. Es sind Monate, in denen wir gearbeitet und gewartet haben. Es sind aber auch Monate, die uns zu Kameraden zusammenschweissten, Kameraden, wie sie nur eine lange miteinander verlebte Zeit voller Spannungen und Mühsal hervorbringen kann. Wir sind alle gleich, Soldaten im grauen Kleid. Jeder vertraut dem andern, jeder weiss es: mein Kamerad neben mir, am Geschütz, beim Schanzen, erfüllt seine Pflicht wie ich.

Als plötzlich, wie aus heiterem Himmel, das Aufgebot kam, bezogen wir mit unserer schweren Flab-Batterie in einem der wichtigsten Industriegebiete Stellung. Hier halten wir Wache. Wie die Infanterie weit vorn die Grenze besetzt hält, so schützen wir unsere Fabriken vor einem allfälligen Fliegerangriff. Eine grosse Verantwortung, die auf unseren Schultern lastet – doch diese Last macht uns stolz! Wir wissen, warum wir hier sind, und allein schon dieses Bewusstsein gibt uns Kraft zum Ausharren.

Diese Kraft brauchen wir; denn unser Dienst ist nicht leicht. Bei den heutigen enormen Flugzeuggeschwindigkeiten und den engen Grenzen unseres Landes ist es unbedingt notwendig, dass stets genügend Mannschaften alarmbereit in der Nähe der Batterie sind, um die Geschütze und Geräte bedienen zu können. Da heisst es nächtelang bekleidet, die Waffen neben sich, bei den Geschützen schlafen, vielleicht in irgendeiner alten Scheune oder einem Schuppen unweit der Stellung...

Dazu kommt noch die Wache, die immer einen grossen Bestand hat,

da wir aus leicht verständliche Gründen viele dezentralisiert gelegene Munitions depots haben. Oft ist es uns tagelang nicht möglich, Schuhe oder Kleider auszuziehen. Bei schönem Wetter kann man das leicht ertragen; aber wenn es regnet und wenn wir bis auf die Haut durchnässt sind, wird es ungemütlich. Wie froh wären wir dann, wenn wir am Abend Hauptverlesen statt Alarmbereitschaft hätten und nachher ausgehen könnten, um uns irgendwo in einer warmen, gemütlichen Ecke zu verkriechen!

Doch es gibt auch schöne Stunden. Am Morgen, wenn wir in der noch grauen Dämmerung des jungen Tages in die Stellung marschieren und dann auf einmal leuchtend die Sonne über den Horizont steigt. Wenn ihre ersten Strahlen über die Geschütze streichen und den Tau wegwischen. Dann ist es uns jedesmal, als erwache alles von neuem, als beginne ein frischer, freundlicherer Abschnitt unseres Lebens.

Dann schauen wir ringsum auf die rauchenden, hohen Schornsteine der Fabriken, auf die Arbeiterscharen, die mit dem Rad oder zu Fuss an ihre Arbeitsplätze eilen. Auf die ganze herrliche Landschaft, in der friedliche Menschen leben und arbeiten... Sie alle arbeiten ja nicht nur für sich, sondern auch für die Allgemeinheit, auch für uns, sei es in der Fabrik, am glühenden Schmelzofen, in der Montagehalle oder an der rotierenden Drehbank. Und der Bauer, der die weiten Felder zwischen den Industrieanlagen pflügt, auch er arbeitet für uns. Alle diese Menschen vertrauen auf uns, auf unsere innere und äussere Bereitschaft.

Sie ist da, unbedingt. Es gibt zwar oft Stunden, in denen man sich bedrückt fühlt. Aber später reift dennoch wieder die Einsicht: man denkt an die Familie, an die Heimat, an den Sinn unseres Hierseins. Diese Gedanken straffen Geist und Körper erneut. Man ist Soldat und tut seine Pflicht wie vorher.

Warum kommen eigentlich solche Stunden? Der Dienst ist lang und bringt mancherlei Unannehmlichkeiten mit sich. Die Sorgen um die Familie, um das Geschäft oder den Arbeitsplatz beschweren oft den Geist. Gelegentlich erscheint das Üben eines Handgriffes am Geschütz oder am Gerät monoton und endlos.

Wenn auf dem nahen Flugplatz einer unserer Flieger aufsteigt und ein paar Spiralen zieht, müssen wir zum so und sovielten Male während des Tages übungshalber an die Geschütze eilen. Natürlich ist es äusserst

wichtig, dass wir Richtübungen machen; denn was nützt uns das tadellose Material, wenn wir es fehlerhaft bedienen! Eine Flab-Batterie, die in ihrer Gesamtheit eine hohe Leistung der Technik darstellt, deren Geschütze eigentlich mehr als Schiessapparate anzusprechen sind, muss unbedingt von einer vollständig durchgeschulten und erfahrenen Mannschaft bedient werden.

Die Leute, die mit dem Kommandogerät das Flugzeug anvisieren, müssen ruhig und genau arbeiten. Sonst kann das Gerät nicht richtig rechnen und seine an die Geschütze übertragenen Schiessdaten sind ungenau.

Der Messmann am Telemeter muss den Flieger in Bruchteilen von Sekunden erfassen und die Distanzen genau und schnell messen können. Seine Gehilfen, die das Telemeter richten und die Distanzen zum Kommandogerät weitergeben, müssen mit ihm Hand in Hand arbeiten, damit er überhaupt messen kann und seine Einstellungen richtig übertragen werden.

Einen nicht minder wichtigen Posten erfüllt der Mann an der Zentrale. Seine Anlage spendet der ganzen Batterie Strom, zum Betriebe der Geräte und der Beleuchtungen, sowie zur Übertragung der drei Werte: Elevation (Rohrerhöhung), Seite und Tempierung (Zeiteinstellung am Zünder des Geschosses) vom Kommandogerät an die Geschütze. Ein einziger falscher Griff von ihm kann unter Umständen die Batterie ausser Strom setzen und somit nahezu kampfunfähig machen.

Ebenso genau muss die Arbeit der Geschützbedienungen sein. Die Richter haben ihren Folgezeiger gleichmässig drehend mit dem elektrisch gesteuerten Zeiger übereinzustimmen. Tempierer, Lader und Munitionsträger sind eine Gruppe, die nach einem fein ausgeklügelten System zusammenschaffen. Hier ist jeder, um selber arbeiten zu können, auf die zuverlässige Arbeit des andern angewiesen.

So arbeiten die Soldaten einer Flab-Batterie. Wie die Zahnradchen im Werke einer Präzisionsuhr mit einer peinlichen Genauigkeit ineinandergreifen, so muss jeder Mann auf seinem Posten seine Arbeit leisten. Vielleicht besteht diese Arbeit nur aus ein paar Handgriffen; doch ist es äusserst wichtig, dass diese Handgriffe zur rechten Zeit und richtig ausgeführt werden. Jeder ist abhängig vom andern. Irgendein Mann in der Bat-

terie kann, wenn er nachlässig arbeitet, die Wirkung des Feuers schwer beeinträchtigen, unter Umständen sogar die ganze Batterie aktionsunfähig machen. Und jeder muss nach seinem eigenen Verantwortungsgefühl arbeiten; passiert während des Schiessens dennoch ein Fehler, so ist es nachher meistens unmöglich, den Schuldigen herauszufinden.

Ein hoher Offizier unserer Flab-Truppe hat einmal einen kurzen, klaren Satz geprägt, und dieser wird jedem Flab-Soldaten in der Rekrutenschule eingehämmert:

«Deine Arbeit am Geschütz oder am Gerät ist Präzisionsarbeit!»

Wenn man sich vorstellt, wie winzig klein ein Flugzeug in einigen tausend Meter Entfernung zu sehen ist und mit welcher Geschwindigkeit es durch den Luftraum rast, dann versteht man ohne Weiteres die Schwierigkeiten eines Abschusses. Dazu ist noch zu überlegen, dass wir nicht direkt auf den Flieger schiessen können, denn während der Flugzeit des Geschosses legt er noch eine grosse Strecke zurück. Wir müssen dem Geschosse also einen Vorhalt geben, der je nach Distanz und Flugzeuggeschwindigkeit vom Kommandogerät berechnet wird, so dass Geschoss und Flieger im Winkel aufeinander zufliegen und die Granate im Kreuzungspunkt der beiden Flugbahnen platzt.

Nur wenn sich jeder Mann auf seine Arbeit konzentriert, können wir mit Erfolg einen Feind angreifen und vernichten. Um diese präzise Arbeit zu erreichen, brauchen wir Übung, und wenn uns das ewige Hantieren am Geschütz noch so verleidet ist, nochmals Übung. Dazu kommt die wichtige Forderung, dass Jeder jeden Posten in der Batterie, soweit dies möglich ist, besetzen können muss. Sei es in der Batterie, am Geschütz oder Gerät, sei es an unseren eigenen Abwehrwaffen. Daraus wird klar ersichtlich, wie notwendig und wichtig die Geschützschule, und auch wie gross das Tagespensum eines Flab-Soldaten ist.

Doch selbstverständlich besteht unsere Tagesarbeit nicht nur aus Fachdienst. Soldatenschule und sportliche Betätigung gehören zum Flab-Soldaten. Sie geben ihm die Disziplin und Gewandtheit, die er beim Dienst in der Geschützstellung braucht. Besondere Reaktionsübungen und sportliche Wettkämpfe, bei denen es auf Exaktheit ankommt, werden täglich durchgeführt.

Aber vor allem bedeutet es die Hauptbedingung, dass man mit Interesse und Begeisterung eine Waffe bedient, deren technische Einrichtungen derart ausgedacht und vollkommen sind, wie kaum anderswo. Dann erst ist es möglich, sie ganz auszunützen, und so wird ihr Einsatz auch den grössten Erfolg bringen.

Batterie im Felde.

Dieser Aktivdienst mit seinen vielen Grenzverletzungen durch fremde Flieger hat uns Flab-Soldaten oft die Gelegenheit gebracht, in Aktion zu treten. Besonders die Zeit nach der zweiten allgemeinen Mobilmachung, während dem deutsch-französischen Ringen, wurde unsere Westgrenze fast täglich überflogen. Wir hatten damals die Batterie auf einer Juraanhöhe in Stellung und wurden natürlich bei jeder Grenzverletzung alarmiert. Hier war auch erhöhte Alarmbereitschaft während des Tages befohlen. Vom ersten Morgengrauen bis zum späten Abend befand sich ständig eine Mannschaft in der Stellung.

Diese Alarme sind jeder für sich eine kleine Geschichte. Sobald die erste telephonische Meldung kam, wurden Geschütze und Geräte besetzt, die langen Rohre gegen die gemeldete Seite gerichtet. Die Munitionszuträger schleppten die Granaten heran, Telemeterleute und Luftbeobachter suchten fieberhaft den Horizont ab. Die Spannung steigerte sich mit jeder neuen telephonischen Meldung, bis auf einmal die letzte Nachricht kam, kurz und lakonisch: «Ende Grenzverletzung».

Dann zogen wir mit leichtem Ärger die Tarnblache wieder über die Geschütze, und die Munitionsmänner legten ihre Geschosse wieder sorglich in die Behälter zurück. Manchmal hörten wir dann dafür die Geschütze einer unserer Nachbarbatterien donnern, nicht gerade zu unserem grössten Vergnügen. Denn wenn wir schon alarmiert wurden, wollten wir doch auch einmal den Beweis erbringen, dass wir imstande seien, unsern Luftraum zu schützen! Doch es ist nie vorgekommen, dass wirklich ein Flieger in unsere Sicht kam. Meistens waren die Überfliegungen mehr lokaler Natur und führten nicht bis zu uns ins Innere des Landes. Es war ja eigentlich nicht unsere besondere Aufgabe, diese Grenzverletzungen abzuwehren, sondern wir hatten den Schutz einer grossen Indu-

striananlage übernommen. Für die Abwehr an der Grenze waren andere Batterien eingesetzt, und diese haben ihre Pflicht getan.

Mit der Zeit wurden die Alarme seltener, die Bereitschaft wieder normal und naturgemäss der Dienstbetrieb bedeutend erleichtert. Es kam die Zeit des ewigen, langweiligen Wartens... Bis dann auf einmal im Ablösungsturnus die Reihe an uns kam...

Kaum einige Wochen später, im Herbst 1940, als die grossen Luftangriffe der Engländer gegen Oberitalien und somit die Überfliegungen des Alpenwalls einsetzten, wurden wir erneut aufgeboten.

Laut Zeitungsmeldungen hatte der Armeestab für diese Zeit einen grossen Teil unserer schweren Flak-Batterien ins Hochgebirge verlegt. Es ist klar, dass diese Positionen zur Abwehr der Anflüge wesentlich günstiger waren als solche im Tiefland. Denn es war damit zu rechnen, dass die Flieger ihre durchschnittliche Höhe von fünftausend Metern, die sie normalerweise hielten, auch über das Gebirge beibehalten würden. Also verringerte sich der Abstand zwischen Batterie und Flugzeug um fast ein Drittel, und ein Erfolg stand eher in Aussicht. Zudem war hier die Gefahr, dass durch herabfallende Splitter Unheil angerichtet werden könnte, bedeutend geringer als bei Aufstellung der Geschütze in dicht besiedelten Gegenden.

Für uns Soldaten waren diese Wochen in freier Berge weit eine willkommene Abwechslung. Hier, im Anblicke der weissen, hohen Gipfel fühlte man sich wohler; man vergass viel eher die Sorgen, die einem oft wie ein Alldruck auf dem Herzen lagerten.

Da wir nicht alle berggewohnt waren, erwies sich der Dienst für uns natürlich als viel anstrengender. Schon das In-Stellung-bringen der Geschütze bot viele neue, ungeahnte Schwierigkeiten. Doch mit Hilfe unserer ausgezeichneten Geländemotorwagen wurden die schweren Geschütze über Gräben und Löcher und steile Abhänge hinauf sicher an ihre Standorte geschleppt.

Sie nahmen sich da, inmitten einer im Herbstflor blühenden Alp, zwischen weidenden Kühen und Ziegen, etwas seltsam aus. Aber wir hatten uns bald an den Anblick gewöhnt, und es bereitete uns immer grosses Vergnügen, wenn eines der munteren Tiere an den Stahlungetümen her-

umschnupperte. Nur wenn sie ihre braunen Fladen ausgerechrtet neben den Geschützen liegen liessen, waren wir nicht sehr erbaut.

Die Alarme in dieser Stellung folgten sich bei schönem Wetter fast Nacht für Nacht. Natürlich hatten wir wieder alle Nächte, vom Eindunkeln an bis zum Morgengrauen, erhöhte Alarmbereitschaft. Doch wir konnten trotzdem in einem Kantonement neben der Stellung schlafen; denn die Flugzeuge wurden jedesmal schon beim Einflug gemeldet, und wir befanden uns fast zehn Flugminuten von der Grenze entfernt. Diese Zeit genügte, die Batterie zu besetzen und schussbereit zu machen. Gewöhnlich waren wir sogar noch einige Minuten zu früh und konnten in aller Ruhe die Flieger erwarten. An Hand der einlaufenden Meldungen verfolgten wir den Flugweg und stellten so fest, ob sie in unserer Reichweite vorbeifliegen würden oder nicht. Diese Alarme dauerten meistens zwei bis zweieinhalb Stunden, weil wir immer noch den Rückflug abwarten mussten. Auch wenn der Hinflug nicht über unsere Stellung stattgefunden hatte, mussten wir warten, da dennoch die Möglichkeit bestand, dass sie uns beim Rückflug berühren würden.

Es war für uns ein irgendwie seltsames Gefühl, als wir zum erstenmal die Flieger über uns hinwegbrummen hörten und wir auf sie schossen. Denn wir schossen ja nicht nur auf die Maschinen, sondern auch auf die Menschen, die sie lenkten. Auf Menschen, die uns im Grunde genommen nichts zuleide getan hatten und die auch nur ihre erhaltenen Befehle ausführen mussten! Doch trotzdem haben wir jedesmal unser Möglichstes getan. Wenn es trotzdem nie gelang, eine Maschine abzuschliessen, so lag die Schuld nicht an uns. Man muss bedenken, welche grosse Schwierigkeiten mit dem Schiessen bei Nacht verbunden sind und welchen grossen Raum unsere Batterien zu bewachen hatten. Die Überfliegungen fanden vom Genfersee bis zu den Bündneralpen statt, darum mussten die Einheiten weit auseinander gezogen werden. Die Wirkung des Feuers konnte so nicht, wie das bei der Fliegerabwehr in Grossstädten der Fall ist, in einem verhältnismässig kleinen Raume konzentriert werden.

Haben diese Nachtschiessen auch nicht einen direkten Erfolg gebracht, so waren sie uns dennoch von grossem Nutzen. Die Mannschaft konnte sich an das kriegsmässige Schiessen gewöhnen, und man sammelte Erfahrungen...

Unsere Kantonnements befanden sich in kleinen Sennhüttchen um die Stellung, entweder auf dem Heuboden oder im Stall. Diese Häuschen hatten den einen grossen Vorteil, dass sie nur von einem Zug allein bewohnt wurden. An den langen Abenden entwickelte sich dann immer ein gemütliches Beisammensein. Dafür aber hatten sie auch einen Nachteil, sie waren nämlich etwas leicht gebaut, und die Wände voller Ritzen und Löcher. Da es gegen den Winter ging und die Nächte schon ziemlich kalt waren, musste man sich schon gut in die Decken einwickeln, um nicht zu frieren. Kam dazu noch ein Wind, der brauste und stürmte, wurde es in unserem Schlafgemach oft sehr ungemütlich. Und wenn dann noch während der Nacht ein paar vorwitzige Ratten Wettrennen über unsere Körper veranstalteten, dann dachten wir manchmal an unser Schlafzimmer und das weiche Bett, das daheim leer stand...

Natürlich wurde das Leben, trotz der idyllischen Landschaft, auf die Dauer doch etwas langweilig. Die Möglichkeiten, an den freien Abenden etwas zu unternehmen, waren allzu beschränkt. Daher wurden Lehrfilmvorstellungen oder Vorträge über aufschlussreiche Themen veranstaltet. An schönen Sonnentagen unternahmen die alarmfreien Mannschaften Touren auf die umliegenden Gipfel. So brachte man ein wenig Betrieb in das Grau des Alltags.

Doch die Tage im Hochgebirge sind vorbeigegangen wie viele andere Aktivdiensttage auch. Als der Winter seine weissen Arme auf die Alp herunterstreckte, dislozierten wir wieder ins Tiefland, solange die Strasse noch fahrbar war.

Flab in Aktion.

Es war nach einem Tag voll Mühe und Arbeit, nach einem Tag mit herrlichem Sonnenschein und tiefblauem Himmel...

Langsam versank die Sonne hinter den fernen Bergketten wie eine grosse, goldgelbe Scheibe. Ihre letzten Strahlen brachten noch einmal die hohen Firnen zum Aufglühn. Der ganze Gipfelkranz schien wie in lodernes Feuer getaucht. Dann legte sich die Dämmerung als violetter Schleier übers Land. Nur im Westen stand noch ein allmählich vergehender, goldener Streifen am Horizont. Die tiefer liegenden Wälder schienen in ihrer Dunkelheit geheimnisvoll fremd und unnahbar. Aber

ein sanfter Wind wehte; er trug ihren balsamischen Duft her zu uns und offenbarte so ihr naturhaftes Dasein. Leise und melodisch bimmelten die Glocken der weidenden Herden. Abend wurde es in unseren Bergen.

Wir hockten, wie schon so oft, vor unserer Hütte und schauten dem immer neuen und grossartigen Schauspiel des Sonnenunterganges zu. Man plauderte, lachte und zog mit vollen Zügen die herrliche Alpenluft in die Brust. Es schien hier alles so friedlich und schön; das Leben war wie ein Blick in einen sonnigen Frühlingstag. Nur manchmal glommen Gedanken auf an daheim – drehte man sich, sah man auf die Geschütze. Kalt und nüchtern standen sie da, die langen Rohre reckten sich drohend gegen den Himmel.

Das riss einem wieder in die Gegenwart zurück. Auf einmal stand der Krieg, unser Aktivdienst vor den Augen. Wir waren Soldaten, bereit, wenn es sein musste, andere Menschen zu töten. Da standen die Waffen; ein einziger, kurzer Alarmruf genügte, uns an sie zu hetzen, um sie zu bedienen. Zum Schutze unserer Heimat, die sich uns anvertraut hatte!

Allmählich war der Abend weiter vorgeschritten. Die Dunkelheit machte sich im Tale breit, sie kroch den Hängen und Bergrücken entlang aufwärts, hüllte die Landschaft in ein undurchdringliches Dunkel. Nur hier oben, da war ihre Macht zu Ende, hier leuchteten Millionen Sterne am Abendhimmel, der Mond sandte sein mildes Licht hernieder. Und vereint siegten sie gegen die dunklen Schatten.

Noch ein helles, frisches Lied sangen wir, von irgendwoher tönte antwortend ein Jauchzer. Dann zogen wir uns in die Hütte zurück und krochen ins Stroh.

Bald war wieder die altgewohnte Musik im Gange. Sie schnarchten in allen Tonarten, je nach Veranlagung und Alter. Das Stroh raschelte bei jeder Bewegung, der Wind strich leise durch die Ritzen. Die Wache vor dem Kantonement stapfte mit dumpfen Schritten auf und ab. Da schellte plötzlich das Telephon, ein Ruf gellte: «Alarm!»

Wie elektrisiert springen die Gestalten hoch. Decken fliegen zur Seite. Ein Griff nach Stahlhelm und Gewehr, und dann hinaus, in die kalte Nachtluft. Dunkle Gestalten rennen an die Geschütze, lautlos, wie Schemen. Leise klirren die Verschlüsse, die Geschosshülsen. Für einen kurzen

Augenblick belebt ein geschäftiges Treiben die Batteriestellung; dann kommen die Bereitmeldungen der Geschütz- und Gerätechefs, und nachher ist Stille.

Die Leute an den Geschützen sitzen auf den Munitionskisten oder am Boden. Zigaretten glühen auf; der Rauch vertreibt am besten den so plötzlich gestörten Schlaf. Keiner spricht, jeder hängt seinen eigenen Gedanken nach. Von Zeit zu Zeit hört man das Klingeln des Telephons: neue Meldungen kommen. Die Posten geben sie sofort weiter, der hinterste Mann soll wissen, um was es geht. Die Flieger nähern sich uns: es ist damit zu rechnen, dass sie uns überfliegen. Noch eine Meldung, gleich darauf hören wir weit unten im Tale die Alarmsirenen heulen. Leise, aber durchdringend tönt ihr Ruf zu uns herauf: «Flieger nahen. Gefahr!»

Jetzt kommt vom Kommandogerät der Befehl: «Batterie Achtung!» Die Leute springen auf, Geschütze und Geräte werden besetzt. Die Zuträger nehmen die Geschosse auf die Arme. Alles ist bereit, alles wartet. Die Spannung, die uns bannt, steigert sich.

Aus weiter Ferne brummt es leise. Sie kommen. Das Brummen schwillt langsam an, dumpf und schwer grollen die Motoren. Die Spannung steigt auf den Höhepunkt. Nur noch Augenblicke, und die Geschütze werden donnern!

Da durchschneidet auf einmal mit brüsker, kalter Entschlossenheit der helle, bläulich schimmernde Strahl eines Scheinwerfers die Dunkelheit. Wie ein riesengrosser Finger steht er einen Augenblick am Himmel, gleitet hin und her und sucht. Jetzt sinkt er wieder in sich zusammen, und die Nacht wirkt stärker als zuvor.

Aber nur einen Atemzug lang; schon leuchtet er wieder auf, ein anderer, entfernterer gesellt sich zu ihm. Sie kreisen, – da blitzt in dem hellen Lichte ein Punkt auf. Der Flieger! Die beiden Lichtkegel konzentrieren sich auf diesen Punkt; jetzt schrillt an den Geschützen die Feuerglocke auf. Das ist der Befehl zum Schiessen. Mit einem Schlag weicht die Spannung von der Mannschaft. Was jetzt geschieht, geht alles exerziermässig ruhig. Die Geschosse werden tempiert, geladen, und mit ohrenbetäubendem Krachen rollt die erste Salve gegen den Himmel. Schlag auf Schlag folgen sich die Schüsse; mächtige Feuersäulen zischen aus den Mündungen, das Gelände taghell erleuchtend. Die Rohre zucken zurück, gleiten wieder in Normallage. Der Pul verdampft lagert sich um die

Geschütze, einen ekelhaften Geschmack im Munde erzeugend. Die Richter werden auf ihren Sitzen gerüttelt und hochgeworfen, doch unbekümmert richten sie weiter, tun sie ihre Arbeit. Mit votfi gleissenden Lichte geblendeten Augen schleppen die Zuträger Geschoss um Geschoss heran; sie stolpern über leere Kisten und ausgeworfene Hülsen.

Am Firmament, dort wo die beiden Lichtkegel der Scheinwerfer sich kreuzen und die Flugzeuge verfolgen, detonieren blitzend die Granaten. Ihr Krachen und der Geschützdonner prallen gegen die Felswände; das Echo rollt hundertfach zurück. Für eine kurze Zeit ist die Hölle los.

Die Scheinwerfer schalten aus: das gellende Läuten der Feuerglocken verstummt. Ende Feuer!

Rauchende, verschossene Hülsen liegen um die Geschütze. Sie werden von den Munitions männern gesammelt und beiseite gelegt. Dafür bringen sie neue Kisten mit Granaten und stellen sie bei den Geschützen bereit.

Die Unteroffiziere erstatten den Munitionsrapport. Dann heisst es wieder warten, warten, bis alle Flugzeuge zurück sind und unser Land wieder verlassen haben...

Diese zwei Stunden Wartezeit sind jedesmal das Ärgste. Man spricht zuerst noch von den Ereignissen der Nacht, dann versinkt jeder in seine eigenen Gedanken. Man friert. Die Minuten werden zu Stunden. Hat man gar zu kalt, drückt man sich gegen die warmgeschossenen Geschützrohre. Doch auch das hilft nicht viel. Das Beste ist, die Hände tief in die Taschen zu vergraben, den Mantelkragen hochzuschlagen und herumzumarschieren.

Es ist schon vorgekommen, dass wir Alarm hatten und drei Stunden draussen stehen mussten, während es unaufhörlich Bindfäden regnete. Stets, wenn ein Alarm vorbei war und wir ins Kantonement zurückkehren wollten, heulten von neuem die Sirenen auf oder eine neue Grenzverletzungsmeldung rief uns zurück. Erst als wir am ganzen Körper bis auf die Haut durchnässt waren, kam die letzte Meldung: «Sämtliche Flugzeuge haben das Land verlassen.»

Wieder schrillt dünn und hoch die Glocke des Telephons. Sie kommen zurück. Nach ein, zwei Minuten schon hören wir das Brummen der Motoren. Wieder werfen die Scheinwerfer ihre Kegel in die Nacht, wieder

speien die Geschützrohre grelle Flammen, Granaten pfeilen heulend durch die Luft, krepieren in der vermutlichen Flugbahn der Flieger. Alles wiederholt sich noch einmal, das ganze grossartige Schauspiel.

Kaum ist es vorbei, wird ein neuer Rückflug gemeldet. Wieder tritt die Batterie in Aktion. Dann ist es vorbei. Die Ruhe kehrt zurück.

Vom Kommandogerät kommt der Befehl: «Einrücken!»

Noch werden die Rohre eingeölt, damit sie sich beim Parkdienst am andern Morgen besser reinigen lassen. Die verschossene Munition wird ersetzt. Dann marschieren die Mannschaften müde ins Kantonement zurück.

Manchmal nach solchen Stunden haben wir die Flieger, die über uns hinwegdonnerten, noch lange diskutiert. Wir haben von diesen unbekanntenen Männern gesprochen, die am Abend irgendwo in einem fremden Flughafen aufstiegen, stundenlang durch feindliches Gebiet brausten und überall beschossen wurden. Von Hunderte von Kilometern entfernten Sendern durch die dunkle Nacht gepeilt, erreichten sie ein feindliches Ziel, warfen die Bombenlast ab und flogen wieder zurück.

Diese soldatischen Leistungen bewundern wir. Aber wenn sie dabei unser neutrales Gebiet verletzen, schiessen wir auf sie.

DIE SCHWEIZ, DIE REITEREI UND DIE SCHWEIZER KAVALLERIE

VON ALEX. SCHRECK

Die Geschichte der Menschheit ist die Geschichte ihrer Kriege – weit mehr als die ihrer Kultur. Wenn in allerfrühester Zeit die Horde, die eine Höhle bewohnte, den Bewohnern der Nachbarhöhle Pflanzland, Jagdbeute, Frauen wegzunehmen wünschte, somit einen Nachbarstreit mit der Waffe ausfocht, so war das eine kriegerische Handlung. Es war ein Eroberungsfeldzug, also Krieg in reinster Form; solche Äusserungen menschlichen *Handlungswillens* stehen am Beginn der Urgeschichte, und die moderne Geschichtswissenschaft ist zu einem recht beträchtlichen Teil ihrer Forschungen darauf angewiesen, Rekonstruktionen ganzer Urgeschichtsperioden auf *Waffenfunde* zu gründen. Schon in sehr frühen Zeiten der Menschheitsgeschichte lässt sich an Hand bildlicher Darstellung – auf Vasen, Tonkrügen usw. – mit Sicherheit die sehr häufige Verwendung des *Pferdes* als Fortbewegungsmittel und – gemäss der Ausrüstung oder Rüstung des Berittenen – als *Kriegs mittel* erkennen. Mit absoluter Genauigkeit kann diese Verwendung im fünften Jahrhundert *vor* unserer Zeitrechnung an Hand archaischer Vasenfunde nachgewiesen werden. Sehr wahrscheinlich – vielleicht sicher – haben sich die Steppenvölker der asiatischen Ebenen schon viel früher des Pferdes als Fortbewegungsmittel *und* Kriegsmittel – anders ausgedrückt – als Waffe bedient.

Das *Pferd* hat alle Völker der vier *alten* Kontinente durch alle Jahrtausende ihrer Entwicklung bis zum heutigen Tage begleitet, und seine Rolle war eine umso bedeutendere, je weniger sesshaft ein Volk war und sein konnte, war also am bedeutungsvollsten bei den in karglichen Böden nomadisierenden Steppen-, Wüsten- und Ebenenvölkern, sank in ihrer Wichtigkeit bei den sesshaften Klein- und Eigenbauern gebirgiger Gegenden.

Das Jahr 1941 ist der Erinnerung an die ununterbrochenen sechshundertfünfzig Jahre eidgenössischen Seins und Bestehens gewidmet, und

sechshundertfünfzig Jahre Geschichte eines Bundes von Eid- oder Schwurgenossen verpflichten uns, die Nachfahren, vor allem zu absoluter Wahrheitsliebe, also zum Zugeständnis:

In der Geschichte der Eidgenossenschaft spielt das Pferd und seine kriegerische Verwendung nicht nur keine bedeutende, sondern sogar eine missliche Rolle. Alle grossen Siege der jungen Eidgenossenschaft wurden *gegen* die Ritter, *gegen* die Reiterei, *gegen* das Pferd errungen. Die ununterbrochene Folge höchster Leistungen, bezahlt mit bestem eidgenössischem Sinn und Blut, die unvergänglichen Lorbeeren von Morgarten, Sempach und Näfels, der bittere Tag von Marignano genau so gut wie die Hingabe der Schweizergarde für den Franzosenkönig vor der Tuilerientreppe und die Eidestreue der Eid-Genossen an der Beresina – alles sind nie welkende Ruhmesblätter der Kriegsgeschichte des *unberittenen* Fussvolks, sind *infanteristische Grosstaten*,

Wir könnten somit – mit einem Bisschen der heute so beliebten Voreiligkeit – aus dem Vorstehenden schliessen, dass also die Reiterwaffe sozusagen unschweizerisch, historisch ein Fremdkörper, kurz gesagt: nicht bodenständig und somit verwerflich und abzuschaffen sei, da ihr jede wahrhaft eidgenössische Geschichtsgrundlage fehlt, für Importware aber in Zeiten ernster Selbstbesinnung kein Platz mehr sei... Aber wir wollen mit allertiefster Selbstbesinnung einmal *nicht* voreilig, sondern *genau* sein.

Jedes zum kriegerischen Handeln genötigte Volk bedient sich der Waffen, die ihm gegeben, die ihm naturgemäss und angepasst sind. Arme, unendlich bescheidene Klein- und Bergbauern schlugen mit dem Dreschflügel drein – wandle er sich auch späterhin zum Morgenstern Ritterheere brausen, gegen solche Schläge durch Panzer geschützt, hoch zu Ross, mit Lanzen und Hieb Waffen versehen, auf Ebenen einher. Die Bergbauern kannten ihr *Gelände* > wussten dessen Vorteile auszunützen – und die Ritter-, d.h. Reiterheere scheiterten an der *Nichtbeachtung* dieses *Geländefaktors*, Denn – und nur das ist ausschlaggebend – der Wucht, der Schnelligkeit, der Schlagkraft der *reitenden Masse* hatten die bescheidenen Bergbauern keine gleichartige Waffe entgegenzusetzen; sie liessen aber diese todbringende Waffe gegen einen Schild ansausen, den sie nicht zu durchdringen vermochte: gegen unser Gelände. Mit dem Niedergang der eidgenössischen Infanterie bei Marignano im sechzehn-

ten Jahrhundert setzt in der Kriegsgeschichte Europas die Blütezeit der Reiterkämpfe ein und damit die Notwendigkeit für den hohen militärischen Führer, *grössere Reiter massen* richtig verwenden zu können. Nicht etwa die häufig und falsch als Ursache des «Niederganges der Kavallerie» angeführte Behauptung, mit der Erfindung des Pulvers habe die Reiterei ihre Existenzberechtigung eingebüsst, darf geglaubt und hingenommen werden, sondern die *Modifikation* dieses Grundsatzes ist so zu deuten: mit der Zunahme der Feuerwirkung anderer Waffen hat die *reinste Ausdrucksform* der Reitertätigkeit im Kriege – die Kavallerieattacke – *anderer Verwendung* weichen müssen. Selbst der blutigste militärische Laie weiss heute, dass man gegen Maschinengewehre und artilleristisches Sperrfeuer keine Reiterangriffe mehr in geballter Masse auslösen darf. In den Zeiten der harmlosen Vorderladerdonnerbüchsen und der Mörser- und Feldschlangenartillerie aber konnten auch die Bauernrepubliken der Eidgenössischen Stände der Reiterei *nicht* entraten, und darum *mussten* die alten Stände auch ihre Dragoner und ihre berittenen Jäger aus ihren Milizen ausziehen. Und so sehen wir heute noch mit nicht ganz unberechtigtem Geschichtsstolz auf Uniformen der Berner- und Zürcher- und anderer Dragoner, die vor dreihundert und zweihundert Jahren gewiss so brav ihr Bestes taten, wie die teilweise viel berühmteren Schweizerregimenter in fremdem Sold, die – soweit uns Quellen berichten – Grenadier- und Füsilierregimenter waren. Denn – und das allein kann hier als wesentlich bezeichnet werden – bis zum Aufkommen des Motors war die berittene Waffe die *schnellste, wichtigste* und eben damit die *entscheidende Waffe* der Begegnungsschlacht. Schnelligkeit *und* Stosskraft waren und bleiben die Symptome der Reiterei, waren und sind die Komponenten dessen, was als «Reitergeist» bezeichnet wird: *Vorwärts und durch!* Wir dürfen wohl mit Recht einige Zweifel daran hegen, ob die Milizkavallerie vor hundert und mehr Jahren dieser Konzentration kavalleristischer Geisteshaltung immer gewachsen war; fest steht aber, dass diese Milizkavallerie eine *wirkliche Waffe* wurde, begabt mit innerer Festigkeit, beseelt vom wahren Reitergeist, geführt mit Strenge und Schwung – vom Augenblick an, da sie in die richtigen Hände kam: als der grosse Unvergessliche, der ursprünglich aus der Artillerie stammende *Oberstleutnant Ulrich Wille* ihr Oberinstruktor und später ihr Waffen-

chef wurde. Er, der einen beträchtlichen Teil seiner militärischen Auffassung der jungen deutschen Kavallerie verdankte, in deren Regimentern die Tradition von Vionville und Mars-la-Tour höchst lebendig war, wo die reiterlichen und kavalleristischen Erziehungsmethoden des grossen Seydlitz und des zähen Zieten seit zweihundert Jahren hochgehalten worden waren – er war der grosse Reformator der Schweizer Reitermiliz. Es hatte bis zu Willes Amtsantritt die Möglichkeit gefehlt, die für die Kavallerie benötigten Pferde durch einheimische Kräfte auszubilden, und so wurden an den alten Militärreitinstiuten auch alle möglichen Ausländer beschäftigt, die sich als Bereiter eignen mochten. Der ganze Betrieb muss wohl recht gemütlich gewesen sein; denn überall ist ja der vielbelachte Ausspruch des inspizierenden Obersten bekannt, der eine ihm vorgeführte Einheit sooo gerne galoppieren gesehen hätte, wenn er nur hätte annehmen dürfen, die Leute würden auch oben bleiben! Damit wurde unter dem neuen Waffenchef Schluss gemacht. Ein neuer Geist kam auf, und die Kavallerie der Eidgenossenschaft wurde eine *Waffe*. Sie erreichte das Ziel, das ihrem grossen Reformator vorgeschwebt hat: sie ritt so, dass sie die Bezeichnung «schnell» wirklich verdiente, sie schoss wie die andern Gewehrtragenden, und sie bekam, dank Wille, Mitrailleur mit, die ihre Feuerkraft unendlich vervielfachten, kurz: die von Wille reformierte eidgenössische Milizkavallerie war schnell, gut beritten, geländegängig, feuerstark und somit stoss kräftig. Sie konnte – dank der sorgfältigen Schiessausbildung – mit dem Karabiner als Feuerkraft eingesetzt werden.

Diese ganze Entwicklung der Kavallerie blieb bis zum Weltkriegsbeginn 1914 stetig, sowohl bei uns, als in den andern europäischen Staaten. Doch brachte dieser Krieg nur seltene kavalleristische Grosseignisse, wenn auch nicht übersehen werden darf, dass einzelne Grosstaten *nur der Reiterwaffe* gelingen konnten, so die Einnahme von Belgrad durch die Spahibrigade, die Aufrollung der türkischen Palästinafront durch die australische Reiterdivision, das Aufhalten des deutschen Vormarsches am 30. März 1918 durch die Kanadische Kavalleriebrigade, die das Durchstossen der alliierten Front verhinderte. Im Übrigen jedoch beschränkten sich die Reitereien der kriegführenden Länder auf die ihnen

gemässen Aufgaben: Vorhutsicherungen, Rückzugsverschleierungen, Verfolgungen, Verbindungsdienst usw. Ausnahmen kamen jedoch vor, besonders die Russen schickten 1914 ganze Reiterbrigaden ohne genügende Sicherung in deutsches Artilleriefeuer und wurden erst viel später nach Massnopfern vorsichtiger. Auch die Engländer ritten einige durchaus unzeitgemässe Attacken, die viel zu viele Opfer forderten.

Von den Engländern kam schliesslich wohl auch der Anstoss zum neuen *Ausdrucksmittel* des Kavalleriekrieges. Man ging von der Tatsache aus, dass Stosskraft, Feuerwirkung, Schnelligkeit und Beweglichkeit nicht mehr in jedem Gelände allein zum Erfolg ausreichten, weil die moderne Feuerwirkung (auch jedes Gegners) so gross ist, dass sie nur in sichern Deckungen überstanden werden kann. So entstand die Panzerwaffe, der Tank. Diese neue Waffe ist gar nichts anderes als *ein modernes Mittel zur Lösung kavalleristischer Aufgaben*. Diese neue Waffe, zuerst nur als Aufklärungsmittel gedacht, schnell, beweglich, geländegängig, stosskräftig, weil mit wirkungsvollster Feuerkraft ausgestattet, repräsentiert die Panzerreiter unserer Zeit; denn sie ist durch ihre Panzer gegen Wirkungen feindlichen Feuers ziemlich weitgehend gesichert. Ihre Verwendung, ihr Einsatz gehen nach absolut gleichen Prinzipien vor sich, wie der Einsatz der Reiterei, und es ist nicht etwa zufällig, dass die neue Waffe zusammen mit der Reiterei, den Motorradfahrern, den Radfahrern *und* den Reitern zu einer besonderen Waffengattung zusammengefasst wurde: zu den «Leichten Truppen», andernorts «Schnelle Truppen» genannt.

In jedem Falle aber sind alle diese verschiedenartigen Glieder der neuen Waffe zu einem Ganzen zusammengefasst, operieren in gegenseitiger Ergänzung. Jedes der Glieder, Tankmannschaften, Radfahrer, Motorisierte, Reiter, geniesst eine besondere Ausbildung, die sie für ihren eigenen Verwendungszweig bis ins Letzte vorbereitet. Wir wollen uns hier auf die Ausbildung der Reiterwaffe beschränken. Seit der nachmalige General Wille die Schweizer Milizreiterei reformiert hat, ist die Truppe einheitlich vom Staat beritten gemacht. Der Bund kauft die jungen Pferde an, lässt sie auf der Weide sich akklimatisieren, von Bundespersonal, den Bereitem, in der bundeseigenen Anstalt, dem Eidgenössischen Kavallerieremontendepot, ausbilden und gibt dann die jungen, in

jeder Hinsicht gebrauchsfertigen Pferde in die Dragonerrekruitenschulen. Dort werden sie provisorisch den Rekruten zur Pflege und zum Reiten zugeteilt. Die Dragonerrekruuten stammen grundsätzlich aus den Kreisen der Bevölkerung, die noch der Pferde bedarf und über eigene Stallungen verfügt, also aus der Landwirtschaft und den mit Pferden arbeitenden Fuhrhaltereien. Nach einigen Wochen Rekrutenschule dürfen die Väter der Rekruten ihre Söhne besuchen, und die Pferde werden an die Rekruten versteigert; denn bis zu dem Zeitpunkt weiss ungefähr jeder, ob er das richtige Tier besitzt. Dieses soll nicht nur sein Reitpferd und Dienstpferd sein, sondern es muss für den heimischen Landwirtschaftsbetrieb passen. Der Rekrut bezahlt an das Pferd die Hälfte des Steigerungspreises, die andere Hälfte trägt der Bund. Dafür ist der Eigentümer verpflichtet, das Bundespferd jederzeit in diensttauglichem Zustand zu erhalten, aber auch berechtigt, es mit sich nach Hause zu nehmen und in seinem Betrieb zu verwenden. Nach zehn Jahren wird das Pferd dann Privateigentum seines Reiters und Pflegers. Gemessen an ausländischen Massstäben mag dieses System eine vielleicht scheinbar teure Lösung darstellen, die Erfahrung eines halben Jahrhunderts zeigt jedoch, dass sie die in unsern Milizverhältnissen einzig richtige Art der *Berittenmachung und Bereitschaft* ist.

Der fertig ausgebildete Rekrut, der junge Dragoner, nimmt sein Pferd aus der Rekrutenschule mit nach Hause, gleich wie Zaum, Halfter, Putzzeug, Sattel, Decke, Stallgurte, gleich wie seinen Karabiner, mit dem er umzugehen gelernt hat. Noch wichtiger aber ist es für die Reiter, auch sichere Schützen zu sein, wenn sie an die Erfüllung ihrer ureigensten Aufgaben – der Patrouillen im schweren Gelände – gehen. Ganz kann der Panzermotor das Pferd eben doch nicht ersetzen. In coupiertem Waldgelände, wo kein Motorrad, kein Panzerwagen, kaum mehr ein Radfahrer vorankommt, bleibt die Reiterpatrouille das letzte, aber sicherste Aufklärungsmittel. Heute kann der Streit gar nicht mehr um die Frage: Pferd *oder* Motor gehen, er ist schon entschieden und zwar in dem Sinne: Pferd *und* Motor.

England schaffte zu Beginn der Dreissigerjahre seine Reiterei bis auf einige Hof-Wacht-Regimenter ab. Aber schon der Palästinafeldzug zwang zu beschleunigter Wiederberittenmachung eines Grossteils der Einheiten. Andererseits hatte sich die Republik Polen allzu ausschliesslich

an ihre gut ausgebildete Reiterei geklammert. Diese aber rieb sich trotz höchster Einsatzbereitschaft 1939 in nutzloser Abwehr gegen die deutschen Panzereinheiten auf, bevor sie hätte eigentliche Reiteraufgaben lösen können. Anders in Galizien, wo sich den deutschen Reiterformationen in Verfolgungs- und Umgehungsgefechten angemessene und lohnende Aufgaben boten, wo auch die wenige vorhandene Kavallerie der Polen sich anerkanntermassen beachtlich schlug. Im Feldzug im Westen hat die deutsche Reiterei besonders an den Flügeln der Armee durch Patrouillensicherungsarbeit teilweise unglaubliche Distanzen zurückgelegt und ausgezeichnete Leistungen vollbracht. Auch einzelne französische Reitereinheiten haben als Nachhutorgane in Kleingefechten oft auf fast verlorenen Posten vom Gegner ästimierte Bravourleistungen ausgeführt.

Es darf bei dieser Aufzählung der Taten moderner Reiterei nicht übersehen werden, dass diese zur Hauptsache von Reitern stehender Heere ausgeführt wurden. Damit drängt sich die Frage auf, wie weit unsere Milizreiter solchen Anforderungen genügen könnten, wie sie an die Reiter der im Kriege stehenden Nachbarländer gestellt worden sind.

Hier darf mit vollem Recht darauf hingewiesen werden, dass die ausserdienstliche Tätigkeit unserer Dragoner eine recht umfassende genannt werden kann. Der aus der Rekrutenschule entlassene junge Dragoner wird in seiner Heimat Mitglied seines regionalen Kavallerievereins, und diese kleineren Einzel vereine sind in den grossen Organisationen, dem Zentralschweizerischen Kavallerieverein und dem Ostschweizerischen Kavallerieverein, vereinigt. Damit wird für die Reit- und Schiesstätigkeit – die bei unsern Milizreitern eine weit grössere Rolle spielt, als in Ländern mit stehenden Heeren – sozusagen von oben herab, eine gewisse gleichartige ausserdienstliche Weiterbildung erreicht. Mit dieser Weiterbildung von Mann und Ross ist aber auch unsere Reiterei auf die Stufe gekommen, die sie braucht, um als kriegsgenügend zu gelten. Die unbedingte Notwendigkeit, Mann und Pferd ausserdienstlich in voller reiterlicher Geübtheit – sportlich gesagt: in Form – zu erhalten, ist auch die Grundlage des gesamten Schweizer Pferdesports, der nicht wie im Ausland auf das *Ziel der Züchtung eines felddienstfähigen Reitpferdes* gerichtet sein kann, weil wir kein Pferdezüchtland sein können, sondern

der die Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten *mit* ihren Pferden so weit bringen soll, dass sie in jedem Gelände, über jedes Hindernis, in jeder Schwierigkeit die zugeteilte Aufgabe, den *erteilten Befehl*, auszuführen vermögen. Rennen sollen nicht auf Davonreiten üben, sondern auf das Heranreiten, Springreiten soll geländegewandt machen, Dressurreiten Exaktheit lehren. Unser Pferdesport ist «Wehrsport» im allerbesten Sinne, mit höchstem Ziel.

Wir haben die Kavallerie und ihre Wandlungen verfolgt, haben gesehen, dass Nachfahren der alten Dragoner heute in Tanks über die Fluren gerüttelt werden, die ihre Vorväter vielleicht in gemütlichem Schaukeltrab durchmassen, wie der Karabiner, das Mg. und das Lmg. den Pallasch und die Lanzen und die schweren Reiterpistolen von anno ehemals ersetzten, wie die Feuerkraft stieg, wie die Attacke verschwand, ersetzt wurde durch den schnelleren, zermalmenderen Ansturm der Panzerwagen...

Das Prinzip der Verwendung aber bleibt das gleiche. Man schrieb der Kavallerie von jeher ganz besondere Eigenschaften zu, die sich aus der besonderen Rekrutierung, der speziellen Ausbildung, der vielseitigen Verwendungsart, einer raschen und verantwortungsfreudigen Entschlussfähigkeit jedes Einzelnen und einer grossen und stets hochgehaltenen Tradition ergaben.

Zum grossen Teile sind diese besonderen Eigenschaften an die leichten Truppen übergegangen; sie sind zusammengefasst das, was wir mit dem Begriff «Reitergeist» bezeichnen.

DIE LEICHTEN TRUPPEN

VON M. DOERKS

Allgemeines

Unser Begriff «Leichte Truppen» deckt sich mit demjenigen der «Schnellen Truppen» des Auslandes. Bei uns setzen sie sich aus Kavallerie, Radfahrern und motorisierten Truppen zusammen. Sie bilden ein Glied in der Kette unserer verschiedenen Waffengattungen. Ihre Tradition basiert auf der Reiterei. Vor einigen Jahren zwang uns die Entwicklung unserer Nachbarheere, die Kavallerie zu ergänzen. Sie musste mit Radfahrern und motorisierten Truppen in Verbindung gebracht werden, um den Anforderungen der modernen Kriegsführung gewachsen zu sein. Heute sind die leichten Truppen ein Kriegsinstrument, das rasch eingesetzt werden kann und über eine erhebliche Feuerkraft verfügt. Die Schnelligkeit und Beweglichkeit dieser Truppen erlaubt, günstige Augenblicke auszunützen und einem Feind gleichzeitig an vielen Orten überraschend entgegenzutreten. Die Leistungsfähigkeit der Truppe und ihrer Waffen wird durch die Manövriermittel Pferd, Rad und Motorfahrzeug beträchtlich gesteigert. Die Kampfkraft ist durch reichliche Dotierung an Waffen und dank der technischen Hilfsmittel so gross, dass die leichten Truppen in kritischen Momenten entscheidend eingreifen können. Dadurch, dass die verschiedenen Transportmittel die leichten Truppen nahe an den Kampfplatz bringen, sind Mann und Waffen für einen ungeschwächten Einsatz und für eine draufgängerische und beharrliche Gefechtsführung besonders geeignet. Die Auswahl der in den leichten Truppen vertretenen Waffen gestattet Angriff und Verteidigung.

Kavallerie

Im Mittelalter und bis zur Zeit Napoleons war die Reiterei die Waffe der Entscheidung. Im Masseneinsatz hatte sie eine gewaltige Stosskraft. Im Kriege 1914-18 erwies sich eindeutig, dass die Rolle der Reiterei als Ge-

fechtkraft in der überlieferten Form ausgespielt war. Damit begann auch bei uns die Neuorientierung dieser Truppe. Die moderne Auffassung stempelt den Dragoner zum berittenen Infanteristen. Unter diesen Umständen leistet er in unserem Gelände äusserst wertvolle Dienste. Mit dem Pferd als «moyen de manœuvre» kommt die Kavallerie praktisch in jedem Terrain durch, das als Kampfgebiet angesprochen werden kann. Wenn auch die Marschgeschwindigkeit durchschnittlich nur acht bis zehn Stundenkilometer beträgt und das Pferd auf der Strasse sehr verwundbar ist, so bietet sich andererseits meistens die Möglichkeit, die Strasse zu verlassen und dank der Beweglichkeit in die nächste Deckung zu verschwinden. An vielen Orten unseres waldreichen Landes bewegt sich die Kavallerie leichter und schneller als jede andere modernste Erdtruppe. Durch die Haltung der abgestellten Pferde geht allerdings ein Teil der Kampfkraft verloren. Um die Kriegstüchtigkeit der Pferde zu erhalten, brauchen sie ausreichende Ruhe und eine gewissenhafte Pflege. Der Dragoner zeichnet sich als Kämpfer durch Draufgängertum und vor allem Zähigkeit aus. Weil er von Haus aus gewohnt ist, dem Pferd in jedem Moment seinen Willen aufzuzwingen, handelt er dem Feind gegenüber nicht anders. In diesen Umständen liegt wohl der altberühmte Reitergeist begründet. An Waffen verfügt der Dragoner über das leichte Maschinengewehr und den Karabiner.

Neben der Verwendung als Kampftruppe kommt der Kavallerie für den Verbindungs- und Meldedienst ganz besondere Bedeutung zu. Der gewandte Reiter weiss sich in unserem stark wechselnden Gelände Tag und Nacht mit seinen Meldungen durchzuschlagen. Durch eine sorgfältige und gründliche Pferdepflege ist der Dragoner zu ausserordentlicher Zuverlässigkeit erzogen. Das gesunde und kräftige Pferd bildet die Grundlage seiner Leistungsfähigkeit. Weil er das Pferd sein Eigentum nennt, ist er vollständig mit ihm verwachsen und über seine Leistungsgrenzen orientiert. Dank dieser Verhältnisse ist der Meldedragoner auf jeden Fall schneller als der Läufer und abseits der Strasse jedem andern Meldesoldaten überlegen.

Im Gegensatz zu andern Truppen ist das Zivil- und Dienstleben des Kavalleristen speziell eng miteinander verbunden. Der Dragoner ist verpflichtet, ständig ein diensttaugliches Reitpferd zu halten. Die Pferde werden unseren Dragonern

am Schlusse der Rekrutenschule zum halben Schätzungswert abgegeben. Mit der Übernahme des Kavalleriepferdes gelangt ein Pferdedienstbüchlein zur Abgabe. Der Reiter ist verpflichtet, das Pferd ausserdienstlich auf eigene Kosten zu erhalten und darf dasselbe zu jeder Arbeitsleistung verwenden, solange die Diensttauglichkeit nicht beeinträchtigt wird. Daneben muss das Dienstpferd auch während der dienstfreien Zeit in der Reitgewohnheit erhalten bleiben. Ganz abgesehen vom wirtschaftlichen und militärischen Vorteil ist der Stolz jedes Dragoners, sein tadelloses Pferd in bester Form zu erhalten.

So vollständig auch das Pferd selbst vom eigentlichen Kampffeld verschwunden ist, so wenig darf der von ihm begründete alte Reitergeist bei den neugestalteten leichten Truppen fehlen I

Radfahrer

Der Radfahrer ist ein mit Normalrad ausgerüsteter Infanterist. Er bezieht sein Militärfahrrad vom Bund. Die im Auszugsalter stehenden Wehrmänner bezahlen die Hälfte, die Landwehrjahrgänge den ganzen Ankaufspreis. Ein solches mit Bundesbeitrag bezogenes Rad darf weder verkauft noch verpfändet noch ausgeliehen werden. Wie der Dragoner sein Pferd, so hat der Radfahrer sein Rad in feldtüchtigem Zustande zu erhalten. Für jeden Dienstag bezieht der Radfahrer ein Mietgeld von fünfzig Rappen.

Bei der taktischen Zusammenarbeit versetzen die Radfahrer ihre Kameraden der anderen Waffen immer wieder ins Staunen. Lautlos und in unglaublichem Tempo tauchen sie überall auf. Für Tagesleistungen von 150 Kilometern und mehr sind die Leute sehr bald trainiert. Selbst schlechte und oft ansteigende Strassen vermögen die durchschnittliche Marschgeschwindigkeit nur wenig zu reduzieren. Auch abseits der Verkehrswege hört die Bewegung des Radfahrers noch nicht gänzlich auf. Eine gut disziplinierte und forsche Radfahrertruppe wirkt auf einen mit zivilen «Velobegriffen» gesegneten Beobachter höchst verblüffend. Während bei der Kavallerie ein beträchtlicher Teil der Leute als Pferdehalter im Gefecht als aktive Kampfkraft ausfällt, erscheint bei den Radfahrern jeder Karabiner vor dem Feind. Selbstverständlich müssen die Räder nach einer

abgeschlossenen Gefechtsperiode wieder nachgeholt werden. Maschinendefekte sind bei unseren Militärrädern äusserst selten und werden von der nachfolgenden Werkstatt innert nützlicher Frist unterwegs repariert. Im Beheben von Reifenpannen entwickelt der routinierte Radfahrer eine erstaunliche Geschicklichkeit. Das blitzschnelle In-Stellung-gehen mit dem leichten Maschinengewehr und Karabiner aus voller Fahrt braucht besondere Übung. Bei Rückzugsgefechten in der Nacht leisten die Radfahrer wertvolle Dienste, weil sie ungehört und rasch vom Feind absetzen können. Die Dragonerschwadronen und Kampftradfahrerkompagnien sind die Elemente der leichten Truppen, die sich am ehesten für offensive Aufgaben eignen.

Solange Verkehrswege zur Verfügung stehen, ist der Radfahrer ein geschätztes Verbindungsmittel. In Stäben verwendete Meldesoldaten vollbringen oft beachtenswerte Spitzenleistungen.

Motorisierte Truppen

Die motorisierten Truppen sind die jüngste Waffe der leichten Truppen. Ihr Transportmittel ist das Motorfahrzeug in seinen verschiedenen Formen. Diese Grundlage bedingt grösstenteils die Art des Einsatzes zum Kampf. Weder im Ausland noch bei uns ist die Entwicklung der Motorfahrzeuge je abgeschlossen. Die ständig auftauchenden Neukonstruktionen beeinflussen auch die Verwendung unserer Waffen im Kriege. Parallel den Resultaten in unseren Nachbarheeren und auf Grund der eigenen Erfahrungen muss sich die Handhabung der motorisierten leichten Truppen fortlaufend den neuen Verhältnissen anpassen können. Unsere Motortruppen haben mehr defensiven Charakter, wobei Panzertruppen und Motorradfahrer allerdings auch offensiv eingesetzt werden können.

Das Leistungsprogramm unserer motorisierten leichten Truppen ist äusserst vielseitig und mit Rücksicht auf die kurze Ausbildungszeit sehr stark belastet. Der «Motörler» hat wie jeder andere Wehrmann der Armee neben der allgemeinen soldatischen Grundlage die Waffen und ihre Verwendung im Kriege zu beherrschen. Darüber hinaus muss er eine Fahr- und technische Ausbildung besitzen. In vielen Fällen bedienen unsere Leute im Zivilleben eine andere Fahrzeugart als bei der Truppe. Um Unfälle bei jedem Diensteintritt zu verhüten,

müssen die Fahrer mit den neu gefassten Fahrzeugen vorsichtig vertraut gemacht werden. Für Wehrmänner, die in Zivil nur wenig Fahrgelegenheit haben, ist die Einteilung bei den motorisierten Truppen mit einem gewissen Risiko verbunden. Aber auch der beste Zivilfahrer kennt nur das Einzelfahren. In der Armee wird Gruppen-, Zugs- und Kompagniefahren verlangt. Das Verbandsfahren bedingt ununterbrochene Aufmerksamkeit und ist anstrengend. Das Geländefahren benötigt besonders ausgeprägtes mechanisches Gefühl für das Fahrzeug. Dieser Fahrzweig wird bei uns nur in der Armee geschult. Weil wir wenig geländegängige Fahrzeuge besitzen, müssen unsere Fahrer wissen, wie weit sie sich mit normalen Wagen ins Gelände wagen dürfen, ohne stecken zu bleiben. Das Durchfahren von Gräben, Furten, welligem und weichem Gelände muss erlernt sein.

Der kleinste Teil unserer zivilen Autobevölkerung besitzt genügend Fahrpraxis auf Gebirgsstrassen. Für die heutige Landesverteidigung ist ein zuverlässiges Gebirgsfahren unbedingt notwendig. Selbst bei grossem Verkehr und schwierigen Ausweichmöglichkeiten darf der Fahrer seine Kaltblütigkeit nicht verlieren. Die mit zunehmender Höhe geringer werdende Luftdichtigkeit und die steilen Strassenverhältnisse stellen an Mann und Fahrzeug grössere und unbekanntere Anforderungen. Das Verbandsfahren im Gebirge bedarf besonderer Routine. Feindliche Fliegertätigkeit verhindert grössere Motorfahrzeugbewegungen am Tage. Demzufolge muss das Nachtfahren besonders geübt werden. Einzel- und Verbandsfahren bei Nacht verlangt ein tadellos diszipliniertes und gut ausgebildetes Fahrpersonal.

Den stetig wechselnden Neukonstruktionen ist nur eine geistig regsame Truppe gewachsen. Die Behandlung der Motorfahrzeuge hat entscheidenden Einfluss auf ihre Marschbereitschaft. Sorgfältiges Umgehen mit den Maschinen erhöht ihre Lebensdauer und verringert den Verschleiss an Material. Ein absolut zuverlässiger Parkdienst verhindert unnötige Abnützung und damit grosse Instandstellungskosten. Der Fahrzeugunterhalt muss motorisierten Truppen so in Fleisch und Blut übergegangen sein, dass er selbst nachts und nach grossen Strapazen automatisch und sachgemäss durchgeführt wird. Die durch die bisherigen Kriegserfahrungen zu erwartenden Fahrzeugreparaturen benötigen ein tech-

nisch gut geschultes Personal. Die häufigsten Strassenpannen an Vergasung, Zündung und elektrischer Anlage müssen durch die Fahrer behoben werden können. Ferner müssen die Leute fähig sein, normale Nachstellungen an Bremsen, Steuerungen, Ventilatoren usw. vorzunehmen. Alle schwierigeren Reparaturen werden den Truppenmechanikern oder den Reparaturformationen überbunden, wobei die zugeteilten Fahrer oft zur Mithilfe herangezogen werden.

Für Schaden, der durch unvorsichtiges Fahren, nachlässigen Fahrzeugunterhalt oder Unfall entsteht, wird der Fahrer grundsätzlich zur Rechenschaft gezogen. Dabei wird der durch Selbstverschulden entstandene Anteil der Unkosten ermittelt. Die finanzielle Belastung des Mannes erfolgt im Weiteren auf Grund seiner bisherigen Qualifikationen und der zivilen Verhältnisse. Handelt es sich um geringe Beträge, so entscheiden die Truppenkommandanten. Im andern Falle wird die Angelegenheit durch die Militärjustiz beurteilt.

Das Fahrzeugmaterial der leichten Truppen wird grösstenteils durch Requisition beschafft. Fahrzeuge, die zum Korps material gehören, bilden die Ausnahme. Dadurch sind wir gezwungen, die Armeebedürfnisse mit den im Lande vorhandenen Zivilfahrzeugen in Einklang zu bringen. Dass Spezialkonstruktionen und geländegängige Fahrzeuge den militärischen Anforderungen besser entsprechen könnten, ist selbstverständlich. Ist dagegen die Arbeit der Truppe auf die handelsüblichen Modelle abgestimmt, so wird der Fahrzeuersatz bedeutend erleichtert. Obschon nach Möglichkeit ähnliche Fahrzeuge zusammengestellt werden, wird das Reparaturwesen und die Beschaffung von Ersatzteilen für die verschiedensten Marken ziemlich kompliziert. Dadurch ergibt sich, dass unsere militärischen Automechaniker als hervorragende Reparatere bezeichnet werden können.

Motorradfahrer

Die beweglichsten und schnellsten leichten Maschinengewehre sind diejenigen der Motorradfahrer. Vorausgesetzt, dass zuverlässiges Maschinenmaterial vorhanden ist und die Fahrer gut trainiert sind, kann diese Truppe vor allem auf Gebirgsstrassen schlagartig eingesetzt werden. Das Fahren auf Bergstrassen ist

für den tüchtigen Fahrer ein Vergnügen. Die Motorradfahrer eignen sich als vorausgeschobenes Detachement zur Sicherung der übrigen im Anmarsch befindlichen Truppen. Auch überraschender Einsatz zur Verstärkung eines Flügels ist möglich. Wichtige Geländepunkte können von ihnen rechtzeitig provisorisch in Besitz genommen werden.

Der Kampfmotorradfahrer kommt oft in den Fall, im Gelände fahren zu müssen. Deshalb soll er körperlich kräftig sein. Er muss seine Maschine bei jeder Witterung und Tageszeit beherrschen. Das Fahren zu zweit mit voller Ausrüstung und beladen mit Waffen und Munition braucht viel Übung. In schwierigem Gelände, wo ab wechslungs weise gestossen, gesprungen und gefahren wird, kommt der technisch einwandfreie Fahrer zur Geltung. Das Motorrad ist dasjenige Motorfahrzeug, das am raschesten auf eine unsachgemässe Behandlung reagiert. Nicht nur die Unfallstatistiken, sondern auch die Zahl und Art der Reparaturen bei Dienstbeginn beweisen, dass wir wohl über sehr viel Motorradfahrer verfügen, dass aber ein verhältnismässig kleiner Prozentsatz vom Zivilleben her als wirklich «gerissener» Fahrer angesprochen werden kann. Der Motorradfahrer ist derjenige Soldat der leichten Truppen, welcher der Unbill des Wetters am meisten ausgesetzt ist. Neben den Kampftruppen kennen wir den Verbindungsmotorradfahrer. Hierfür eignen sich speziell findige Leute. Trotz verstopften Strassen und Feindeinwirkung müssen sie sich auch nachts auf schmalen Strassen und im Gelände durchzuschlagen wissen. Nur so bilden diese Räder ein wirklich sicheres Verbindungsmittel zwischen den einzelnen Kommandostellen.

Normalerweise hat der Motorradfahrer seine Dienste mit der eigenen Maschine zu absolvieren. Er kann sich dieselbe im freien Handel beschaffen oder aber ein «Bundesmotorrad» erwerben. Im ersten Fall erhält er für sämtliche Dienstage ein Mietgeld, das die normale Fahrzeugabnutzung und das investierte Kapital entschädigt. Das Armeemotorrad dagegen wird ihm zum halben Ankaufspreis abgegeben. Dafür ist diese Maschine verpflichtet, eine Anzahl Dienste obligatorisch und gratis zu leisten. Verschiedene Versicherungsbedingungen sind ebenfalls erleichtert. Die Armeeführung bezeichnet periodisch denjenigen Typ unserer Motorradindustrie, der als Ar-

meemotorrad abgegeben wird. Der Besitz einer Armeemaschine bietet auch für das Zivilleben grosse Vorteile. Es werden nur einwandfreie Konstruktionen zugelassen, und man hat die Gewissheit, dass genügend Ersatzteile zu normalen Preisen erhältlich sind. Analog dem Kavalleriepferd darf auch das Armeemotorrad ausserdienstlich verwendet werden. Sein Besitzer hat dasselbe zu jedem Dienst in feldtüchtigem Zustande mitzubringen.

Wer das Geheul einer Motorradformation liebt, der möchte keiner anderen Waffe angehören. Wenn die Motorräder auf steiler Strasse mächtig losziehen und sich in schwierigem Gelände kühn durchschlagen, um blitzschnell mit ihren Waffen in Stellung zu gehen, so kommt der alte Reitergeist in moderner Form zum Ausdruck.

Motorisierte Mitrailleure

Die Verlegung der schweren Maschinengewehre von den Fahrenden Mitrailleurkompagnien mit ihrem schwerfälligen, pferdebespannten Wagenpark auf die Motorpersonenwagen der motorisierten Mitrailleureinheiten hat das Antlitz dieser Waffe grundlegend verändert. Das Heranbrausen von Paketen zu zwölf schweren Maschinengewehren macht einen gewaltigen Eindruck. Ausgeruhte Mitrailleure bringen ihre Gewehre äusserst rasch in Stellung – sei es gegen Erd- oder Luftziele. Während dieser Zeit jagen die Motorfahrzeuge wendig in die nächste Deckung, wo sie durch das Fahrerpersonal gesichert werden. Motorradfahrer erstellen die Verbindung zwischen den Waffenstellungen und der Fahrzeugstaffel. Wenn die Maschinengewehre ihre Feuerüberfälle oder gut flankierenden Störungsfeuer rattern, wird der Feind in Schach gehalten und die eigenen Truppen kommen vorwärts. Mit Stahlkernmunition bekämpfen sie auch leichtgepanzerte Späh- und Aufklärungsfahrzeuge. Ein lohnendes Ziel bietet ihnen die den Kampfwagen nachfolgende feindliche Infanterie. Stellungswechsel und Munitionsnachschub können in flottem Tempo durchgeführt werden, da die Gewehrmannschaften nicht abgekämpft, sondern dank der Motorfahrzeuge bei voller Kraft auf dem Gefechtsfeld erscheinen. Teilweise speziell gebaute Personenwagen erleichtern das Mitnehmen grosser Munitionsbestände. Infolge der ansehnlichen Belastung durch Besatzung und Waffen gelangen nur stärkere Fahrzeuge zur Verwendung. Die Mitrailleure sind stolz auf die Motorisierung, da sie

die Leistungsfähigkeit ihrer schweren Maschinengewehre um ein Vielfaches erhöht hat.

Motorisierte Panzerabwehrkanone

Ein Kind jüngster Entwicklung ist die motorisierte Panzerabwehrkanone. Unsere Pak ist eine Waffe modernster Eigenkonstruktion mit international anerkannten Feuereigenschaften. Mit bellendem Mündungsknall sendet sie ihre panzerbrechenden Geschosse gegen feindliche Stahlkolosse. Sie eröffnet ihr Feuer erst auf eine Distanz, die garantiert, dass jeder Schuss ein Treffer ist. Die Bedienungsmannschaft braucht eiserne Nerven, um jeden neuankommenden Kampfwagen ruhig und sicher im Zielfernrohr zu fassen. Das Zielen gegen Panzerwagen braucht viel Übung. Die richtigen Vorhalte- und Distanzmasse müssen sich bei raschester Überlegung fast reflexartig ergeben. Deshalb kommen als Pak-Richter nur ganz ausgewählte Leute in Frage. Die Pak-Kompagnien werden in enger Zusammenarbeit mit der passiven Tankabwehr eingesetzt. Durch natürliche Defileen im Gelände, speziell gebaute Tankhindernisse oder Minenfelder werden angreifende Panzerformationen kanalisiert. Die frontal aufgestellte Pak besitzt eine grössere Treffsicherheit. Dabei ist sie für die feindliche Beobachtung leichter auffindbar. Flankierende Feuerstellung erschwert das Schiessen, ist aber für den Feind nicht leicht erkennbar. Neben dem Tankschiessen mit Panzergranaten wird die Pak auch gegen feste Ziele eingesetzt. Rauch- und Langgranaten werden dann gegen feindliche Feldbefestigungen, Maschinengewehrnester usw. gejagt. Dabei spielt ein häufiger und rascher Stellungswechsel eine grosse Rolle.

Der halbautomatische Verschluss gestattet die Reduktion der Besatzung in der Feuerstellung auf ein Minimum. Ein massiver Stahlschild schützt vor feindlichem Gewehrfeuer. Unsere Pak – an schweren Motorpersonswagen angehängt – können innert kürzester Zeit an gemeldete Panzerdurchbrüche teilen geworfen werden. Kaum sind die Kanonen abgehängt, verschwinden die Fahrzeuge in die nächste Deckung. Motorradfahrer mit leichten Maschinengewehren übernehmen während dem Marsch und in den Stellungen die Sicherung unserer kostbaren Waffen. Wenn eine

Pak-Kompagnie mit ihren achtzehn Geschützen und der reichlichen Munitions dotation in einem für Kampfwagen kanalisierten Gelände auf ihre stählerne Beute lauert, so schützt sie sich gehörig gegen eventuelle Fliegerangriffe. Dabei sind tief zerschnittenes Gelände und die vielen Felsen unsere besten Kameraden.

Panzertruppe

Unsere noch recht bescheidene neue Panzertruppe erfreut sich eines sehr kampfkraftigen und technisch hochentwickelten Panzerwagens. Ausgerüstet mit einer panzerbrechenden Kanone ist das Fahrzeug befähigt, sich ähnliche Gegner vom Hals zu halten. Die beiden schweren Maschinengewehre erlauben feindliche Infanterie mit ihren Automaten zu bekämpfen. Das beigegebene leichte Maschinengewehr dient der Selbstverteidigung der Besatzung. Die vorbildliche Konstruktion unserer Panzerwagen ergibt eine grosse Geschwindigkeit auf Strassen und gute Geländegängigkeit. Das Durchwat-, Überschreit- und Steigvermögen genügt unseren Verhältnissen vollkommen. Federung, Ventilation und Sehvorrichtung entsprechen den modernsten Bauarten. Der Aktionsradius ist im Vergleich zu unserem verfügbaren Raum mehr als gross genug und der geringe spezifische Bodendruck kommt der Benützung vieler Kunstbauten zugut. Dank dem Einbau der grossen Dieselmotoren unserer eigenen Motorenindustrie sind die möglichen Pannen auf ein Minimum zusammengeschrumpft. Stärke der Panzerung, Bestückung und Aussendimensionen sind so gehalten, dass das Fahrzeug als sehr kriegstüchtig bezeichnet werden muss. In technischer Hinsicht und in bezug auf taktische Verwendungsmöglichkeit sind unsere Panzerwagen allen bisher bekannten ausländischen Fabrikaten der gleichen Rangordnung vollständig ebenbürtig.

Die Ausbildung der Panzertruppen umfasst ein ausgedehntes Programm. Sämtliche Leute einer Panzerbesatzung sind allseitig ausgebildet. Sie sind somit als Fahrer und Schützen auswechselbar. Die Fahrschule bringt gewisse Schwierigkeiten mit sich. Einmal muss der Fahrer über das dem grossen Fahrzeuggewicht entsprechende Fahrgefühl verfügen. Aber selbst wenn ein Mann gewohnt ist, mit einem Zehntonnenzug umzugehen, so ist das Fahren in einem geschlos-

senen Stahlkessel grundverschieden. Es gibt routinierte Lastwagenfahrer, die im Panzer drin nie die nötige Sicherheit erlangen. Die körperliche und geistige Beanspruchung ist besonders hoch. Grosse Hitze und ohrenbetäubender Lärm im Innern des Vehikels ermüden die Sinne. Die Beobachtung der Aussenwelt ist trotz unserer modernen Sehvorrichtungen äusserst schwierig. Das Fahren im Gelände und die hiezu nötige Geländebeurteilung verlangen ein grosses Geschick des Fahrpersonals. Infolge der Bestückung muss die Besatzung an drei Waffengattungen ausgebildet sein. Jeder ist fähig, mit allen Waffen zu schiessen und eventuelle Störungen zu beheben. Die Funkausbildung ist von weittragender Bedeutung. Sie hat die Verbindung mit anderen Truppen sicherzustellen. Der Beobachtungs- und Meldedienst über das feindliche Verhalten braucht grosse Übung. Der Hauptunterrichtsstoff bildet die taktische Schulung. Daneben wird auch die Behebung von Pannen am Motor und den Antriebsaggregaten unter den engen Raumverhältnissen weitgehend instruiert.

Der Einsatz unserer Panzerkompanie ist auf das gegenwärtige Weltgeschehen abgestimmt und mit unseren besonderen Verhältnissen in Einklang gebracht worden. Die taktischen Verwendungsmöglichkeiten und die Zukunftsperspektiven der Panzertruppe werden durch den heutigen Krieg genügend geschildert.

Zusammenfassung

Die Zusammenarbeit der einzelnen Elemente der leichten Truppen ist den verschiedenen örtlichen Verhältnissen unserer Armee und unseres Landes angepasst. Unsere Verbände der leichten Truppen enthalten neuerdings auch motorisierte Infanterie und Artillerie. Die Organisation unserer einzelnen Waffen und deren Zusammenspiel ist ein möglichst bewegliches System. Selbst im Laufe des heutigen Krieges sehen sich unsere Nachbararmeen von Zeit zu Zeit gezwungen, Gruppierung und Verwendungsart der schnellen Truppen zu verändern. Da diese Entwicklungen auf tatsächlichen Kriegserfahrungen basieren, müssen wir unter Berücksichtigung unserer besonderen Umstände fortwährend Schritt halten. Nur so werden unsere Verbände – von den leichten, beziehungsweise motorisierten Brigaden über

die Regimenter, Aufklärungsabteilungen bis zu den selbständigen Kampfeinheiten – ihren Aufgaben gewachsen sein.

Die Angehörigen der motorisierten leichten Truppen haben das stolze Bewusstsein, einer modernen Waffe anzugehören, die ihre Entwicklung in der nächsten und ferneren Zukunft gesteigert fortsetzen wird. Im Vergleich des gegenwärtigen Kampfes mit dem letzten Weltkrieg zeigt sich eindeutig, in welchem Masse der Motor auf der Erde, im Wasser und in der Luft die heutige Zeit beherrscht. Der Motor ist zur massgebenden Grundlage für die Struktur einer modernen Armee geworden.

ALARM BEI DEN LEICHTEN TRUPPEN

VON HUGO FAESI

Es lag in der Luft. Man schnupperte es förmlich, dass der Zustand der latenten Ruhe, der Einzelausbildung, des Sechsuhrhauptverlesens und der streng geregelten Lebensweise nicht dauern konnte. Irgendein «Türk» musste kommen, wollte man nicht einrosten und seine geistige und soldatische Regsamkeit mit der unsympathischen Fettschicht der Eintönigkeit ersticken.

Nichts ist dem Soldaten der leichten Truppen mehr zuwider als Gemütlichkeit – wenn sie zu lange dauert. Sein Element ist die Überraschung, das blitzschnelle Auftauchen und überraschende Eingreifen in den Kampf, dort wo man ihn nicht vermutet. Dies war also jedem klar: Gewehrgriff klopfen, Grussübungen, laden und entladen... eins zwei drei vier... und die Patronentasche nicht vergessen zu schliessen! – gehörte wohl zu einem sauberen Soldatenbetrieb, hat aber mit schnellen Entschlüssen, mit rasenden Fahrten auf den Strassen, mit vorsichtigem Anpirschen von Deckung zu Deckung, mit der aufregenden Atmosphäre der Kampfes bei den leichten Truppen nicht sehr viel gemein.

Deshalb fühlte es ein jeder: lange würde es nicht mehr dauern, bis wieder eine unvorhergesehene Übung die Monotonie der letzten Tage jäh verscheuchen würde.

Ein Türk lag in der Luft.



Doch war alles normal. Keine aus dem Rahmen des Alltäglichen fallenden Befehle von oben; kein animiertes Diskutieren der Offiziere um ein Manöverthema; kein plötzliches Fassen von Verpflegungsartikeln, neuer Munition oder anderer Bequemlichkeiten, die sich automatisch auf das Gewicht des zu tragenden Sackes auswirken. Nichts von alledem, rein nichts.

Aber auch das Ausbleiben von Symptomen ist dem erfahrenen Trou pier Indizium des kommenden Türkes: die Ruhe vor dem Sturm.

Dabei hatte es die Abteilung wirklich nett. Die verschiedenen Detachements waren mit verschiedenen Aufgaben betraut worden: zwei Radfahrerzüge hatten eine Brücke zu sperren, das Dorfdetachment die Dorfverteidigung zu organisieren, das Panzerwagendetachment war mit Aufklärung betraut, die motorisierten Infanteriekanonenzüge und die motorisierten schweren und leichten Maschinengewehre hatten zu sichern und eine andere Radfahrerkompanie war mit dem Einrichten von Stosstruppenausgangsstellungen betraut und hatte eventuelle Fallschirmabspringer zu bekämpfen. So war der ziemlich grosse Sektor gut verteidigt und obwohl im Hinterland gelegen, gegen überraschende Einfälle von oben gesichert. Jeder Soldat kannte den Sektor sozusagen auswendig und war seiner Aufgabe gewachsen. Schussfelder, Distanzen, Deckungen, Verbindungswege, markante Punkte im Gelände haften fest im Gedächtnis eines jeden. Jede Einheit war auf ihre Aufgabe eingespielt, darum hatte der Abteilungschef die Vervollkommnung der Einzelausbildung angeordnet.



Aber wie gesagt, der Türk lag nach ein paar Tagen in der Luft.

Plötzlich ging es los. Ein Motorradfahrer kam angesaust mit einem unscheinbaren, gelben Kuvert und stoppte inmitten der einzelausbildungsexerzierenden Radfahrerkompanie. Der Hauptmann überflog die Meldung, und während der Meldedfahrer schon an der nächsten Wegbiegung verschwand, rief der Kompaniekommandant: «Alarm!»

Im Nu stoben die Radfahrer auseinander, jeder Zug seinem Kantonement zu, in dessen Nähe sie exerziert hatten. Dort standen die Fahrräder startbereit, geölt und geputzt, mit aufgepumpten Reifen und fertiger Packung. Der Hauptmann orientiert kurz seine Zugführer. Ein starkes Detachment von Fallschirmsoldaten war soeben in der Nähe ihres Abschnittes niedergegangen. Die Abteilung besetzt sofort den Sektor gemäss den getroffenen Vorkehrungen. Das Detachment «Brücke» sperrt und hält die K.Brücke, klärt auf längs den beiden Ufern, kontrolliert den Militär- und Zivilverkehr und organisiert die Fliegerbeobachtung.

«Etwas zu fragen?» Die beiden Zuführer verneinen. «Abtreten!» Sie verschwinden zu ihren Zügen. «Aufsitzen!» befehlen sie und streben in gestreckter Fahrt im fünfunddreissig-Kilometertempo der Brücke zu.



Überraschung und Schnelligkeit, das sind die beiden Verbündeten der leichten Truppen. Um die Alarmbereitschaft zu erproben, hatte der Abteilungskommandant nichts von seinen Alarmplänen durchblicken lassen. Einfach ein Telephon an den Abschnittskommandanten, und der Blick auf die Stoppuhr, um festzustellen, wie lange es dauerte, bis die Stellungen, welche genau bekannt und organisiert waren, von den einzelnen Detachementen besetzt waren. Der Stoppuhrzeiger wanderte gemächlich seinen Weg, während die Alarmmeldung ihrerseits sprunghaft die einzelnen Detachementen, die an ihren Kantonnementsorten Einzelausbildung exerzierten, erreichte.

Die Motorradfahrer hatten die am weitesten weg kantonnierten Radfahrer zu alarmieren. Für das Panzerwagendetachment besorgte es der Adjutant, während die motorisierten Mitrailleure, die Infanteriekanoniere und die motorisierten Leichtmitrailleure, in allernächster Nähe des Kommandos stationiert, mit einem verabredeten Tonsignal vom Alarm erfuhren.



Die Panzerwagenmannen waren beim Turnen und übten gewissenhaft und schneidig Mutsprünge und Kampfspiele. Als der hagere Adjutant unter der Türe des Kommandobüros erschien und mit Stentorstimme «Alarm!» brüllte, rannten die «Peh-Zett-Weh» in grossen Sprüngen zu den improvisierten und mit Zeltblachen gegen indiskrete Blicke getarnten Garagen, wo die Stahlungetüme fix und fertig kampfbereit warteten. Es verging weniger als eine Minute, bis die Funkverbindung mit dem Kommando klappte und der Kampfbefehl entgegengenommen war: «Vorstossen sofort Richtung B. Sichern in der, Gegend von B. gegen Norden und Nordosten.» Kurzer Befehl des Detachementsführers an die Motorradfahrergruppe, welche stets

die Panzerwagen begleiten, und dann führen die leichten Kampfwagen in scharfem Tempo los, gefolgt von der ratternden Meute der Motorradfahrer. Zehn Minuten später stehen sie geschickt im Schatten eines Obstgartens gegen Fliegersicht getarnt, weit vorne im Vorfeld des Sektors, schussbereit, während die Motorradfahrer etwas weiter nach vorne aufklären.



Das motorisierte Detachement sass bei der Theorie um den Detachementskommandanten geschart. Er prägte eben den Satz: «die beste Tarnung ist der ...», als ihm das Alarmsignal das letzte Wort verschlug. Er macht rechtsumkehrt, die Soldaten schnellen auf und im Laufschrift erreichen sie die Schöpfe, wo die geländegängigen Wagen, sowie die Motorwagen, die Infanteriekanonen und die schweren und leichten Maschinengewehre alarmbereit liegen. Rasch informiert der Adjutant den Kommandanten des motorisierten Detachements über die eingelaufenen Befehle des Abteilungskommandanten: «Eine bedeutende Anzahl von Fallschirmabspringern sind in der Nähe unseres Sektors niedergegangen. Das motorisierte Detachement geht sofort vor in Richtung Z... ligen. Mot.Ik.-Zug K. sichert gegen Norden und Nordwesten, Mot. Mitr.-Zug B. nimmt Verbindung auf mit Panzerwagendetachment am Nordausgang von B. und der Mot.Lmg.-Zug G. nimmt Verbindung auf mit der Radfahrerkompanie Y., welche die Stosstruppaußgangsstellungen bezieht hinter dem Gl.-Flüsschen.»

Unterdessen sind die Kanonen an die Motorwagen gekoppelt worden, die Soldaten sind aufgestiegen und in stiebender Fahrt rast die Kolonne der ihr zugewiesenen Stellung zu. Einige Minuten später hat sie die wichtige Brücke über den Gl.-Fluss passiert, wo der erste Radfahrerzug schon hinter seinen Sandsäcken liegt, Lmg. und Karabiner schussbereit. Die motorisierten Mitrailleure und Lmg. fahren weiter gegen B., während die Motorwagen mit den Ik. in scharfer Kurve ins wellige Gelände einfahren, den Hang hinauf bis ins Halbdunkel des Waldes. Dort startet die Kolonne zu einem kurzen und glücklich bestandenen – weil vorher gehörig ausgekundschafteten – Geländehindernissen, um Baumstrünke herum, durch Haselstauden und Himbeergestrüpp, an einem Steinbruch vorbei bis ins Unterholz, wo sie in Deckung verbleibt, bis die Ge-

schützchefs die Stellung ausgekundschaftet haben und die abgekoppelten Infanteriekanonen im Galopp bis hart an den Waldrand gebracht werden.



Die motorisierten schweren und leichten Maschinengewehre haben nach kurzer, scharfer Fahrt ihre Ziele erreicht. Das Panzerwagendetachment ist inzwischen leicht zurückgegangen, da sich der Gegner nicht regt. Zusammen mit den schweren Maschinengewehren unterstützen sie von einer kleinen Anhöhe aus mit Flankenfeuer den Vorstoss der Radfahrerzüge, welche verstärkt durch die motorisierten Lmg.-Gruppen aus den Stosstruppenausgangsstellungen vorbrechen, um in raschem Vorgehen rechenartig das Gelände abzusuchen und die gelandeten Fallschirmtruppen zum Kampf zu stellen und kampfunfähig zu machen, während das Detachment Brücke sein Objekt sperrt und hält.

Sowie das schwere «Dummm» der Ik. und Panzerwagengeschütze und das scharfe Knallen der Maschinengewehre den Gegner niederhält, bricht die erste Welle der Radfahrer durchs offene Gelände vor, um den Kontakt mit dem Gegner aufzunehmen.



Ein energischer Daumen drückt auf den Mechanismus der Stoppuhr und bringt den unermüdlichen Zeiger zum Stehen. «Übung beendet!» sagt der Kommandant und gibt den Befehl zur Sammlung der Führer und Unterführer zur Kritik.

In ein paar knappen Worten gibt er seiner Befriedigung Ausdruck. Der Alarm hat geklappt. Die Besetzung der Brücke war vielleicht etwas zu langsam. Ob nicht durch eine Abkürzung die Zeit heruntergeschraubt werden kann? Die Panzerpatrouillen haben ausgezeichnet gearbeitet. Die Funkverbindung klappte. Stellungsbezug der Ik. gut. Vorsicht, dass man am Waldrand das Auftauchen der Geschütze nicht beobachten kann. Tarnung nie vernachlässigen. Auch nicht gegen oben. Einsatz der Radfahrerkompanie mit den motorisierten Lmg.-Verstärkungen gut. Verbindung mit den in Stellung befindlichen Ik. und motorisierten schweren Maschinengewehren dürfte noch besser klappen.

Vom Moment, in dem die supponierten Fallschirmabspringer dem Abteilungskommandanten gemeldet wurden, bis zum Augenblick, in dem der Kontakt mit dem Feind aufgenommen wurde, ist wenig mehr als eine halbe Stunde verstrichen. Das Absuchen des Geländes mit den Kampfhandlungen war in knapp einer Stunde beendet. Der Angriff der Fallschirmtruppen an wichtigen Punkten im Hinterland wird bei uns durch besonders trainierte, leichte Truppenkörper mit grösstmöglicher Beweglichkeit auch im schwierigen Gelände durch blitzschnelles Eingreifen abgewehrt. Der Taktik der Überraschung setzen wir das überraschende Einsetzen motorisierter Verbände entgegen.

Dies bedeutet, den Feind so weit als möglich mit seinen eigenen Waffen schlagen!

PANZEABWEHR

VON DOMINIK WIGET

Der wachhabende Telefonsoldat weckt seinen neben ihm schlafenden Ablöser: «Alarm der Division!» Nach einigem Blinzeln findet sich der Gerufene aus einer Traumwelt zur Wirklichkeit. Er saust in den Barackengang und öffnet die Türe des Hauptmanns. «Alarm im Abschnitt!» Der Hauptmann ist rasch im Bild. Der Mann reißt die nächste Tür auf, die des Wachtlokals, und wiederholt das Gehörte. Dort finden sich alle Leute, welche im weit verstreuten Barackenlager des Beerenwaldes ihre eigenen Züge herausholen werden, Offiziere, Unteroffiziere, Motorfahrer, Kanoniere, die Funker der Aufklärungspanzer und so fort.

Es ist jetzt gerade Frühdämmerung. Es wiederholt sich ein hundertmal geübtes Thema. Unter dem «Guggerdach» (Vordach der Späherwagen-Baracke) stehen die Offiziere um den Hauptmann. Er hat inzwischen durch den Telefonsoldaten den von der Division durchgegebenen Auftrag erhalten:

«Feind hat die Panzersperre bei X-Häusern durch Fallschirmjäger ausser Gefecht gesetzt. Unbekannte Zahl Feind-Panzer sind im raschen Vorgehen durch unsern Abschnitt. Sie verhindern mit ihrer Mot.Pz.Abw.Kp. den Panzer-Durchbruch zwischen dem dritten und vierten Stützpunkt des Kampf-raumes «Rothaut». (Letztere Benennung stammt vom dortigen Verteidiger, Major, der immer einen roten Kopf hat und immer guter Laune ist.) Die motorisierten Mitr. und das Radfahrer-Bataillon XY befassen sich mit den hinter Ihnen niedergegangenen Fallschirmjägern.»

Das liest der Hauptmann halblaut vor sich hin. Seine Zugführer haben alles verstanden. Ihre Augen lassen den Hauptmann wissen, dass er nicht mehr viel Detailaufträge zu verteilen hat. Die Lage ist nicht ganz neu, aber eben doch anders, wie die Wirklichkeit selten der schönsten Phantasie entspricht.

«Leutnant Zürcher, als Führer der Aufklärungswagen, fahren sie sofort

los, melden Sie laufend, was Sie vom Feind sehen! Ihr Auftrag ist erfüllt, wenn ich Sie zurückrufe. Rückmarsch auf dem bekannten Waldweg Sternenegg!»

Der Leutnant wiederholt den Auftrag, läuft zu seinen bereits angelassenen Wagen. Ein Zeichen mit der Hand, und seine Kolonne fährt los. Die Funkgeräte erlauben ihm, die Besatzungen während der Fahrt über den Auftrag zu orientieren. Nach zehn Minuten toller Fahrt, kurz nach Verlassen des letzten Dorfes vor X-Hausen, sieht Leutnant Zürcher etwa tausend Meter vor sich eine schöne lange Staubfahne. Diese sagt ihm viel. Er stoppt seinen Zug. Einen Wagen schickt er auf die linke Strassenseite in den Wald. «Sehen und melden und nicht gesehen werden, Weiteres folgt nach Lage!» Er selber verzieht sich mit seinen restlichen Wagen hinter einer Bodenwelle in den Wald rechts der Strasse. Er kann von dort aus die Situation bis auf Weiteres überblicken und melden, ohne selbst gesehen zu werden. Er will seinen Auftrag auch noch ausführen können, nachdem die ersten Feind-Panzer vorbei sind; denn was hinter diesen folgen wird, ist besonders wichtig.

Der Kdt. der Pz. Abw.Kp. ist in der Zwischenzeit mit seinen Ik. in bewährter Formation, das Gelände ausnützend, abgesaut. Während der Fahrt vernimmt er, was wir bei Leutnant Zürcher bis jetzt gesehen haben. Er weiss jetzt, dass er noch Zeit haben wird, die befohlene Sperrstellung zu erreichen, falls nicht der Teufel dazwischen kommt. Er kommt aber. Schneller als dies gesagt ist, spritzt es bei den Wagen der Nebenkolonne. Erst jetzt hören und sehen die Kanoniere die Zerstörerflugzeuge, die knapp über den Tannen durchflitzen und auf das schiessen, was sie sehen. Es sind sechs Flugzeuge. Nach ein paar Sekunden ist alles vorbei; getroffen scheint niemand, Zeit zur Aufregung war eigentlich noch gar nicht, und gefasst sein muss man doch auf das Ungewöhnteste.

Alles bleibt im Fluss. Das befohlene Ziel ist nicht mehr weit. Tempo beibehalten ist wichtig. Die Flieger haben gesehen, haben auch Aufklärungsaufträge. Der Feind ist an technischen Mitteln und zahlenmässig überlegen, er wird wieder kommen. Alle Leute wissen, dass sie wenn möglich in Stellung zu kommen haben, bevor die Feind-Augen dies gesehen haben. Denn auch er

kann nur wirksam auf etwas schießen, das er gesehen hat und dessen Standort er genau kennt. Der Hauptmann schickt jetzt alle Fahrzeuge ins Gelände, zieht sie noch mehr auseinander. Indessen erhält er laufend Meldungen von seinen Spähern. Soweit nötig, orientiert er seine Kp. Nach wenigen Minuten ist der befohlene Raum erreicht. Die Geschütze werden abgehängt, Munitionskisten werden aus den Wagen geworfen, die Wagen fahren in Fliegerdeckung; alles dauert nur Augenblicke, jeder Griff ist tausendmal geübt worden, jeder weiss heute warum. Jeder denkt aber an die Flieger, die wieder da sein können. Diese dürfen nichts sehen, sonst werden sie die schönen Iks schon hernehmen, dass die eigentliche Aufgabe, die erst kommt, vielleicht nicht mehr gelöst werden kann. Das sind die Gedanken, die jeden Soldaten an jeder Stelle immer ansprechen, nach seinem Auftrag zu handeln. Die Kanoniere haben die Geschütze in Stellung gebracht. Die Tarnung wird laufend verbessert. Die nächsten Minuten schon lassen zuversichtlich werden. Die Flieger werden nichts mehr sehen, wenigstens solange nicht geschossen wird. Zahlreiche harte Explosionen lassen die Geschehnisse weiter vorn ahnen...

Die Späher sahen und meldeten unterdessen Folgendes: Die Feind-Panzer kommen in rascher Fahrt der Hauptstrasse entlang, vorne ein Dutzend Mg.-Panzer, gefolgt von einigen schweren Kanonen -Tanks, in dieser Abwechslung, so weit man sah, fünfhundert Meter weit. Sie nähern sich der Tobelbachbrücke. Der erste ist jetzt noch fünfzig Meter vor der Brücke. Er verlangsamt die Fahrt; er traut der Brücke nicht. Ein ohrenbetäubendes Getöse, Rauch, die Brücke ist weg! Der Zerstörungstrupp Tobelhof, aus alten Sappeur-Soldaten der Gegend zusammengesetzt, hat seine Pflicht getan. Der Feind scheint einen Moment zu zögern, aber nur einen Moment; wir wissen, dass er sein Handwerk kennt. Die Panzer entwickeln sich sofort nach links und rechts auf breiter Front, beinahe bis an die Waldränder. Die hintern folgen in vielen Wellen. Sie gehorchen einem unsichtbaren Führerwillen. Die vorderste Welle nähert sich dem Tobelbach. Der Bach ist kein Panzerhindernis, aber er zwingt zu langsamer Fahrt.

Der Späherleutnant und seine Männer haben ihre Fahrzeuge tief im Wald versteckt. Die Feind-Aufklärung, die dem Waldrand nach vorgeht, sieht nichts; auch die Flieger sehen nichts. Das lebhafteste Schützenfeuer, krachen-

de Handgranaten dazwischen, sagen unsern Männern, die Infanterie Sorge dafür, dass die Feind-Infanterie-Aufklärung durch die Wälder nicht vorwärts kommt. Flieger kommen jetzt immer wieder in kurzen Abständen. Das feindliche Div.Kdo. möchte wissen, was geht. Sie können nicht viel berichten. Niemand schießt auf die Flieger; denn wir bleiben vorläufig unter uns. Leutnant Zürcher aber weiss, wie der hinterste Infanterie-Funker, dass der Krieg erst jetzt anfängt. Gespannt sehen sie zu, wie die zwölf Tonnen-Fahrzeuge beinahe exerzierplatzmässig sich dem sanften Tobelrand nähern. Die Feind-Panzerfahrer haben jetzt erkannt, dass der Hang nicht steil ist, also keine fahrtechnischen Schwierigkeiten bietet. Sie fangen ihre Fahrzeuge ruhig ab, gleiten herunter. Unsere Aufklärer sitzen auf den Bäumen, sehen alles, die Pulse hämmern, jetzt, ... wramm wrätsch, wramm, wramm. .. vier Panzer liegen, die Baumgäste ziehen unwillkürlich die Köpfe ein; denn es fliegt dicke und harte Ware in der Luft herum. Der Gegner ist auf die ersten Minen gefahren. Die hinteren Fahrzeuge sehen nicht genau, was passiert; denn die Minen liegen am Abhang des Bachrandes, im toten Winkel. Weitere Panzer weichen jetzt hart an den zerstörten Fahrzeugen vorbei aus. Sie erfahren das gleiche Schicksal: unsere 18 kg-Minen haben genügend Wirkung; jeder ist befriedigt. Ein Detachement der «Rothaut»-Verteidigung hat sich jetzt am Waldrand bereit gemacht. Die Lmg. und Maschinenpistolen werden dafür sorgen, dass etwa aussteigende «Minenräumer» nicht mehr lebend aus dem Tobel herauf kommen. Die Aufklärungs-Fahrzeuge wurden erst in äusserster Not eingesetzt.

Jenseits der Strasse kommen einige Panzer durch. Die Gasse ist gemacht, die unversehrten Fahrzeuge drehen in jene Richtung ab. Am anderen Bachrand erfahren noch ein Dutzend Fahrzeuge das Minenschicksal; aber viele fahren weiter. Alle folgen der Gasse. Hinter dem Bach sehen die Späher jetzt über hundert Kampfwagen. Mancher fragt sich, warum man die Ik. nicht hier hat. In diesen Haufen zu schiessen, müsste doch eine gute Jagd geben. Aber die Führung weiss, dass der Raum zu gross ist. Der Gegner kann hier überlegen wirken. Hinten ist es eng; er muss durch den Kanal. Dort nützt ihm keine technische und zahlenmässige Überlegenheit.

Der Panzer-Abwehr-Hauptmann ist laufend über alles im Bild. Der Infanteriekampf in den Wäldern entbrennt immer mehr; das Getöse wird unterbrochen. Leutnant Zürcher wird jetzt zurückbefohlen. Er darf ein Fahrzeug zurücklassen, das dann in der Nacht zurückfahren soll. Er lässt das Fahrzeug im Wald jenseits der Strasse. Es ist dort bessere «Bleibe» und ein besserer Weg für die Nacht.

Die Feind-Panzer rücken vor, das Tempo der unversehrten Fahrzeuge ist nicht kleiner geworden. Noch dreimal kommen sie in Minenfelder. Die Verluste sind gross. Aber der Gegner muss angreifen, soll er seiner Führung ein klares Bild der Lage geben. Erst diese Klarheit ermöglicht ihm den Einsatz seiner grossen «Hämmer». Aber diese Klarheit werden wir noch einige Zeit zu verhindern wissen.

Etwa fünfzig mittlere und schwere Panzer sind jetzt vor die Rohre unserer Pz.Abw.Kp. gekommen. Dieser erste Ansturm bleibt in einem gutgezielten und vernichtenden Feuer liegen. Es ist eine Freude, die Arbeit an den Geschützen zu sehen. Das Geschütz des Gefreiten Baumgartner hat eine besonders günstige Lage zu den angreifenden Panzern. Der Richter dreht am Seiten- und Höhenrichtrad so ruhig wie bei einer Besichtigung auf dem Exerzierplatz. Ebenso ruhig löst er seine Schüsse aus. Jedesmal ein Treffer. Der Lader und der Verschluss wart sind daneben seine besten Freunde. Sie arbeiten zusammen wie eine automatische Maschine. Kaum ist ein Schuss heraus, ist der nächste geladen. Der Richter hört das metallene Zuschlagen des Verschlusses, er braucht den Blick nie von seinem Zielfernrohr wegzunehmen. Der Lader hat zwischen zwei Schüssen jeweils Zeit, die Resultate ihrer gemeinsamen Arbeit festzustellen. Der Gefreite und die Überzähligen der Geschützmannschaft kümmern sich während dieser Aktion um die örtliche taktische Sicherung. Kein Feind darf zu Fuss an das Geschütz herankommen. Die Geschützmannschaft soll sich nicht um das kümmern müssen. Das Flab-Lmg. steht ständig bereit in der Nähe. Auch diese Waffe sichert die Arbeit der Geschützbedienung. Das ganze ist das Resultat einer ernsten und langen Ausbildung. Es ist dabei das besondere Verdienst des Gefreiten Baumgartner, dass jeder Mann dort steht, wo er am meisten Fähigkeiten hat, wobei natürlich jeder die Arbeit seines Kameraden kennt.

Sechs Panzer kommen davon, fahren in die nächste Mulde zurück. Diese Fahrzeuge werden uns jetzt gefährlich, indirekt, denn ihre Funkmeldungen ziehen die Flieger und ihre Artillerie auf unsere Ik.-Stellungen. Das wissen alle. Nach zwölf Minuten kommen tatsächlich die ersten Bomben, nach weitem zehn Minuten die ersten Granaten, aber sie schießen auf schöne Matten, um die es schade ist, und nicht auf unsere Pz.Abw.Kp. Denn die ist in dieser Zeit in anderen Stellungsräumen. Die sechs Panzer hinten in der Mulde konnten dies nicht verhindern. Sobald sich einer zeigte, erhielt er genaueste Löcher unserer Panzer-Granaten. Es ist Mittag geworden. Die inzwischen frei gewordene Mannschaft des sechsten Geschützes nimmt sich jetzt der Panzer in der Mulde mit «Hausmitteln» an. Während der Korporal einen gut gedeckten Anmarschweg zu den Panzern erkundet, machen die Kanoniere gebündelte Ladungen: je sechs Handgranaten werden um eine Stielhandgranate herum mit Draht zusammengebunden. Das gibt ein anständiges Sprengstoffpaket. Es genügt, um die Raupe zu zerreißen oder die Stützräder des Panzers unbrauchbar zu machen. Wenn es gelingt, diese Ladungen anzubringen, wird der betreffende Panzer nicht mehr nach Hause kommen. Seine Besatzung wird mit weitem Ladungen zum Aussteigen gezwungen. Das bewirkt wieder, dass sein Funkgerät für die Nachrichtenübermittlung ausfällt. Alles Aktionen zu unsern Gunsten 1 Der Korporal kehrt zurück. Es wird möglich sein, an zwei Panzer heranzukommen, in getrennten Gruppen. Tatsächlich gelingt es in der nächsten Viertelstunde, je zwei geballte Ladungen unbemerkt anzubringen und in die Deckung zurückzukriechen. An der Abzugperle der Stiel-Hg. wurde je eine Schnur befestigt. Diese wird in der Deckung abgezogen. Nach weitem fünf Sekunden bestätigen die Explosionen die angestrebte Wirkung. Wenn der Wind günstig wäre, könnte mit Nebelbüchsen das gleiche bei den letzten vier Panzern versucht werden. Leider steht der Wind nicht günstig. Der Kanonierkorporal bespricht sich für den Abend mit einem Kameraden der Infanterie. Sie werden die Geschichte in der Nacht wiederholen, wobei die Infanterie die Sicherung übernimmt. Das Ausweichen oder Zurückgehen der Panzer bei Nacht muss durch ausgelegte Minen verhindert werden.

Nachmittags wiederholte sich der Angriff in gleicher Stärke.

Er brach zusammen, weil der Gegner uns an andern Orten wieder suchen und finden musste. Sein Unterstützungsgeschütz ging ins Leere. Natürlich sind eigene Verluste nicht ausgeblieben...

Am Abend ist die Manöverlage in der Division unverändert. Es nahen jetzt Autos mit weissen Fahnen von beiden Seiten aus den Wäldern. Es sind die Schiedsrichter unseres heutigen Manövers mit den Übungsleitern. Der Divisionär fährt den Stellungen nach. Er kommt auch zur Pz.Abw.Kp. Er ist zufrieden. Er sagt es den Leuten. Er sagt ihnen, er habe besondere Freude, dass die Kampfidee immer besser verstanden werde bis zum letzten Mann.

Nämlich es heisse das: mit Verstand das Gelände beurteilen auf beste Waffenwirkung, den Gegner anrennen lassen, seinen ersten Angriff zusammenbrechen lassen, ihn sofort in Gegenstößen selber angreifen, ihn abschneiden. Damit eine neue Situation schaffen, die ihn für den nächsten Angriff wieder in eine unbekannte Lage führt. Durch unsere Beweglichkeit in besser bekanntem Gelände verhindern, dass der Gegner mit örtlich überlegenen Mitteln eingreifen kann. Ihn den Kampf aufzwingen mit Mitteln, die auch wir haben. Natürlich kann er das Spiel so lange wiederholen, bis niemand von uns mehr da ist. Seine Reserven sind unerschöpflich, verglichen mit den unsrigen. Aber bis er so weit ist, hat er schwere Verluste hinnehmen müssen und sehr viel Zeit verloren. Darum wird er sich immer überlegen müssen, ob sich der Angriff lohnt. Es liegt an uns, dafür zu sorgen, dass er sich nicht lohnt. Dann haben wir den Frieden. Er hat vielleicht unser Volk vermögen gekostet. Aber wir sind am Leben. Als tüchtiges Volk arbeiten wir wieder, beginnen von vorne. Aber unser Lebensrecht ist nicht verloren; denn wir haben Rechte und Pflichten uns selber vorgeschrieben. Unser eigenes Versprechen haben wir auch gehalten.

Die Manöver gehen weiter. Während der Nacht werden von der Pz.Abw.Kp. mit der Infanterie im «Raume Rothaut» neue Minenfelder ausgelegt. Diese Arbeit ist mühevoll und zeitraubend. Das Eingraben muss so geschehen, dass bei Tag nicht das Geringste festgestellt werden kann. Andererseits dürfen die Minen nicht zu tief liegen, sonst nützen sie nichts. Die Entscheidungsschnüre werden sorgfältig durchs Gelände gelegt. Die Minen werden

erst bei Tagesanbruch scharf gemacht. Es dürfen während der Nacht dadurch nicht eigene Verluste entstehen. Am nächsten Morgen wird die Lage des neuen Minenfeldes allen daran interessierten Truppen bekannt gegeben. Munition wird herangeschafft, Geschütze ersetzt, es wird warm gegessen, Männer werden verbunden. Besonders mitgenommene Kompagnien werden in Ruhequartiere zurückgenommen und durch andere ersetzt. Der Feind wird morgen den Angriff unter schwereren Verhältnissen beginnen müssen. Unsere Soldaten haben ihr Selbstvertrauen noch verstärkt. Sie wissen, dass das hart Gelernte richtig war; sie merken, dass die Führung vorausgesehen hat und morgen so für sie sorgen wird, wie sie es heute getan hat.

INFANTERIE RÜCKT VOR!

VON HANS BEAL

Marschieren! Marschieren!

Seit vielen Stunden zieht ein Heerzug durch die Nacht. Lange Kolonnen erfüllen die Strasse, die endlos in die Ferne fliesst. Kein Stern grüsst tröstend vom Himmel, kein Mondstrahl küsst silbern die Erde, nur in den Wipfeln der Bäume wiegt sich rauschend und raunend ein leiser Wind.

Dunkle Gestalten, schwarz wie die Nacht und der verhangene Himmel, marschieren einem unbekanntem Ziele entgegen. Hufgeklapper tönt auf hartem Boden: leise seufzt ledernes Riemenzeug, und knarrend ächzt hölzernes Wagengerassel durch die Finsternis. Matt glänzen stählerne Helme, träge reiten schwere Tornister auf müden Söldatenrücken, und irgendwoher lacht Pferdegewieher als einziger Ton, der die Eintönigkeit des Getrampels von schweren Nagelschuhen durchbricht.

Wir marschieren!

Wir haben es gewusst: nach all dem Drill, dem ewigen Taktschritt klopfen, dem langweiligen Gruss- und Meldenüben, nach all den Schiessvorbereitungen und dem zackigen Gewehrgriffbeigen gibt es wieder einmal ein Gefecht.

Vorbei ist das «Achtung steht, schultert G'wehr, eins, zwei, drei – eins, zwei, drei», wobei man sich zusammenreissen musste, dass das Gewehr in knappen, eckigen Bahnen vom Boden auf die linke Schulter und wieder zurück zu Boden knallte. Vorbei ist der Taktschritt, den wir einzeln, zu vieren, und zuletzt in Sechzehnerkolonnen übten, dass der Boden dröhnte, als ob eine eiserne Walze daher gerollt käme und pfundweise Nägel aus unseren Schuhen fielen, so dass der HD.-Schuhmacher nie über Mangel an Arbeit klagen konnte.

Wir marschieren!

Als die Sonne in unserem Rücken hinter die Berge sank und vor uns langsam ein grosser, runder Mond aus den Bäumen emporwuchs, mar-

schierten wir in Fliegerformation ab; in Einerkolonne links und rechts der grauen Strasse. Wir waren guter Laune und voller Tatendrang; denn während des ganzen Nachmittags hatten wir, als Kraftreserve für kommende Dinge, unseren Buckel in der Sonne wärmen dürfen.

Schön war es gewesen, in süßem Nichtstun vor sich hin zu dösen, die Dorf-kinder, die für einen Batzen meilenweit rennen, in die «Handlung» nach Schokolade und Zigaretten zu schicken, und Geschichten aus früheren Gefechten zu lauschen, meisterhaft von unserem Hofpoeten Johannes erzählt.

Dann war der Hauptmann auf seinen weissen Schimmel geklettert: «Kompagnie, vorwärts marsch» – und fort ging es, über Berg und Tal ostwärts...

Längst schon ist unser Hauptmann abgestiegen. Er ist ein grosser Stratege, gewiss findet man nicht so schnell wieder einen solch gerissenen Taktiker wie er es ist; aber das Reiten ist ihm in der Seele zuwider. Vielleicht mag das daher kommen, weil er im Privatleben als Jurist allzuviel auf Stühlen herumsitzen muss, vielleicht aber auch daher, weil er ziemlich schlank gebaut ist und darum zu wenig Berührungsfläche für den Sattel hat.

Aber marschieren kann er, marschieren, dass die ganze Kompagnie zusammenklappen könnte, wobei er trotzdem noch stolz und aufrecht weiter zöge. Ja, unser Hauptmann, der hat einen unbeugsamen Willen, eine Energie, die ihn auf zerfleischten Knochen noch weiter trüge.

Wir wissen manches Liedlein von ihm zu singen. Hart ist er! Hart mit sich selbst und ebenso unbeugsam mit seinen Untergebenen. Er war Sturmkompaniekommandant. War das ein Schlauch! Viel ärger als in einer Rekrutenschule. Wie wurden wir gedrillt und trainiert – und wie wurden wir hart und stark! 1

Wir nennen ihn Käpten, den Hauptmann, halb aus Bewunderung und halb aus Kameradschaft.

Marschieren! Marschieren!

Wir marschieren schon die fünfte Stunde. Stumm, mit zur Erde geneigten Köpfen setzen wir einen Fuss vor den anderen. Wir spüren nicht mehr, dass wir müde sind, unser Körper ist nur noch ein einziges, grosses Weh. Die Krisis, während welcher man glaubte, bei den nächsten hundert Schritten ohnmächtig

Umfallen zu müssen, einfach umfallen und bewusstlos liegen zu bleiben, ist vorüber. Jetzt laufen die Füße, ohne dass man selbst etwas dazu tut. Sie laufen und tragen uns weiter, man weiss nicht wie.

Bis jetzt hat noch keiner schlapp gemacht. Alle Kameraden sind noch in der Reihe. Nur Beni, unser kleiner Benjamin, der Schneider, der Schneider heisst und Schneider ist, war einmal am Rande seiner Kräfte. Taumelnd war er nebenaus getreten und hat sich beim Zugführer gemeldet – denn einfach umfallen, das gibt es nicht.

Der Leutnant hat keine lange Geschichte daraus gemacht. Er kennt unser tapferes Schneiderlein; er weiss, dass Beni sich Mühe gibt und dass er mit seinem unterernährten, knabenhaften Körperbau nicht zu denselben Leistungen fähig ist, wie wir anderen mit unseren gestählten Elefantenknochen. Der Leutnant tat, was jeder rechte Zugführer tut, er hat mit Beni den Tornister gewechselt.

O, wenn nur wir alle einen solchen Offizierstornister hätten! So ein leichtes, mit Fell überzogenes Kartonschächtelchen, das im Vergleich mit unserer Kiste ein Badeköffchen neben einem Überseekoffer bedeutet. Er enthält nicht viel mehr als ein Zahnbürstchen, ein Paar Socken und zwei Taschentücher. Unser Aff hingegen – nein, es sträubt sich die Feder, es ist nicht aufzuzählen. Nur schon die Munition allein ist eine schwere Last!

Nun trägt Beni dieses Badeköffchen. Der Leutnant aber buckelt jetzt wie wir einen grossen, gewichtigen Tornister. Er ist bestimmt auch müde, ebenso müde wie wir, nur darf er nicht fluchen und stöhnen. Mag ihn die Schulter noch so schmerzen und mögen ihn die Schuhe noch so drücken, er muss so tun, als ob er am ganzen Marsche ein Vergnügen fände. Er muss uns noch aufmuntern und uns ein gutes Beispiel geben und überhaupt – einen müden Leutnant gibt es nicht...

«Ich will keine müden Leutnants sehen», sprach einmal unser Divico, der Herr Oberstdivisionär. Seit jenem Zeitpunkt sind die Herren Leutnants nie mehr müde; denn Befehl ist Befehl. Sie kennen den Divico so gut wie wir und wissen, dass er es auf sie ganz besonders abgesehen hat. Nur selten sieht man während des Marschhaltes einen Offizier am Strassenrand sitzen. Wenn die Füße schmerzen, dass sie nicht einmal mehr auf ihnen stille zu stehen vermögen, dann

laufen die Herren eben selbst während des Stundenhaltes herum, immer hin und her, immer hin und her. Es ist nicht immer angenehm, ein Vorgesetzter zu sein.

Fünf Stunden sind herum.

«Bataillon, Stundenhalt!», tönt ein lauter Ruf von vorn nach hinten durch die Reihen, und ein erlöstes Aufatmen schwebt über den Kolonnen. «Mit Gepäck rechts neben der Strasse austreten», kommt ein weiterer Befehl. – Wie einsichtsvoll, wie angenehm, dass wir nicht kostbare Minuten verlieren müssen, um Tornister und Gewehr auf der Strasse genau auszurichten! Keiner löst die Riemen, keiner sucht sich lange ein trockenes Plätzchen. Stolpernd treten wir aus und fallen wie Holzklötze todmüde ins nasse Gras.

Ah, eine Zigarette! Gegen Hunger, gegen Durst, gegen Müdigkeit und gegen Schmerzen, immer hilft das Nikotin. «Toni, hast du mir einen Stumpen» – «Otti, verkauf mir drei Zigaretten» – «Peter, gib mir Tabak, nur für eine halbe Pfeife Tabak» – so wird gebeten und gebettelt, bis bei jedem Kameraden ein rotes Glühwürmchen unter der Nasenspitze glüht.

Vergessen sind die Schmerzen, vergessen, was unser noch harrt, wir kauern in der feuchten Wiese, den müden Rücken auf den Tornister gelehnt und dösen schläfrig vor uns hin. Durst haben wir, kolossalen, grausigen Durst. Die Zunge klebt am Gaumen, zäher Speichel pappt die Mundwinkel zusammen; aber zu trinken ist nichts mehr da. Nur ganz wenige besitzen noch ein letztes Restchen in der Feldflasche, teils Tee, teils Kaffee.

«Auf! Kompagnie marschbereit machen!»

Oh, ach und weh, es geht weiter. Ergeben stemmen wir uns samt dem Tornister auf die Füße und treten in unsere Reihen ein, Kamerad neben Kamerad.

«Vorwärts – marsch!»

«Eierfüsse», sagt der Soldat, wenn man vor lauter Blattern und Schwielen kaum mehr in seinen Schuhen stehn kann. Nun, wir humpeln und wanken, wir stöhnen und fluchen, bis wir nach einigen hundert Schritten endlich wieder im alten Trott sind, in welchem die Füße selbständig werden und ohne unser Dazutun weitermarschieren.

«Immer dieses unsinnige Anfangstempo», meint Otto zu seinem Nebenmann Peter. Sie sind zwei Kameraden, zwei echte Kameraden, obwohl der eine ein

Städter und der andere ein Bauer ist. Kameradschaft ist nirgends so nötig wie im Dienst. Wie fühlte man sich verraten und verkauft, wäre man immer nur auf sich selbst angewiesen!

Otti besitzt eine kleine Buchdruckerei. Er hat sich auf Visitenkarten spezialisiert. Er ist Meister, Arbeiter und Lehrling in einer Person. Er besitzt ein ungeheures Vertrauen auf sich selber und auf seine Zukunft und träumt von einer zünftigen Grossbuchdruckerei. Die Fähigkeiten dazu mangelt ihm bestimmt nicht – aber heute stehen seine Maschinen still. Wo er für sich und seine Familie ein bescheidenes Auskommen fand, da reichen die Aufträge nicht, um einen teuren Arbeiter einzustellen.

«Wenn wir langsam anlaufen würden, so hätten wir nur umso länger die Qual», meint Peter bedächtig. «Lieber zünftig auf die Füsse getrampelt, dann gewöhnt man sich umso rascher daran. Überhaupt, ich bin prima auf den Füssen. Ich könnte noch lange so weitermarschieren.»

«Ja, du», sagt Otti anerkennend, «du, der du das ganze Jahr hindurch schwere Nagelschuhe trägst. Mir aber ist es, als ob ich auf den blossen Knochen liefe. Ich hatte früher auch nie Beschwerden. Aber da sollte unsereiner ja Muniknochen haben, damit dieses Lastenbuckeln uns nicht die Fussgewölbe zusammendrückt.»

Otti schweigt verbittert. Er denkt an seine Frau und die zwei Kinder daheim. Die schlafen jetzt, während er als Soldat die Nacht zum Tage macht.

Auch Peter sinnt vor sich hin, pafft hie und da ein weisses Wölklein aus seiner alten Stummelpfeife und sieht sich im Geiste über seinen Acker schreiten. Es ist ein karger Acker; zu beiden Seiten liegt ein grosser Haufen Steine, die er im Laufe von wenigen Jahren aus seinem Stück Erde herausgelesen und zusammengetragen hat. Auch er hat Pläne für seine Zukunft; aber es eilt ihm nicht. Der Boden läuft ihm nicht davon. Kommt Zeit, kommt Rat, und indessen lebt man eben und freut sich jedes neuen Tages.

Neben Peter marschiert Beni. Beni raucht nicht, trinkt nicht, und Beni spielt keine Karten; denn er ist geizig. Aber es ist nicht wirklicher Geiz, es ist bloss Sparsamkeit. Wenn unser Schneiderlein irgendwie etwas Essbares auftreiben kann, oder wenn er als letzter noch einen Schluck Wasser in der

Feldflasche hat, dann teilt er freiwillig mit seinen Kameraden. – Nur wenn es um sein Geld geht, dann ist er unerbittlich.

Beni ist nur Sohn einer Mutter. Einen Vater hat er nie gekannt. Von Jugend an wurde er bei verschiedenen, bösen und guten Pflegeeltern herumgestossen. Dann durfte er bei einem Dorfschneider in die Lehre, der ihm seine Kunst mit dem Ellenmass auf den Hintern bläute. Nie hat er einen Franken Lohn erhalten, bis er in die Rekrutenschule und daran anschliessend zu uns in den Aktivdienst kam.

Beni weiss die Macht des Geldes zu schätzen. Auch er hat seine Pläne. Er, vor allen anderen, wird seine Pläne eines Tages verwirklicht sehen; denn was ihm an Körperkräften mangelt, das gleicht er aus mit seinem Willen. Von seinen zwei Franken Tagessold hat er sich bis jetzt eine Schneidernähmaschine, ein grosses Bügeleisen und noch andere, kleinere Berufswerkzeuge angeschafft. Er hat sie nicht nur bestellt, um sie später ratenweise abzustottern, sondern alles ist bis auf den letzten Franken und Rappen bezahlt.

Was Beni an käuflichem Vergnügen entgeht, das gleicht er aus mit seiner Phantasie. Immer hat er etwas zu spintisieren, wobei er oft unvermittelt bei den unpassendsten Anlässen vor sich hin lächeln kann. Einmal hätte ihn der Käpten deswegen beinah ins Loch gesteckt. Nur unserem Leutnant, der sich für ihn ins Mittel legte, hat er es zu verdanken, dass diese Prüfung an ihm vorüberging.

Auch jetzt hat Beni wieder eine Idee. «Du», wendet er sich an Peter, «ich wollte, ich könnte ein neues Gas mit einem ungeheuren Auftrieb erfinden. Dieses Gas würde ich in einen Behälter abfüllen, ungefähr so gross wie eine Konservendose, und diesen dann in den Tornister stecken. – Menschenskind, dann vermöchten wir zu tippeln! Man müsste die Füllung so wählen, dass das Gas auch noch einen guten Teil unseres eigenen Gewichtes zu heben vermöchte. Wir würden dann einfach den Schweisskofler an unserem Hungerriemen sichern, dass er nicht plötzlich ohne uns in den Himmel flöge.»

Peter sinnt eine kurze Weile über des Schneiders Idee nach. Er hebt prüfend die Achseln, um so richtig die Last an den Riemen zu spüren. Dann meint er

begeistert: «Ja, das wäre grandios. Was meinst du, was der Käpten für Augen bekäme – so gross wie Pflugräder –, wenn wir wie mit Siebenmeilenstiefeln an ihm vorübersausten.»

«Und Geld könnte man damit verdienen! Wir müssten beide nicht mehr arbeiten, wir wären gemachte Leute und könnten allen Wichtigtuern auf die Schuhe spucken», meinte das Schneiderlein abschliessend und wendet sich wieder einem neuen Phantasiegebilde ZU; .

Ein kleines Dorf.

Zu beiden Seiten der Strasse stehen alte, verschlafene Häuser. Kein Lichtschimmer dringt durch die geschlossenen Fenster, kein rauchendes Kamin kündet von Leben in ihrem Innern. Trostlos und kalt ducken sie sich in das Gelände und frösteln dem nahen Morgen entgegen.

Alle Menschen schlafen; tief und schwer. Nur die Tiere sind wach und lauschen unruhig auf die unbekanntenen Geräusche. Von irgendwoher jault fernes, heiseres Hundegebell mit Wimmern und langgezogenem Heulen, das uns unangenehm durch die Knochen fährt. Aus einem Stall klirrt Kettengerassel, Hufgetrappel und unruhiges Erdröhnen im Gebälk.

Wir sind angelangt!

Trotzdem wir immer noch marschieren und kein Vorgesetzter uns etwas verraten hat, wissen wir genau, dass es nun nicht mehr weiter geht. Wir sind wie Tiere oder wie Wilde: wir haben in den vielen Monaten des Aktivdienstes einen sechsten Sinn herausgebildet, der uns viele verborgene Dinge erraten lässt.

«Halt!» ruft die Stimme des Käpten von vorn, «Austreten mit Gepäck!» – Wir fallen hin, wir sind zu müde, um uns langsam und bedächtig niederzulegen, wir bringen uns einfach aus dem Gleichgewicht und lassen uns vom Tornister zu Boden reissen.

Zigaretten! Oh, süsses Gift!

«Ob wir wohl schlafen dürfen?» – «Nein», behauptet Otti, «mindestens zwei Drittel müssen Sicherungen beziehen». – «Sicherung beziehen oder schlafen, für mich ist das dasselbe. Der Unterschied besteht nur darin, dass man auf einem Bretterboden oder in nasser Ackererde schläft», meint Toni, unser grosses, dickes, gutmütiges Phlegma. «Wenn es doch etwas zu fressen gäbe; dann wäre alles nur halb so schlimm.»

Toni denkt immer ans Essen. Er ist Maurer von Beruf, ein grosser starker Kerl, der sich gerne von der Arbeit drückt und in den unmöglichsten Lagen zu schlafen vermag... Jedoch, wenn irgendwo Löcher geschantzt werden müssen oder wenn sonst eine Arbeit in seinen Beruf einschlägt, dann ist er dabei. Dann kommt ihm keiner mehr nach. Dann hüpfen seine Muskeln und Sehnen wie Gummistränge über seine Arme und Schultern: dann schuftet er für drei und ruht erst, wenn die Arbeit beendet ist.

Er ist ein Riese, unser Toni. Das leichte Maschinengewehr ist ein Kinderspielzeug in seinen Prätzen. Er liebt es zärtlich. Nie gibt er es auf dem Marsch aus seinen Fingern und, wenn es nottut, weiss er so geschickt damit zu schiessen, wie es seinen grossen Händen kaum zuzutrauen wäre. Und wenn er alle Munition verschossen hat, und der Feind noch immer nicht gewichen ist, dann hebt er die schwere Waffe hoch über seinen Kopf und wirbelt sie unter Augenrollen drohend um sich herum.

Endlich ein Licht!

Aus einem offenen Scheunentor quillt helles, leuchtendes Licht. Unser Käpten taucht mitten in der Helle auf. Er redet mit einem, der im Dunkeln steht, mit einem Unsichtbaren. Komisch sieht das aus, wie in einem Theater, wie er so dasteht und mit den Händen herumfährt, als ob er mit sich selber in ein Zwiegespräch geraten sei.

Noch mehr Licht! Zwei, drei bleiche Strahlenfinger aus Taschenlampen tasten die dunklen Häuser ab, bleiben an den Türen haften, verkleinern sich zu einem kleinen Kreise, der den Klingelzug und das Türschloss beleuchtet.

Glockengebimmel, durch altmodischen Drahtzug betätigt, schellt unter dem Fenster der Bauersleute. Lautes Pochen und Klappern an der Türfalle begehrt Einlass in die warmen Stuben. – «Aufmachen, he, aufmachen, hier ist Militär», hören wir einen Wachtmeister rufen. Eine Türe springt auf, die ein rabiater Korporal mit der Schulter eingedrückt hat.

Ein Fenster wird hell, die Silhouette eines Kopfes erscheint.

Indessen liegen wir im nassen Gras. Toni schläft. Er schnarcht. Glücklicher Toni, der du alles um dich herum vergessen kannst. Wir aber wissen, dass es nicht viel aus dem Schlafen geben wird. Wir müssen sichern, nach allen Sei-

ten, rings ums ganze Dorf herum sichern. Unser Quartier soll wie ein Igel werden, der sein Inneres mit seinem stachligen Panzer umschliesst.

«Kommandozug auf! In Einerkolonne mir nach!» befiehlt unser Wachtmeister. Es geht in ein Haus! In eine niedere Bauernstube mit einem grossen, weichen Kanapee, in eine warme Küche, in der es anheimelnd duftet und wo noch Glut von gestern im Kochherd funkelt. Bald wird ein lustiges Feuerlein darin knacken, und Kaffee, schwarzen, heissen, aufpulvernden Kaffee mit Kräuterschnaps werden wir in grossen, irdenen Ohrentassen von einem alten Mütterchen zu trinken bekommen.

Liebes Mütterchen, das du für uns deine Nachtruhe opferst...

Schnell wird der Kommandoposten eingerichtet, das Hirn der Kompanie. Siegfriedkarten werden auf dem Tische ausgebreitet. Offiziere beugen sich darüber. Ordonnanzen kommen mit Meldungen, Ordonnanzen werden mit Befehlen abgeschickt, Ordonnanzen kroquieren das Gelände, die Wegkreuzungen und die einzurichtenden Stellungen.

Ein Schiedsrichter mit einer weissen Binde um den Arm erscheint und berichtet, dass die Fühlungnahme mit dem Feind erst im Morgengrauen beginne. Es ist unser Feldprediger, der Pfarrer aus Y. Hier wie dort kämpft er um Frieden zwischen feindlichen Mächten.

Patrouillen werden bestimmt.

Die Patrouillenfürer erscheinen im K.P. und nehmen ihre schriftlichen Weisungen entgegen. Mit knappen Worten werden sie vom Käpten über das zu passierende Gelände und die mutmasslichen Stellungen des Feindes informiert. Dann stolpern sie wieder in die Nacht hinaus.

Selbstverständlich – die speziellen Patrouillenleute haben wieder den grössten Krampf. Otti gehört auch zu ihnen. Jammern nützt nichts. Nicht einmal Fluchen hilft über diese Tatsache hinweg. Wenn schon die Füsse streiken und jeder Quadratzentimeter des Körpers schmerzt, auf Patrouille muss dennoch gegangen werden.

«Der Feind ist in X. beobachtet worden», berichtet der Patrouillenfürer, Gefreiter Koni, seinen sechs ausgewählten Männern. «Wir haben die Aufgabe, mit dem Velo bis X. vorzustossen und die zahlenmässige Stärke des Gegners in Erfahrung zu bringen. Ob die Strasse bis dahin frei oder schon besetzt ist,

wissen wir nicht. Wenn es nicht anders geht, so müssen wir uns eben durch den Wald arbeiten. Der Weg hin und zurück beträgt 30 Kilometer. In der Strecke gibt es eine grosse Steigung. Dort müssen wir die Räder stossen. Ich hoffe jedoch, dass im Übrigen die Strasse bis nahe an X. frei sein wird. Licht darf keines verwendet werden. Um fünf Uhr dreissig müssen wir wieder zurück sein.»

Zuerst muss die Patrouillengruppe die Fahrräder zusammensuchen. Immer sind zu wenig Räder vorhanden, weil die Ordonnanzen andauernd die herumstehenden Vehikel für sich requirieren. Sie fahren einfach mit ihnen weg und fragen den Teufel darum, ob es das Rad des Hauptmanns oder das eines Dorfbewohners ist. Wenn es nur zwei Räder daran hat, alles andere kümmert sie nicht.

Otti hat wieder einmal Pech gehabt. Er sah ein schönes, neues Tourenrad mit Trommelbremsen und dreifacher Übersetzung an einem Gartenzaun gelehnt. Er kannte es, es ist das beste Velo im ganzen Bataillon und gehört unserem Feldprediger. Nun, dachte Otti, statt vieler schöner Worte lasse ich jetzt den Pfarrer praktische Nächstenliebe üben.

Schon von Weitem überzeugte er sich, dass es nicht abgeschlossen war. Gebückt pirschte er dem Zaun entlang, langsam zum verbotenen Gute. Er hatte schon die glatte Lenkstange mit ihren luxuriösen Hebeln und Schaltern in Händen und einen Fuss auf dem Pedal, als plötzlich ein Fenster klirrte, ein Taschenlampenfinger ihn mit weissem Licht anschoss und die sonore Stimme des Pfarrers ärgerlich rief: «Wohin wollen Sie mit meinem Velo?»

Schnell ist Otti aus dem Bannstrahl des Lichtes geflüchtet. Jetzt bleibt ihm nichts übrig, als mit dem alten Schnapper vorlieb zu nehmen, den der Gefreite Koni für ihn aufgetrieben hat.

Auch dieses sogenannte Velo ist Otti nicht unbekannt. Es ist ein gefürchteter Knochenschüttler unserer Kompagnie. Ein ehemaliger Hauptmann hat ihn gestiftet. Er meinte es gut; aber uns, seiner Mannschaft, hat er einen schlechten Dienst damit erwiesen. Der vordere Pneu ist immer platt. Man mag ihn flicken wie man will, immer rinnt die Luft durch eine poröse Stelle wieder hinaus. Der Rücktritt, als einzige Bremse, arbeitet nur wann er will. Oft muss man fünfmal nach rückwärts treten bis es plötzlich einen Knacks gibt und das Rad wie fest-

genagelt stehn bleibt. Der Sattel bohrt sich einem in den Hintern, die Lenkstange ist verbogen, und das ganze Gefährt giert und pfeift, dass es der Feind auf fünf Kilometer gegen den Wind schon hört. Ja, Otti hat wirklich allen Grund zum Ärger.

Die Patrouille fährt ab, ins dunkle «Feindesland».

Am Ausgang des Dorfes, in einem frisch ausgeworfenen Erdloch, steht drohend eine Infanterie-Kanone. Kalt und eisern weist ihre Mündung in der Richtung der Strasse, bereit, Tod und Verderben auszuspeien. Über Kanone und Mannschaft breitet sich ein Netz aus dünnen Stricken. Kein Flieger vermöchte den Standort zu erkennen, es sei denn, dass er sehr tief hinunterflöge.

Sicherung!

An allen Ecken und Enden des Dorfes stehn automatische Waffen bereit. Gleich einem undurchdringlichen Ring umschliessen sie die Häuser. Keine Lücke ist offen, die dem Feind ein leichtes Eindringen gestatten würde. Horchposten liegen vorgeschoben in den Feldern. Sie lauschen dem wehenden Wind, und dem murmelnden Bach, sie hören das Singen von stechenden Mücken und Mäuse, die im Erdinnern pipsen. Und sie hören den schleichenden Schritt von Feinden, die zögernd draussen heruntappen und geisterhaft bald hier und bald da sind.

Toni liegt bei seinem Lmg... Er ist weit weg von Dienst und Krieg, er schläft den Schlaf aller Gerechten und träumt von seinem Schatz. Er hat ein kleines, zierliches Mädchen mit blauen Augen und seidig blonden Haaren. Toni wird es gut haben, wenn er sein kleines Frauchen einmal heiratet und sie ihm ein behagliches Nestchen bereiten darf. Langsam verzieht sich Tonis Mund zu einem Lächeln. Er spitzt die breiten Lippen und flüstert vernehmlich: «Du».

Neben jeder automatischen Waffe steht eine Wache. Sie darf nicht liegen, sie darf nicht sitzen, sie darf sich nicht vom Ort bewegen, sie muss stille stehen, wie ein in Bronze gegossener Krieger. Ob Freund, ob Feind, jedermann wird angehalten: «Halt, wer da!» – Und sei es der General: «Halt oder ich schiesse!» – Keiner darf passiern, wenn er das Losungswort nicht kennt. Heute heisst es: «Fumpfzig Tausend».

Fumpfzigtausend Franken denkt unser Hofpoet Johannes. Fumpfzigtausendmal die Freiheit. Wie würde ich reisen und fremde Menschen und Länder sehen!

Johannes wacht. Von vier bis sechs. Bleiche Nebelschwadcn lagern auf den nassen Wiesen. Dunkle Silhouetten von Bäumen wachsen in die Dämmerung. Schmutzige Wolkenfetzen wirbeln durch die Luft, und Johannes steht da im fahlen Morgengrauen.

Ein leiser Wind bläst in den Nebeldunst und lässt ihn wie ein unendlich grosses, weisses Daunenbett sanft auf und nieder wogen. Johannes ist allein in der unwirklichen Weisse; denn Toni schläft.

Auch andere Kameraden schlafen. Kunterbunt durcheinander liegen sie in der Stube. Einer schläft auf der warmen Ofenbank. Herrlich ist so ein grosser, behäbiger Kachelofen mit weisen Sprüchen und einer alten Jahreszahl. Zwei andere schlafen auf einem jener alten, ausladenden Kanapees, die man nur noch auf dem Lande findet und in die man wie in ein Federbett versinken kann. – Einer liegt lang ausgestreckt auf dem schwarzen Schiefertisch, und andere lagern auf Bänken, Stühlen und in wildem Durcheinander auf dem Stubenboden.

Alles schläft in den Kleidern. Selbst die Schuhe hat niemand ausgezogen. Immer ist es so in grösseren Gefechten, nie kommt man aus seiner verschwitzten Uniform heraus. Man weiss ja nie, ob nicht plötzlich Alarm befohlen wird.

... Aber es passiert nichts. Nur nach Ablauf je einer Stunde werden wieder einige Schläfer geweckt. Sie stöhnen, sie drehen und wenden sich herum... Torkelnd stehen sie auf und taumeln schlaftrunken in die Nacht hinaus. – Dann ist wieder Stille, tiefe Stille und sirrendes Atemholen, bis ein Trupp abgelöster Wachen frostklappernd in die Stube trampelt...

«Herr Hauptmann, melde Patrouillentruppe zurück!» – Stramm steht Koni vor dem Käpten und erstattet über die erfolgreiche Erkundigungsfahrt Bericht: «Der Feind hat sich wirklich in X. festgesetzt und eine starke Verteidigungsstellung eingerichtet. Auch er hatte Fahrradpatrouillen ausgesandt, die bis zu unserem Lager vorgestossen sind. In X. stehen zwei Infanteriekompagnien, sechs zugeteilte Mg., zwei Ik., vier Minenwerfer und ein Aufklärungsdetachment mit zwei Panzerwagen.»

«Teufel, wie haben Sie diese genauen Zahlen herausbekommen?» fragt der Käpten verwundert.

«Wir hatten eben das Glück, durch eine Lücke zwischen zwei Wachtposten in das feindliche Nest einzudringen», erklärt Koni, als ob dieses Unternehmen die einfachste Sache gewesen wäre.

«Sie haben Ihre Aufgabe glänzend gelöst. Lassen Sie sich und der Gruppe in der Küche etwas geben; nachher können Sie sich vorläufig niederlegen», sagt der Hauptmann, während er die neuen Angaben sofort auszuwerten beginnt.

... Koni tritt aus dem K.P. Sechs Paar vor Übermüdung glänzende Augen schauen auf seine Lippen, die schmal und zusammengekniffen in einem schmutzigruben, übermühten Gesicht stehen. «Essen – dann Schlafen», fallen die zwei schwerwiegenden, erlösenden Worte.

Es ist Tag!

Feurig ist die Sonne hinter den weissen Bergen emporgestiegen. Zuerst leuchtete nur eine einzelne, hohe Felszinne im rötlichen Sonnenschein, dann aber floss das Licht zu uns herab und erfüllte die Felsen mit seinem Glanz. Jetzt lachen Wiesen und Felder und baden in goldigen Strahlen.

Vorbei ist das Dunkel der Nacht. Vorbei ist die bedrückte Stimmung der Mannschaft, vorüber die Schlappeheit des Körpers. Was doch die Sonne an Kräften birgt! Was dunkel war, wird licht. Was müde war, wird wieder lebendig. Was stumpf und kalt war, wird glänzend und warm!

Die Horchposten werden eingezogen. An ihre Stelle treten Flieger- und Geländebeobachtungsposten. Die Verteidigungsstellungen, die während der Nacht bei den Häusern eingerichtet waren, werden nun auf die nächsten Höhenzüge und andere wichtige Punkte verlegt. Niemand darf mehr in unnötiger Weise auf der Strasse herumspazieren; denn nach Angabe der Übungsleitung hat der Feind heute die Luftüberlegenheit. Alles, was am Himmel herumsurrt, ist gegnerisch.

In grösseren Manövern stimmt es nie ganz mit der Verpflegung, sei es, dass die Fahrküche sich verirrt hat und kein Mensch mehr weiss, wo sie sich im Augenblick gerade befindet, sei es, dass sie in einem Sumpfe stecken geblieben ist und weder vorwärts noch rückwärts kann oder sei es, dass sie vom Feinde abgefangen wurde und dass dieser sich an unserem Essen

mästet. Nach den Bestimmungen ist dies zwar nicht gestattet, aber solche Übergriffe sind nicht zu vermeiden. Wir selber tun es ja auch. Erst dann ist es gleichsam ernst, wenn man dem Gegner einen wirklichen Schaden beifügen kann. Heute ist die Küche zwar da, aber dafür liegt die Mannschaft so weit herum in kleine und kleinste Grüpplein zerstreut, dass es ein Ding der Unmöglichkeit ist, alle mit Brot und Kakao zu versorgen. –

Im Dorf hat es eine «Handlung». Wer Hunger hat – und wer hätte keinen Hunger im Gefecht! – kann sich hier eindecken. «Handlung» – das ist ein Laden, in dem es einfach alles zu kaufen gibt, vom Kälberstrick und Fliegenfänger über Holzschuhe und Wagenschmiere bis zu Tabak und Blockschokolade...

Hierher schleichen und pilgern alle Kameraden. Die «Handlung» erlebt heute einen Tagesumsatz, wie sie ihn sonst nicht einmal vor Weihnachten hat. Schokolade, Gebäck, Rauchzeug und Tafelwasser sind die begehrtesten Artikel. Auch Schuheinlagen, Schnürsenkel und Postkarten finden guten Absatz.

Peter und Otti sitzen in einer Bauernküche. Heiss hungrig hauen sie in einen mit Spiegeleiern belegten, knusperigen Röstiberg. Neben ihren Tellern stehen zwei bauchige Kannen und halblittrige Ohrenschacheln mit goldigem Milchkaffee. Peter findet immer wieder eine Küche, in welcher eine gütige Bäuerin haust. Otti, für sich allein, würde in den wenigsten Fällen etwas zu essen erwischen; denn um den richtigen Städter zu verraten, dazu braucht er nicht einmal zwei Worte zu reden. In Peter hingegen spürt man sofort den Bauernsohn. Man erkennt ihn an seinem Blick, an seinen lustigen Fältchen um die Augen und an seinem ganzen Auftreten!

«Mensch, das war ein Krampf; war das eine Schinderei heute nacht auf Patrouille», erzählte Otti seinem Kameraden. «Oft war es so dunkel, dass wir uns immer wieder anrufen mussten, sonst wäre jeder in einer anderen Richtung verloren gegangen.

Kaum angefahren, stürzte Koni in den Strassengraben und verstauchte sich den linken Daumen. Dann ging es eine Weile ganz ordentlich, bis einer in einen grossen Ast rannte, den der Wind nachts heruntergeschlagen hatte. Zuerst lagen nur drei Mann am Boden. Dann aber kam ich als letzter und

überrannte die ganze Gruppe, alle Mann links und rechts von mir über den Haufen werfend.

Einer hat eine blutige Schramme auf der Stirne, ein anderer ein Loch im Kopf, und Beulen, und zerrissene Hosen hat es auch noch gegeben!»

Otti hat seinen Röststeller blank geputzt. Kein Krümchen mehr ist darauf zurückgeblieben. Behaglich lehnt er sich im Stuhl zurück, streicht sich geniesserisch über den prallen Bauch und erzählt weiter:

«... Plötzlich sahen wir einige Lichter, die uns schnell entgegenkamen. Deckung, flüsterte Koni, und schon lagen wir neben der Strasse im Gebüsch. – Neun Feinde mit weissen Filzbinden um den Helm fuhren ahnungslos an uns vorüber...

Ins Dorf X. einzudringen war ein Kinderspiel. Zu Fuss folgten wir einem kleinen Bächlein, dem sich ein Knüppelhag entlang zog. Wir waren schon mitten drin, bevor wir uns dessen bewusst wurden. Dann schlichen wir durch eine Hintertüre in ein Bauernhaus. Wir unterhandelten mit dem Bauern und horchten von oben an einer Luke, durch die man vom Kachelofen in der Stube geradewegs ins eheliche Schlafgemach gelangen konnte. Wenn das der Leutnant gewusst hätte, der in der unteren Stube sich mit seinem Kader unterhielt! Mensch, war das eine Nervenprobe; denn dort tranken sie schwarzen Kaffee mit Schuss, und wir hatten nur einen Nasenkitzel davon!

Als wir den Rückweg antraten, begann es eben zu tagen. Beinah wäre ein Hauptmann in uns hineingerannt. Zum Glück hatten wir unsere Helme so dicht mit Laubwerk getarnt, dass er nicht wissen konnte, ob wir Filzbinden trugen oder nicht.

Vor einem Panzerwagen mussten wir uns noch einmal in die Büsche schlagen, und als wir im Höllentempo den Berg hinunterfuhren, kam die feindliche Patrouille, die Räder vor sich hinschiebend, die Strasse herauf. Die schrien und riefen, als sie uns erkannten; aber genützt hat es ihnen nichts. Wir fuhren an ihnen vorüber, als gingen sie uns überhaupt nichts an.

Ja, es war ein Krampf», meinte Otti, seine Erzählung schliessend. «Aber jetzt kann man den Türk schon wieder einige Zeit aushalten.»

«Ja, die Rösti war bäumig, Brigittli», wendet sich Peter an des Bauern

Tochter. «Komm, gib mir jetzt zum Dessert einen Kuss.» – «Meine Küsse sind nicht so billig», weicht das Mädchen aus und wird rot bis zum Haaransatz.



Späher!

Ringsum an aussichtsreichen Punkten liegen Späher. Immer zwei Mann zusammen. Der eine ruht, der andere wacht. Mit Feldstechern schauen sie über Täler in «Feindesland».

Hoch oben auf einer Graskuppe liegen Beni und Johannes. Sie liegen nahe beieinander und schauen träumerisch ins weite Land.

«Feinde! Sie kommen!» stösst Beni aus. – Angestrengt blicken beide hinüber. Vorbei ist die noch eben versonnene Stimmung. Dort bewegen sich von der Mittagssonne scharf umrissene dunkle Punkte.

«Ich renne zurück und melde es», meint Beni.

«Nein, warte, ich bin noch nicht ganz sicher», erwidert Johannes. – Minuten des Harrens und Beobachtens vergehen. Beni will immer wieder aufspringen. Plötzlich aber bricht Johannes in ein befreiendes Gelächter aus: «Sieh nur genau hin, deine Feinde sind nichts anderes als weidende Kühe. Oh, Benjamin!».

In einem lichten Wäldchen steht ein lafettiertes Lmg. bereit. Daneben döst ein Soldat in der hellen Mittagssonne. Drei andere Soldaten hocken abseits auf moosigem Boden um einen Baumstrunk und klopfenASSE und Bauern auf die Jahrringe des Holzes. Ein Bild des Friedens!

«Lmg.-Schütz Odermatt», ruft es plötzlich aus den Büschen. Der Zugführer! Ein stud, phil., ein blutjunger Herr Leutnant, dem noch nicht einmal ein richtiger Bart auf dem Kinn spriesst! Ja, er ist noch sehr jung, unser Leutnant, aber gold-echt. Er ist der beste Zugführer im ganzen Bataillon. Nie ist er aus dem Gleichgewicht zu bringen, und noch keiner hat ihn jeweils richtig wütend gesehen; denn trotz seiner Jugend ist er von einer verblüffenden stetigen Gleichmütigkeit. Sein Gemüt ist das eines alten Philosophen mit einem langen, weissen Bart.

«Lmg.-Schütz Odermatt», ruft er nochmals. – Toni nähert sich. Vorjähriges Laub steckt in seinem wirren Haarschopf. «Hier, Herr Leutnant!» – «Odermatt,

das geht so wirklich nicht mehr weiter. Beständig schlafen Sie neben dem Gewehr. Reissen Sie sich doch zusammen, Mann! Ein grosser Kerl, wie Sie einer sind, sollte sich doch zu beherrschen wissen!»

Schuldbewusst senkt Toni sein Haupt. Was nützt es ihm, dass er immer wieder die Augen krampfhaft aufreisst, wenn er doch am Boden liegen muss. Was nützt der gute Wille, wenn man plötzlich selber nichts mehr von sich weiss, und wenn man selber nicht merkt, dass man schläft. – Da kann man doch wirklich nichts dafür.

Der Leutnant würde das aber bestimmt nicht verstehen, denkt Toni. «Herr Leutnant», meint er darum mit treuherzigen, braunen Hundeaugen, «ich bin die ganze Nacht nicht dazugekommen, um auch nur auf einem Auge zu schlafen. Zum Morgenessen habe ich auch nichts erhalten –, jetzt ist es ein Uhr, und das Mittagessen ist immer noch nicht da. Herr Leutnant, ich will mir Mühe geben; aber ich habe Hunger.»

Im Gesicht unseres Zugführers zuckt es verräterisch. Er kann das Lächeln nicht mehr zurückhalten und wendet sich schnell um. Er kennt Toni genau. Er weiss, dass sein bester Lmg.-Schütze ein grosser Schlauberger ist. Er öffnet die Kartentasche und gibt ihm eine grosse Tafel Schokolade.

«Danke Herr Leutnant.» Toni schlägt die Absätze zusammen. «Herr Leutnant, melde mich ab.»

Über die nächste Kuppe rasen im Sonnenschein silberglänzende Flugzeuge heran. Mit heulendem Motorengerumm fegen sie daher, stechen aus dem Himmel auf unsere Stellungen hinunter und, hast du nicht gesehen, sind sie schon wieder in weiter Ferne, in der unendlichen Bläue verschwunden. Sie beobachten. Wir sind auf unserem Posten. In Deckung unter Bäumen schauen wir bewundernd diesen technischen Wundervögeln zu. Wenn wir nur alle solche Flügel hätten, damit man hie und da schnell zu den Lieben daheim eilen könnte!

Es ist Abend. Immer länger werden die Schatten, Dämmerung fliesst in die Täler; nur auf unseren Kuppen leuchtet noch die Sonne. Bald wird es Nacht.

Marschieren! Marschieren!

Die Stellungen waren wieder rings ums Dorf zurückgezogen worden, wieder gab es Patrouillen und Feldwachen, und wieder schliefen wir für kurze Stunden

auf weissen Bauernstubenböden. –

Aber dann geht es erneut weiter.

Es ist kurz nach Mitternacht. Kalt und gross steht der Vollmond am Himmel. Zauberhaftes Licht erhellt die Nacht, wie Silberbäche glänzt und fliesst es durch die Felder. Unwirkliche Schatten winden sich am Boden, traumhafte Baumgebilde heben sich vom Himmel ab: es ist, als ob man nicht auf Erden, sondern in einem Mondtal wandelte.

Viel Zeit bleibt uns nicht, um nach dem Mond zu gucken. Das Zwielficht, in dem Otti mit teilweiseem Erfolg in einer Zeitung zu lesen versucht, verlangt die ganze Aufmerksamkeit, um auf den Weg zu achten. Einen Stein im Weg sieht man als Vertiefung, ein Loch als Erhöhung. Der Weg ist wie ein Fluss: alles verschiebt sich.

Nein, dieses helle Mondlicht freut uns nicht. Auch darum nicht, weil uns der Zugführer viel zu gut sehen kann. Bei uns hat sich die Mode eingebürgert, dass wir beim Marsch mit dem Tornister das Gewehr schräg über die Brust gehängt tragen. So geht es viel leichter. Man hat die Hände frei, und der Riemen drückt weniger auf die Schulter. Leider aber ist diese praktische Erleichterung verboten. Es ist überhaupt noch Manches untersagt, das wir in den vielen hundert Tagen des Aktivdienstes als sehr vorteilhaft herausgefunden haben. Vielleicht, dass Manches davon in späteren Zeiten eingeführt wird, aber wir selber haben dann bestimmt alle schon lange, wallende Bärte.

Nach zwei Stunden beschwerlichen Marsches über Hügel und durch Wälder sind wir an einer grossen Scheune angelangt. Hier dürfen wir nun wieder ein wenig pennen. Mit Sack und Pack verschwinden wir durchs grosse Tor. Dunkel ist es drinnen, so schwarz und dunkel wie in einem Kuhmagen. Wir stolpern über die Füsse der zuerst Angekommenen, wir tasten uns nach hinten; wir fürchten, plötzlich durch eine offene Lücke in den darunterliegenden Stall zu stürzen – bis wir alle endlich ein freies Plätzchen gefunden haben.

Peter, Otti und Beni sind eine Leiter hinauf geklettert und schlafen im weichen, duftenden Heu. Ja, Peter weiss eben Bescheid in solchen Dingen.

Und Toni liegt im warmen Stall. Was kümmert ihn, dass es durchdringend riecht, dass Kühe plätschernde Brunnen herabraschen lassen, die beinahe bis zu ihm hinüberspritzen. Was kümmern ihn die dampfenden Fladen, die aus breiten Hintern zu Boden klatschen. Hier ist es warm und ruhig. Nur die Nähe des Stieres ist ihm ein wenig unheimlich; denn mit tückischen, roten Äuglein hatte er ihn aufs Korn genommen, als er das Licht einen Augenblick lang angezündet hatte. Schnaubend rasselt er nun mit seiner Kette, und wie ein Berg hebt sich sein gewaltiger Nacken gegen das blinde Glas des Stallfensters ab.

Noch ist kein «Feind» in weiter Runde. Aber der neue Tag wird den Kampf bringen. Hei, da wird es knallen und stieben, da werden wir schwitzen und die letzten Kräfte aus den Beinen schleudern!

Heute... beim Morgengrauen...

Und wieder geht es weiter. Keiner ausser dem Käpten weiss genau, in welchem Loch der Welt wir stecken. Faul ist es hier, oberfaul. Es gibt Sümpfe, in denen jeder Schritt eine sprudelnde Fontäne aufspritzen lässt, dass es schnalzt und quirlt und von oben in die Schuhe läuft. Dann geht es wieder losen Geröllhalden entlang, von denen grosse Steinbrocken herunterkollern. – «Achtung, Steinschlag!» ruft es von oben. Jedoch, bevor man die kopfgrossen, schwarzen Geschosse im Mondlicht sieht, sind sie schon polternd in der Tiefe verschwunden.

Früher waren wir Infanteristen immer im ziemlich flachen Mittelland. Auch da gab es Hügel und Kuppen, aber sie waren doch stets noch einigermaßen «zivilisiert». Jetzt aber müssen wir klettern wie die Gebirgsinfanterie. Auch wir tragen in neuster Zeit Gebirgsmarschschuhe.

Der Durst brennt. Keiner mehr hat etwas Nasses. Nirgends rauscht ein Brunnen, an dessen Röhre man sich ansaugen könnte. Nur die weisse Mondmilch fliesst in Strömen und spiegelt uns Bäche und Seen vor. – Fata Morgana. – Doch, halt! Ein Bächlein sprudelt... Wirklich, munter gurgelt und plätschert ein leibhaftiges Wasserlein!

«Verdammt, mein Becher ist im Aff», flucht Otti. Immer muss er fluchen, er merkt es selber nicht. «Mir geht es nicht besser» gesteht Toni. «Mir auch nicht», meint wortkarg Peter. Diesmal hat es Peter, der sonst ein Un-

I

entwegter ist! Statt zu schlafen ist er in seinen freien Stunden immer um Brigittli, das Bauermädchen, herumgestrichen; er hat ihr geholfen zu «werchen» und schlau die ganze Familiengeschichte samt Hof und Feld aus ihr herausgefragt.

Brigittli hat ihm gefallen. Der Mutter würde sie gewiss auch willkommen sein, sie plagt ihn ja schon lange, dass er eine Frau heimbringe, und sie hat ihm selber schon manches Mädchen empfohlen. Er aber will sich sein Mädchen selber suchen. – Ungefähr so wie Brigittli müsste es sein. Kommt Zeit, kommt Rat. Er wird Brigittli wieder einmal besuchen...

«Da, nimm mein Gewehr», sagt Otti. Gebückt rennt er in die Wiese hinaus, neigt sich zur Erde, als ob er den Mond anbetete, kommt lautlos wieder zurückgerannt, den ganzen Stahlhelm voller eisigen Wassers in den Händen tragend. Der Leutnant hat nichts gemerkt. Vielleicht hätte er überhaupt nichts gesagt!

Wasser!

Feines, kaltes Quellwasser. Was kümmert uns, ob es auch sauber sei; uns macht das nichts, wir sind ja gegen Typhus geimpft. Peter schlürft es in vollen, grossen Zügen. Er fragt nicht nach dem Schweisse, der sich im Helm niedergeschlagen hatte, nicht nach dem fettig speckigen Lederpolster. Nur das herrliche Wasser ist wichtig.

Toni versteht das ausgiebige Trinken. Er hat es als Maurer auf dem Bau gelernt. Er muss nicht schlucken; wie durch ein grosses Loch vermag er es vom Munde direkt in den Bauch zu schütten.

Beni – natürlich, der Schneider, träumt wieder. Statt die zwei Belüftungslöcher mit dem Zeigfinger zuzuhalten, denkt er nur ans Trinken. In scharfem Strahl sind zwei Brunnen heruntergespritzt, bis er endlich merkt, was die Kameraden rufen.

Johannes hat keinen Durst. Manchmal lebt er nur von Luft und Sonne. Er schöpft mit der hohlen Hand ein wenig Wasser heraus und benetzt sich damit die Stirne. – Dann wird der Helm weiter nach hinten gereicht. Von Mann zu Mann wandert er, alle erlaben sich, bis er endlich wieder geleert nach vorne zu Otti kommt.

Und nochmals können wir ein Stündlein schlafen. Wieder verschwinden wir

im schwarzen Bauch eines Heuschobers. Hier hat es nun tatsächlich verborgene Fallen und Löcher. Ein Kamerad schreit plötzlich auf und stürzt bis an die Brust in die Tiefe. Nur dem Tornister, an dessen Riemen er hängen bleibt, hat er es zu danken, dass das Gefecht für ihn nicht vorzeitig beendet ist.

Aus einer dunklen, niederen Ecke rennt ein erschrecktes Huhn heraus. Blind flattert es taumelnd im finsternen Raum herum, bis es endlich durch eine Lücke entwischt. «Platz, Platz», sagt Peter und stösst die Kameraden weg. «Woher kam das Huhn? Da, von hier!» – Vorsichtig greift er in das dunkle Hühnernest und findet ein noch warmes, frisches Ei. Er klopft es bedächtig an der Bajonettspitze auf und schlürft es, wobei seine Kehle immer hinauf und hinuntersteigt...

Wieder geht es weiter. Immer näher kommen wir an den «Feind». Schon ist der Mond blass geworden und ein fahler Schein streicht über den Himmel.

Wir liegen in Deckung an einem Waldrand. In einem zur Verteidigung ausgebauten Dörfchen, das vor uns am Hang dämmert, liegt der Feind. Vereinzelt Gewehrschüsse fallen. Noch hat der Tanz nicht begonnen. Gälte es ernst und wären wir die alten Eidgenossen, dann würden wir nun niederknien und Gott um Beistand bitten.

Jedoch die dort oben sind ja unsere Kameraden. Nur für heute sind wir «Feinde», weil sie eine weisse Binde um den Helm tragen. Geschossen wird, abgesehen von Flieger- und Artillerie-Übungsgranaten und einigen Mg., nur blind. «Päng» macht es, und statt eines ausgesandten bleiernen Todes zerstiebt ein Holzzäpfchen zu Sägemehl.

Nun, so ungefährlich ist zwar auch das nicht. Es könnte sein, dass einmal ein Holzsplitter nicht zerfällt und im Abstand von wenigen Metern doch noch einem ans Leben zu gehen vermöchte. Es ist deshalb verboten, aus kleinerer Distanz als dreissig Meter noch zu schiessen: aber in der Hitze des Gefechtes vermag mancher den Finger am Abzug nicht mehr zu beherrschen.

Ja, Selbstbeherrschung ist nötig, auch im Kriege. Was nützt alle Schiesskunst und alles Draufgängertum, wenn einer mit einem einzigen, vorzeitigen Schuss eine ganze, grossangelegte Aktion verraten kann?

Selbstbeherrschung –, die haben wir gelernt. Die begannen wir schon am ersten Tag der Rekrutenschule zu üben. Was ist der ganze Drill anderes als ein Training zur Selbstbeherrschung!

Unser Hauptmann ist besonders scharf darin. Für ihn ist der Drill noch besser als ein Glas alten Weines. Er schwelgt in ihm, er treibt Orgien damit, er ist nie zufrieden und möchte immer noch mehr davon haben.

Der Drill ist das Kreuz der Infanterie! «Hart müsst ihr werden, so hart wie Granit, so ehern und hart wie unsere Felsenzinnen», ist das Lieblingswort des Käpten.

Hart sind wir. Hart im Nehmen und im Geben. Hart und beherrscht geworden durch den Drill – aber eben so hart geworden durch das Turnen und die Kampfspiele. Wir spielen Rugby. Das heisst – Rugby ist es wieder nicht. Es ist noch viel wilder, denn es ist ein Spiel ohne alle Regeln. Es gilt einfach mit allen Mitteln einen Ball ins gegnerische Tor zu bringen. Ha, wie werden dem rennenden Stürmer die Beine gestellt, wie fallen wir übereinander her, dass oft zwanzig Mann in einem Kneuel am Boden liegen und niemand mehr weiss, wo der Ball eigentlich ist! Was setzt es da Schrammen und Beulen ab, so dass der Käpten das Spiel schon oft wieder einstellen wollte! Jedoch wir lassen es uns nicht mehr nehmen. Es ist für uns ein Ventil, durch das wir unsere Sorgen und unsere Missheiligkeiten abziehen lassen. Man benötigt solche Abzugskanäle, sonst nähme der Grenzkoller von uns Besitz. Lieber Rugby, lieber Schrammen und Beulen, als dass gute Soldaten und Kameraden plötzlich vom Teufel besessen eine Eselei begehnen...

In guter Deckung werden wir dem Feinde entgegengeführt. In Einerkolonne keuchen wir, einem Bächlein folgend, bergan. Der Schweiss fliesst in Strömen; er rinnt einem über die Stirne und in die Augen. Da sammelt er sich und brennt, dass man immer wieder mit dem rauhen Rockärmel darüberfahren muss.

Eine offene Lücke gähnt im Gelände: Halt, aufschliessen, für Augenblicke verschnaufen, dann los! Im Spurt, ein geballter Menschenhaufe, rennen wir hinüber. Mg. stottern..., aber schon sind wir hinter einer Bodenwelle untergetaucht.

Kindlich einfach erscheint dem Laien das Deckung suchen. Man wirft sich einfach auf den Boden – Hokus, pokus, verschwindibus – und weg ist man. Je-

doch je länger man sich damit befasst, desto schwieriger erweist sich diese Disziplin. Langsam merkt man endlich, dass es eine richtiggehende Kunst ist, gesichert gegen Sicht und Schuss in einem Gelände zu verschwinden. Da braucht es Augen, ein Einfühlungsvermögen und einen Instinkt wie bei einem Indianer.

Man sollte es den Tieren gleichtun und sich je nach der Bodenbeschaffenheit eine andere Mimikri beilegen können. Ein Chamäleon müsste man sein, eine Stabheuschrecke und ein Maulwurf, alles zur selben Zeit.

Bald sind wir oben.

Wir sind nicht allein. Neben, vor und hinter uns, in kleinen Geländefalten und Einschnitten rücken auch andere Truppen vor. Obwohl wir glauben, dass wir bei noch grösseren Anstrengungen zusammenbrechen müssten, können wir uns noch glücklich schätzen. Wir tragen ja nur Gewehr oder Lmg. und Tornister. Die andern aber, die Mitraillleure, die Minenwerfer- und Ik.-Leute, sind viel schwerer mit Lasten beladen. Sie schleppen Mg., Munition, Richtinstrumente und eiserne Bodenplatten; sie hängen acht Mann hoch wie Pferde an Seilen und schleppen über Stock und Stein ihre Kanone herauf; sie stemmen die Schuhe in winzige Tritte und flüstern keuchend: «Ho – hoi, ho – hoi!» Wer diese Kameraden sieht, der bleibt zufrieden!

Immer höher hinauf geht es. Immer spärlicher wird die Deckung. Wir sind auf der linken Flanke. Immer wieder schaut der Zugführer auf seine Uhr. Hüben und drüben zeigen sich Schiedsrichter mit weissen Armbinden. Ob sie wohl uns den Sieg zusprechen werden? Über eine grosse Fläche, die sich vor dem befestigten Dorf hinzieht, sind rote Fähnchen eingesteckt. Dieser Raum ist jetzt noch tabu. Niemand darf ihn betreten, weil hier Fliegerbomben und Artilleriegeschosse einschlagen werden. Von oben kommen Soldaten herabgestiegen. Auf dem Kopf die Mütze, den Helm angehängt und das Gewehr verkehrt getragen, das heisst: ausser Gefecht. – Ein Schiedsrichter hat sie für tot erklärt. Das ist sehr ärgerlich für sie, dass der ganze Aufstieg umsonst war, aber es hat doch auch wieder seine guten Seiten. Von einem neutralen Ort aus können sie nun unseren ganzen Angriff verfolgen. Wie Generalstabsoffiziere werden sie uns zu kritisie-

ren wissen, und gewiss wird jeder an unserer Taktik etwas anderes auszusetzen haben. Uns aber steht der grösste Krampf noch bevor. Kurz wird er sein, aber «mörderisch.»

... Wie ruhig ist es plötzlich um uns geworden! Kein Lüftlein weht, kein gesprochenes Wort und kein Waffengeklirr tönt noch zu uns herüber. Stumm liegt jeder an seinem Platz, auf trockenem, harten Alpboden. Es ist, als ob jeder einzelne für sich allein sei.

So liegen wir, kurz vor dem Angriff. Liebevoll betrachten wir die kleinen, schlichten Bergblümlein die neben uns blühen. Eine Hummel kommt dahergeflügelt, setzt sich auf ein Blumengesicht, das sich unter ihrer Last weit hinunterbiegt. Mit leckerem Rüsselchen trinkt sie einen Honigtropfen. «Prosit», nickt Johannes ihr zu, aber da surrt das Tierchen erschrocken weg.

Wie gross ist der Himmel! Hoch wölbt er sich über Berge und Täler. Weisse Wölklein, wie mit Federkielen hingezogen, schwimmen im unendlichen, seidigen Blau. Sonnengold rieselt hernieder, über Gute und Böse, über Freund und Feind.

Krieg und Bedrängnis, Hunger und Tod, alles könnte man hier vergessen...

Der Leutnant schaut auf seine vernickelte Armbanduhr. Das Gehäuse blitzt in der Sonne auf, als ob es ein Miniaturscheinwerfer wäre. Gälte es wirklich ernst, müsste er seine Uhr mit Pech oder Farbe beschmieren.

Schon oft hat er mit dem Feldstecher den Himmel abgesucht. Dort, ja dort stehen einige Punkte in der Luft. Flieger! Unsere Flieger! Drei..., sechs..., neun..., drei Flugstaffeln sausen heran. Wie sie in der Sonne aufleuchten!

Eben waren sie noch winzige Punkte, jetzt aber sind es grosse, metallene Vögel geworden. Ein Brausen und Surren erfüllt den Himmel, ein ohrenbetäubender Motorenlärm und ein hoher Ton vom Pfeifen der Luftwirbel – da... einer nach dem anderen kippt um, steckt die Nase gegen die Erde..., wird grösser und grösser..., unwillkürlich pressen wir unsere Leiber auf den Boden:

«Wumm!» – «Wumm!» – «Wumm!» – ihre Bombenlast durchsiebt das abgesteckte Feld. Augenblicke – dann sind sie schon hinter dem Berg verschwunden.

Sie kehren zurück, noch einmal und immer noch einmal, und die Artillerie

schießt, die Minenwerfer, die Ik. ein höllisches Inferno kracht und heult und pfeift und donnert! Dreck spritzt auf, Erdfontänen, Steine fliegen durch die Luft, und alles Leben dort ist tot. Die Erde bebzt; krampfhaft krallen wir uns unbewusst mit den Händen in den Boden und schauen mit geheimem Grausen in den grandiosen Höllenkessel.

Mg. lachen, Lmg. belfern, bleierner Tod schwärmt aus und schneidet die Luft entzwei. Pulverdampf schwebt über dem Boden, Schwefelpesthrauch sticht uns in die Nase, und über allem steht immer noch die gütige Sonne.

«Auf! Sprung, marsch!» Wir hören es nicht. Wir sehen nur, wie der Leutnant mit emporgehobenem Arme winkt. Es ist das Zeichen zum Bajonettangriff.

Auf! Auf! Immer noch tacken die Mg., immer noch husten die Lmg., nur der Granatenregen schweigt.

Auf! Sprung, marsch! Ob wohl alle Mann an ihren automatischen Gewehren zuverlässig sind? Wir wissen, dass strichweise immer noch scharf geschossen wird. Ob wir es wohl wagen dürfen?

Wir fragen nicht. Vielleicht, dass einem solche Fragen mit Blitzeseile streifen, aber richtig Zeit zu bedenken gibt es schon gar nicht. Der Leutnant winkt, und – auf, Sprung, marsch – machen unsere Körper. Nicht nur die Beine rennen; der ganze Mensch wirft sich nach vorn und weiss nur eines: hinein in die Stellung des Gegners! Der Wille fliegt voran. Er ist schon im Ziel und denkt schon wieder darüber hinaus, bevor der halbe Weg durchmessen ist.

Halt! Hingeschmissen pressen wir uns auf den Boden, während Handgranaten im flachen Steinwurf in den gegnerischen Graben regnen. – Weiter! Sturmschiessen mit dem Lmg. während des Rennens; aus der Hüfte. Toni ist Meister darin. Salve um Salve lässt er spritzen, bis wir am Graben angelangt sind.

Nein, da gibt es kein Sich-wehren mehr. Wo wir durchbrechen, wo unsere kalten Bajonettspitzen drohen, da ist jeder Widerstand zwecklos geworden. Schon nimmt der Feind den Helm vom Kopf, als Zeichen, dass er nicht mehr kämpft.

Wir eilen weiter. Nun, da die erste Linie durchbrochen ist, haben wir Appetit auf das ganze Dorf bekommen. Hinein also, den Häusern entlang

geschlichen – den Finger am Abzug – und vorsichtig die Fenster mit den Augen abgesehen. Etwas Aufregenderes als Strassenkämpfe gibt es nicht. Dabei verspürt man noch einen letzten Rest von echter Räuberromantik. Hier regiert immer noch die Entschlusskraft des Einzelnen und nicht der Maschinenkrieg.

«Zurück!» – Otti war um eine Ecke geschlichen. Im selben Moment peitschte ein Schuss. – Kamerad, deine Kinder hätten nun keinen Vater mehr...

Anders herum! Durch einen Hühnerstall – im Vorbeigehen stiehlt Toni ein Ei – gelangt die Lmg.-Gruppe in ein gegenüberliegendes Bauernhaus. Leise tasten sie sich zum ersten Stock hinauf, um aus einem oberen Fenster mit einem Feuerüberfall den Feind in Schach zu halten. Wir, die Nahkämpfer und Grenadiere, werden den niedergehaltenen Gegner angreifen und ausräumen. Wir wollen Otti rächen.

Hinter der Hausecke erwarten wir unser Feuer. Die Handgranaten sind gespannt – wären gespannt, aber wir haben nur Steine in den Händen –, die Bajonette bereit, aber immer noch meldet sich Tonis Spritze nicht. Ob sie wohl noch keine rechte Schussbahn gefunden haben?

Da... ein Trompetensignal..., aus der Ferne..., jetzt näher..! Unsere fieberhafte Spannung sinkt in sich zusammen. Gerade jetzt, wo es so richtig toll geworden wäre, heisst es: Schluss, fertig, Gefechtsabbruch!

Das Gefecht ist beendet. Vorbei ist der Krampf, vorüber der Krieg, jetzt gibt es keine «Feinde» mehr, jetzt sind wir alle wieder Kameraden.

Unsere ehemaligen Gegner haben sich schon den Helm vom Kopf genommen und trocknen ihre heissen Stirnen. Wir stecken uns eine Zigarette zwischen die Lippen, die erste Zigarette seit heute früh.

Wir werden gesammelt. In Marschkolonne geht es zum Kompagniebiwak. Gepäck ablegen, austreten, Zwischenverpflegung, ruhen und schlafen.

Das Gefecht ist zu Ende, wir haben gesiegt!

FELDGRAUES KINDERPARADIES

VON GOTTFRIED ZEUGIN

Landi-Erinnerungen waren noch recht lebendig, als unsere Kompanie Übungsanlagen für die Nahkampfausbildung erstellte, und als dann im Tobel des Fluchbächleins und in seiner Umgebung ein Kindergarten erstand und eine Indianerwiese, ein Puppentheater und eine Schiessbude, eine Rutschbahn und ein Affenbaum, da erhielt das ganze Übungsgelände bald den sinnigen Namen «Kinderparadies». Nur galten unsere Anlagen nicht der Unterhaltung kindlicher Gemüter, sondern der Ausbildung schweizerischer Aktivdienstsoldaten für den Nahkampf mit seiner ganzen Brutalität, der «Dressur auf den Mann», wie unser Oberst diesen Ausbildungszweig nannte.

Die Dressur beginnt, wie es sich gehört, im Kindergarten, wo die Elemente des Handgranatenwerfens und des Bajonettfechtens durchgenommen werden. Da lernen wir die Handhabung der Granate und den Wurf aus allen Körperstellungen auf Distanz und auf bestimmte Ziele, den Wurf aus einem Grabenstück in einen nahen Trichter und umgekehrt, wie den Fensterwurf in einen Fensterrahmen, der, an einem Baum aufgehängt, ein Fenster im ersten Stock darstellt und, an den Fuss des Baumes angelehnt, ein Kellerfenster. Zwei mit Stroh gefüllte Säcke sind an Baumstämmen festgebunden und halten geduldig unzählige Bajonettstiche in Herz und Bauch aus, die ihnen von Anfängern mit mehr oder weniger Geschick beigebracht werden.

Vom Kindergarten kommt die übende Gruppe auf die Indianerwiese, die, auf drei Seiten von Wald umgeben, verschiedene Trichter aufweist. Da beginnt zunächst das Trichterspiel Mann gegen Mann mit blinden Patronen und blinden Handgranaten. Ein blauer Soldat muss das Vordringen roter Soldaten im Trichterfeld verhindern. Meist kann er den ersten Angreifer, der aus dem Wald heraus in den nächsten Trichter springen will, im Schnappschuss erledigen. Aber während er nachladen muss, ist er für einen

Augenblick am Schiessen gehindert. Diesen Augenblick muss ein zweiter roter Soldat ausnützen, um seinerseits in raschem Sprung einen Trichter zu erreichen. Nun beginnt erst der spannende Trichterkampf, in dem jeder den andern mit Gewehr oder Handgranate zu erledigen sucht. Das verlangt grösste Aufmerksamkeit, rasches Erkennen und Ausnützen von Schwächen des Gegners, rasches Deckungnehmen, wenn der Gegner zum Schüsse anschlägt oder wenn seine Handgranate im Anflug ist. Explodiert die Granate vor dem Trichter, so nimmt der Mann Deckung im Trichter drin, fliegt die Granate aber in den Trichter hinein, so wirft er sie entweder geistesgegenwärtig vor der Explosion wieder zurück oder er springt selbst aus dem Trichter heraus, hinter dem kleinen Wall Schutz und Deckung suchend gegen die Splitter der Handgranate und gegen den Schuss des Gegners. Es ist ein packendes, aufregendes Spiel, das von den Teilnehmern volle Aufmerksamkeit und Hingabe erfordert.

Unterhalb des Trichterfeldes steht die Doppelhecke aus Stacheldraht vor einem Grabenstück. Hier üben wir die Überwindung eines Drahthindernisses nach zwei verschiedenen Methoden. Bei Nacht und Nebel schleicht sich ein Trupp heimlich an das Hindernis heran, wickelt wollene Lappen um die Drähte und durchschneidet sie mit der Drahtschere, sorgfältig die Teilstücke umbiegend, damit sie nicht klirrend zurückschnellen und die ganze Aktion vorzeitig verraten. Die andere Methode besteht im Durchschiessen des Drahtes. Besondere Drahtfasser, am Gewehr aufgesetzt, erlauben, den Stacheldraht so zu spannen, dass er direkt vor die Laufmündung zu liegen kommt und nun entzwei geschossen werden kann. Zwei oder drei Mann arbeiten zusammen, schiessen in wenigen Sekunden eine Gasse durch die Stacheldrahthecke und dringen mit nachfolgenden Trupps stürmend in den gegnerischen Graben ein. Nach der Einzelausbildung im Trichterfeld und am Drahthindernis folgen Aktionen ganzer Gruppen mit Sturmschiessen und Sturmabwehrschüssen leichter Maschinengewehre.

Der Ausbildung des Einzelkämpfers gilt wieder das Puppentheater im lichten Walde. Mit Gewehr, Schanzzeug und blinder Munition bewaffnet, muss der Soldat eine bestimmte Strecke durchlaufen und dabei alle auftauchenden Gegner niedermachen.

Bald von links, bald von rechts kommen Stroh puppen auf den Soldaten zu, an Drähten aufgehängt und mit Schnüren gezogen. Rasch wird ihnen das Bajonett zwischen die Rippen gestossen und weitergestürmt. Dem Gegner, der hinter einem Baum lauert, wird im Schnappschuss eine blaue Bohne in den Strohleib gejagt. Der andere Gegner, der im Trichter lauert, erhält mit dem geschliffenen Spaten einen Schlag in den Hals, und der nächste, der unsern Soldaten nun von hinten anspringt, wird erledigt durch Erwürgen und durch Ausdrücken der Augen. So müssen in rascher Folge etwa ein Dutzend Gegner niedergekämpft werden. Der Soldat, der diese Stroh puppenbahn durchlaufen hat, ist nachher ausgepumpt und ringt nach Atem.

Die Schnappschussbahn mit scharfer Munition besteht aus einem kleinen Waldlauf, während dem an verschiedenen Orten unerwartet Feldscheiben auftauchen, die je mit einem Schnappschuss erledigt werden müssen. Blinde Schüsse im Rücken des stürmenden Soldaten veranlassen ihn, sich umzukehren und auch eine im Rücken aufgetauchte Scheibe zu beschiessen. Die Zahl der Treffer und die Laufzeit für die Strecke sind messbare Grössen und erlauben hier die Aufstellung von Ranglisten; der Wettbewerbscharakter dieser Übungen gibt uns mächtigen Ansporn.

Das Schlussstück unseres Kindergartens bildet die Rutschbahn mit dem anschliessenden, mit zahlreichen Hindernissen gespickten Geländelauf, der uns nicht nur in der Überwindung verschiedenartiger Hindernisse üben soll, sondern uns auch die nötige Härte und Rücksichtslosigkeit gegen uns selber beibringt. Den Anfang macht ein bewaldeter Steilhang mit einer vorspringenden Kanzel, über die man in weichen Lehm Boden hinabspringt. Wehe dem Ungeschickten, der in dem weichen Lehm auf allen Vieren landet! Von einer kleinen Sprungschanze aus wird ein Graben im Weitsprung überwunden. Dann geht der Weg durch eine im Zick-Zack verlaufende Stacheldrahtgasse am Steilhang hinab zum Fluchbächlein, über das der Affenbaum hinweghilft. Es ist eine mächtige schräg gewachsene Buche, die mit einer Leiter erklommen wird. Über dem jenseitigen Ufer reicht eine Esche an den Buchenstamm und führt so wieder auf gewachsenen Boden zurück. Etwa zwanzig Meter bachabwärts muss man an einem Seil über den Bach zurück

klettern oder hangeln und die dritte Bachüberquerung geschieht bereits mit schlotternden Knien frei balancierend auf einem quer über den Bachstau gelegten Tannenstamm. Hechtüberrollen aus dem Lauf heraus durch einen frei schwebenden Ring bildet den Abschluss dieses Hindernislaufes, der zuerst ohne, dann auch mit Gewehr geübt wird.

Nach langen Wochen mit Befestigungsarbeiten bildet die Nahkampfausbildung in unserem Kinderparadies eine wohltuende, erfrischende Abwechslung. Gibt es auch gelegentlich verstauchte Füße oder zerschundene Hände: wir gehen immer wieder mit Freude und Begeisterung ins Kinderparadies am Fluchbächlein, das uns mit seinen harten Anforderungen und der Kriegsähnlichkeit seiner Übungen stets neuen Antrieb gibt.

DIE MITRAILLEURE

VON HANS ERB

Die schweren Maschinengewehre (Mg.) sind mit ihrer grossen *Feuerkraft* das wirkungsreichste und entscheidenste Kampfmittel der Infanterie. Einmal in Stellung gebracht, kann ein einziges Maschinengewehr gegen fünfhundert Karabinerschüsse in der Minute speien. Zielfernrohr, Höhenrichtrad und Seitenrichtbogen gestatten dem Mg.-Schützen, die Feuergarbe entweder auf einen Geländepunkt zu konzentrieren oder aber einen grösseren Geländeabschnitt nach der Höhe und nach der Seite hin mit anhaltendem Kugelregen zu überschütten. Punktfeuer nennt der Mitrailleur (Mitr.) das eine, Tiefen-, Breiten- oder Flächenfeuer das andere. Wenn Geschosseinschläge auch auf drei bis vier Kilometer Entfernung noch Erfolge haben können, so liegt die nachhaltigste Feuerwirkung dieser Waffe doch bei Schussdistanzen unter zweitausend Meter.

Fast so bedeutsam wie die grosse Feuerkraft ist die Möglichkeit, ein Maschinengewehr auch über Hindernisse hinweg rasch und ohne grossen Mannschaftsaufwand von einer Stellung im Gelände in eine andere zu verschieben. Der Mitrailleur genügt seiner Aufgabe nur dann vollauf, wenn er dem mit Karabiner und leichtem Maschinengewehr (Lmg.) vorrückenden Füsilier mit seinem schweren Maschinengewehr auf dem Fusse zu folgen vermag. Unter dem Feuerschutz der über seinen Kopf hinweg feindwärts tackenden Mg. erst tritt der Infanterist zum Sturme auf die gegnerischen Stellungen an.

Der Infanterie auf diese Weise *Feuerunterstützung* für ihre Unternehmen zu bieten, das ist die Hauptaufgabe der Mitrailleure. Gruppen- oder zugweise werden sie zu diesem Zweck den einzelnen Füsilierkompagnien zugeteilt. Hügeliges Gelände, Täler und Anhöhen, sind für solches Überschossen ganz besonders geeignet. Von dieser Tatsache gingen jene Vorschläge aus, die das schweizerische Heer mit Rücksicht auf die Bodenge-

stalt unseres Landes in eine Maschinengewehr-Armee umgestalten wollten. In ebnerem Gelände und in Befestigungsanlagen auch zu frontalem Feuer verwendet, vermag ein einziges Maschinengewehr die Feuerkraft von gegen hundert Gewehrscützen aufzuwiegen. Zum Schutze von Truppen und Bunkern vor Fallschirmabspringern und Fliegerangriffen werden die Maschinengewehre auf besondere Fliegerlafetten montiert.

Kurz vor Kriegsausbruch ist mit diesem Fliegerschiessen auch das *indirekte Schiessen* in den Mitrailleur-Kompagnien (Mitr.-Kp.) eingeführt worden. Der Mitrailleur hat ein neues Präzisionsinstrument, den Richtaufsatz mit Elevations- und Seitenrichtkreis kennen gelernt. Das Rechnen mit Radius- und Artilleriepromillen, die Elevation und die Berücksichtigung von Luftgewichts- und Längswind korrektoren sollten ihm geläufig werden. Bevor sich aber der Durchschnittssoldat in diesen artilleristischen Dingen zu Hause fühlte, hat das Geschehen auf den Kriegsschauplätzen vorläufig das Urteil über indirektes Mg.-Schiessen gesprochen: Im raschen Bewegungskrieg wird das Maschinengewehr nur für den Direktschuss verwendet; dabei erscheinen die Schussdistanzen für uns oft ungewohnt kurz. Damit ist es mit dem Traum für einmal vorbei, dass die Mitrailleure auf Grund von Tabellen und Berechnungen wie die Artilleristen aus guter Deckung auf unsichtbare Ziele schiessen können. Das Mg. bleibt auch fürderhin eine rechte Infanteriewaffe – hart am Feind.

Grosse Feuerkraft und Beweglichkeit der Waffe allein gewährleisten den Erfolg des Maschinengewehreinsatzes noch nicht. Ebensoviel hängt vom *Stellungsbezug* ab; von der Wahl der Stellung, der Art des Bezuges, der Tarnung gegen Feindessicht und von der Feuerleitung. All das ist soldatisches Können; das allein macht den guten Mitrailleur aus. Der Stellungsbezug bleibt die besondere und die zentrale Aufgabe jeder Mitrailleurausbildung.

Körperliche Beweglichkeit, Ausdauer und ein gewisses Mass eigener Entschlusskraft sind für jeden Soldaten ebenso unerlässlich wie Selbstdisziplin und ein fester Wille zur Ein- und Unterordnung. Den Mitrailleur im besondern sollen Zähigkeit, ein Sinn für Zusammenarbeit und Kameradschaft sowie ein klein wenig technisches Verständnis charakterisieren.

Wenn das Gelände ein Mitnehmen von Karren und Saumtieren verbietet,

dann müssen die Mitrailleure ihre Waffe – das Gewehr mit dem Wasserkühlmantel und die Dreifusslafette – sowie die Munitionsreffe auf die eigenen Schultern laden. Die leichteste dieser Lasten, das Gewehr ohne Wasser und Tragreff, wiegt gegen zwanzig Kilogramm. Mit dem vollen Munitionsreff, das in drei metallenen Gurtenkistchen siebenhundertfünfzig Schuss enthält, hängt man sich über sechsunddreissig Kilogramm an den Buckel. Weder Kälte noch Nebel und Dunkelheit, Dreck nicht und Nässe sollen den Mitrailleur daran hindern, diese Lasten stundenweit über Baumstämme, Zäune und Felsblöcke, steile Hänge hinan, durch tiefe Tobel und Bäche zu tragen. Ist die befohlene Waffenstellung einmal erreicht, dann darf kaum eine Minute vergehen, bis das Gewehr feuern kann. Solche *Zähigkeit* und körperliche Gewandtheit lässt sich nur durch häufiges und regelmässiges Üben erreichen.

Es ist kein Zufall, es hängt mit der Arbeit zusammen, dass man unter Mitrailleuren wie überhaupt unter Angehörigen von Spezialwaffen in der Regel gute *Kameradschaft* pflegt. Das Maschinengewehr verlangt engste Zusammenarbeit in der Gruppe. Nur wenn die sechs Mann der vorschriftsgemäss besetzten *Mg-Gruppe* aufeinander eingespielt sind, wenn jeder seine besondere Fähigkeit als guter Schütze, als ausdauernder Träger, als aufmerksamer Beobachter voll einsetzt, und wenn er dort in die Lücke springt, wo der Kamerad schwach ist und versagt, werden alle Möglichkeiten der Waffe ausgenützt. Das aber ist nötig.

Zur blossen Fortbewegung und Bedienung eines Maschinengewehres können vorübergehend zwei Mann genügen, der sogenannte Schiessende und der Schiessgehilfe. Sie tragen ja die beiden Lasten, das Gewehr und die Lafette. Sie machen die Waffe wohlgedeckt gegen Feindessicht schussbereit; klappen die Lafettenfüsse auseinander, setzen das Gewehr auf den Dreifuss, ziehen die Gurte mit der Munition ein, stecken den Dampfschlauch fest. – Und dann reissen sie das Mg. oft in gebücktem Lauf, oft kriechend unter Ausnützung auch der kleinsten Deckung in die Feuerstellung. Der Schiessgehilfe hockt rechts am Gewehr und leitet die Gurte, der Schiessende liegt dahinter, er macht die Ladebewegungen, durch das Zielfernrohr visiert er das Ziel an und ... rrrädädädädä... schon wühlen sich die Geschosse am feindwärtigen

Hang in den Boden. Ist die Feuerstellung selber gegen Sicht von vorne und aus der Luft schlecht gedeckt, so sind Mannschaften und Gewehr mit Zweigen, mit Erde, mit Gras oder mit dem weitmaschigen Tarnnetz der Umgebung möglichst anzupassen, eben zu tarnen. Die sogenannten Munitionsträger (Mt.) können das tun. Wie es ihr Name sagt, sind sie für den Nachschub jener feldgrauen Kistchen verantwortlich, deren jedes eine Stahl- oder Hanfgurte mit zweihundertfünfzig Schuss Gewehrmunition enthält. Sie schleppen den Reservelauf herbei und kaltes Wasser, bevor andauerndes Schiessen den gewöhnlichen Lauf glühend macht und den Inhalt des Wassermantels zum Sieden bringt. Als Ersatzleute treten die Munitionsträger in Lücken, als Verbindungsmannschaften übermitteln sie Befehle vom Zugführer an die einzelnen Gewehre, vom Gruppenführer an den Schiessenden.

Der Gruppenführer oder *Gew ehr chef* ein Korporal, leitet und überwacht das Schiessen seines Gewehres im Rahmen der vom Zugführer erteilten Befehle. Er liegt nicht allzuweit von der Waffe entfernt und bezeichnet das Ziel, er befiehlt Visierdistanz und Feuerart. Durch seinen Zuruf löst er das Feuer aus und stoppt es wieder ab. Mit dem Feldstecher beobachtet er feindwärts und veranlasst Visierkorrekturen, längere und kürzere Feuerstöße, Zielwechsel und Stellungswechsel.

Es braucht viel Arbeit, bis jeder Mitrailleur seine besondere Aufgabe auch unter den schwierigsten Umständen spielend beherrscht und bis er als eventueller Ersatzmann auch alle andern Funktionen innerhalb der Gruppe erfüllen kann. Ist es einmal so weit, so müssen die Gewehrgruppen zur Erzielung maximaler Leistungen durch immer neue Übungen, durch stets wechselnde Gefechtsaufgaben zusammengeschweisst und im Training gehalten werden.

Unter den Mitrailleuren sind Schlosser, Mechaniker, Monteure, Spengler und Chauffeure die in der Regel am zahlreichsten vertretenen Berufe. Wenn auch die normalen Handgriffe zum Aufstellen des Maschinengewehres, zum Laden und Schiessen, der Schloss- und der Laufwechsel nur eine Sache der Übung sind, so gibt es doch zuweilen Situationen, wo der Mechanismus spukt. Der *technisch Geschulte* wird dann einer Störung rascher auf den Leib rücken können als der Coiffeur oder Bürolist.

Für einen Laien in technischen Dingen bedeutet das *Maschinengewehr* schon ein recht kompliziertes Gebilde. Noch lange nicht jedem guten Mitrailleur ist es gegeben, die *Funktionen* aller Teile zu erklären. Es ist der Grundgedanke dieser automatischen Waffe, dass die rückstossende Kraft der bei jedem Schuss im Lauf entwickelten und sich aus dehrenden Pulvergase wie bei der Armeepistole und beim Leichten Maschinengewehr zum Laden des nächsten Schusses verwendet wird. Der bewegliche Lauf, der Rücklaufmechanismus und das Schloss sind die wichtigsten Teile bei diesem Vorgang. Der Rücklaufmechanismus überträgt die Bewegung des Laufes auf das zentrale Organ der ganzen Waffe, das Schloss. Dieses besorgt nun das Nachladen: es stösst die Hülse der eben verschossenen ersten Patrone durch den Hülsenauslaufkanal aus, schiebt senkrecht über diesem eine zweite schon vorher gefasste Patrone vor dem gespannten Zündstift in den Lauf und fasst zuoberst im sogenannten Gurtenzuführapparat eine dritte Patrone aus der Gurte. Dasselbe Schloss löst dann den gespannten Zündstift, der Schuss geht los und die Bewegungen des Mechanismus beginnen wieder von vorn. Eine Maschine will sorgfältig gepflegt und kontrolliert sein, sonst versagt sie ihren Dienst. Störungen treten ein. Darum ist der abendliche *Parkdienst*, bei dem der Mitrailleur seiner Waffe mit Putzstock, Lappen, Putzfäden, Öl, Fett und Petrol auf den Leib rückt, ein wesentlicher Punkt des Alltagsprogrammes.

Wie der Mitrailleur sein Mg., so muss der Führer, der ja auch in die Mitrailleurgemeinschaft gehört, sein Pferd pflegen. Dieses Pferd zieht auf den Strassenmärschen, und solange es das Gelände überhaupt gestattet, Waffe und Munition im Zweiräderkarren oder es trägt diese Lasten auf dem Bastsattel. Ein einziges Tier kann drei Lastenträger ersetzen, den Mann mit dem Gewehr, jenen mit der Lafette und erst noch einen Munitionsträger mit vollem Reff. In der Regel wird je ein Karren- oder Saumpferd einem Führersoldaten anvertraut. Der *Führerdienst* ist im Allgemeinen strenger als derjenige der Mitrailleure; im Manöver oder Krieg mag es allerdings umgekehrt sein, weil die Pferde während des Schiessens in Deckung Zurückbleiben. Ein lebendiges Wesen verlangt mehr Wartung als eine tote Maschine. Frühmorgens, und zwar stets zur selben Zeit, wollen die Tiere ge-

tränkt und gefüttert sein. Bei der Morgentoilette, dem sogenannten Frühstall, unterzieht der Führer sein Pferd einer kurzen Reinigung, der Stall wird in Ordnung gebracht. Dann hebt auch für das Pferd der Dienst an: Lasten tragen, Karren und Fuhrwerke ziehen auf Strassen und Pfaden, aber auch in weglosem Gelände, bei militärischen Übungen und im Dienste der Landwirtschaft. Um die Mittagszeit gibts wieder Futter, und am späten Nachmittag hat der Führer nicht nur das Pferd, sondern auch den Sattel und die Beschirrung gründlich zu reinigen – das aber nimmt viel mehr Zeit in Anspruch als der Parkdienst der Mitrailleure. Wenn das abendliche Heustecken, Tränken und Habern vorbei ist, muss stets ein Teil der Führer auf die nächtliche Stall wache gehen. Zu diesen selbstverständlichen Alltagsarbeiten treten dann die verschiedenen andern dienstlichen Beanspruchungen. Der Führer ist eben nicht nur Pferdewärter, er muss auch ein hundertprozentiger Soldat sein. Er handhabt den Karabiner, und im Notfall soll man ihn sogar am Mg. gebrauchen können.

Dieser Grundsatz gilt auch für den grössern Teil der sogenannten *Specialisten*, die in einer Mitrailleur kompagnie vereinigt sind. Die Büroleute, der Kurier, der Feldpöstler und Materialverwalter, Schneider, Schuhmacher, die Küchenmannschaft und der Distanzenmesser mit dem Telemeter haben zumeist von der Pike auf als richtige Mitrailleure gedient. Erst vom Mg. weg sind sie im Laufe des Dienstes zu ihren Sonderchargen kommandiert worden. Ausnahmen machen nur die nicht-Gewehr-tragenden Sanitätssoldaten, der Tambour, der Hufschmied und der Sattler.

Die sieben *Büchsenmacher* einer Mitr.-Kp. müssen das Maschinengewehr verstehen wie kein anderer, sind sie doch die eigens dafür ausgebildeten Betreuer der Waffen. Ins Feld rücken sie mit dem Büchserreff, das neben einer Wasserkanne Mg.-Ersatzteile und Werkzeuge enthält. Sie beheben Störungen und leichtere Materialdefekte. Sie bedienen das Markiergerät mit dem Schalltrichter und den Knallpatronen, die im Manöver das Schiessen der Maschinengewehre markieren sollen. Die Büchser montieren die Blindschiessapparate auf die Gewehre, sie besorgen kleinere Gasmaskenreparaturen, überwachen den Mg.-Parkdienst und nehmen die Funktionskontrollen vor. Die Wartung und das Gurten der reglementarischen Munitionsreserve, die weit ins zweite Hunderttausend, hinein-

geht, ist Sache der Büchsen Neben den gewöhnlichen Gewehrpatronen gibts da auch Stahlkernmunition zur Panzerbekämpfung und Leuchtspurmunition für die Fliegerabwehr-Maschinengewehre (Flab-Mg.).

Spezialisten, Führer und Mitrailleure sind in der *Mitrailleur-Kompagnie* zu einer grossen Familie vereinigt. Im Feld zählt eine Kompagnie hunderteinundneunzig Mann, d.h. sieben Offiziere, zweiunddreissig Unteroffiziere und hundertzweiundfünfzig Soldaten. Von den letzteren sind hundertfünf Mitrailleure und neununddreissig Führer. Weil die Gebirgskompagnien eine mehr als doppelt so grosse Zahl von Führern benötigen wie die Feldeinheiten, beträgt ihr Kriegsgesamtbestand zweihundertdreieundfünfzig Mann. Im Gegensatz zur Füsilierkompagnie ist die Mitrailleurkompagnie keine Kampfeinheit. Sie tritt im Allgemeinen nicht geschlossen ins Gefecht. Einzelne Züge werden den Füsilierkompagnien zugeteilt, andere können zur Verfügung des Bataillonskommandanten stehen. Feld- und Gebirgs-Mitr.-Kp. sind gleicherweise in fünf Züge gegliedert, die je von einem Stübalternoffizier geführt werden. Der Kommandozug vereinigt die Spezialisten und Gefechts Ordonnanzen, d.h. Melde- und Verbindungsleute. Jeder der drei Mitrailleurzüge bedient vier Maschinengewehre. Zu den entsprechenden vier Mg.-Gruppen tritt im Feld eine Führergruppe mit sieben Pferden für die vier Gewehr- und die drei Munitions karren.

Der *Fliegerabwehrzug* (Flab-Zug) mit seinen vier Gewehren ist eine Schöpfung der letzten Jahre. Diese Gewehre schiessen von besondern hohen Lafetten. Das Ringkorn wird der bei Fliegerbeschuss notwendigen Vorhaldedistanz gerecht. Der Einsatz des Flab-Zuges im Gefecht ist nicht so vielgestaltig wie der Einsatz der übrigen Züge, dafür stellt die Flab-Ausbildung eine schwere Aufgabe: das Schiessen auf bewegliche Ziele. Mit Flaggen oder Flugzeugmodellen, die an Drähten und Seilen wie Stukas auf ein Mg. zusausen oder in der Art gewöhnlicher Flieger vorbeigezogen werden, sucht man dabei der Kriegswirklichkeit möglichst nahe zu kommen.

Die vier Flab-Mg. werden auf zwei besondere Fourgons verladen, die im höchsten Alarmfall – aber auch nur dann – noch einen Teil der Mannschaft aufnehmen können. Im Galopp sausen die Pferde dann auf der Strasse dahin. – Am

liebsten möchte es der Fourgonfahrer in der Schnelligkeit den gemeldeten Flugzeugen gleichtun. – «Anhalten! Absitzen!» – Die Gewehre und Lafetten fliegen vom Wagen, die Flab-Soldaten voran und hinterdrein. Mit grösster Schnelligkeit keuchen sie unter ihren Lasten den nächsten Hang hinan. Allseitig bietet der Hügel freie Sicht. Im Schatten von Obstbäumen zum Teil und im Getreidefeld starren wohlgetarnt bald vier Mg.-Läufe himmelwärts. Es ist nicht leicht, und es braucht Übung und wieder Übung, die pfeilschnellen Flieger über Stangenvisionier und Ringkorn richtig zu fassen, abzudrücken, dem Flugzeug mit dem Gewehr wieder voranzufahren, anzuhalten und wieder abzudrücken. Wer nicht über ein reiches Training verfügt, wird zappelig, aufgeregter und zielt, besonders wenn der Flieger seinen Kurs mehrfach ändert, eher falsch als richtig. In vorbereiteten Verteidigungszonen schießen die Flab-Mg. aus mannstiefen, kreisrunden Löchern.

Die Flabfourgons sind nicht die einzigen *Vierräder* in der Feldmitrailleurkompanie. Die Fahrküche gibt es da noch und den Gerätschaftswagen mit Bürokrise, Feldesse, Werkzeugen und Ersatzmaterial aller Art, den Deckenfourgon dann und den Bagagewagen. Fünf Caissons und fünf weitere Fourgons bilden die Bataillonsmunitionsstaffel. In dieser «Munitionsstaffel» führt die Mitr.-Kp. die erste Munitionsreserve für sämtliche Waffen des Bataillons mit sich: Granaten und Minen, Pistolen- und Gewehrpatronen. So kommt die Kompanie auf einen Bestand von dreiundfünfzig Zugpferden; im Gebirge sind es mit den Saumtieren zusammen deren achtundachtzig. Die beiden Reitpferde gehören dem Hauptmann und dem Kompagnieoffizier. Dieser leitet den gesamten Pferdedienst und führt im Felde die Bataillonsmunitionsstaffel.

Bei solcher Vielfalt an Waffen – denn jeder Mitrailleur muss selbstverständlich auch ein rechter Karabinerschütze sein – und Gerätschaften, an Pferden, Karren und Fourgons sind weder Mitrailleure noch Führer und Spezialisten um *Arbeit* je verlegen. Zur gewöhnlichen soldatischen, zur infanteristischen Ausbildung hinzu tritt der Spezialdienst am Maschinengewehr, treten die Wartung der Pferde, der Stellungsbau mit Pickel, Beil und Drahtschere, und dann die Instandhaltung des reichen Materials. Diese muss ja heute von der

Truppe weitgehend selber besorgt werden. Die Arbeit in einer Mittr.-Kp. ist gross, aber sie ist auch vielseitig.

Stellt die Notwendigkeit persönlicher Leistung, Das am-Feindsein, den Mitrailleur in die Reihen der Infanterie, so hat er mit seiner vielseitigen Arbeit, mit der Liebe und dem Vertrauen zu seiner wirkungsreichen Spezialwaffe und zum Pferd doch manches mit dem Artilleristen oder dem Kavalleristen gemeinsam. Stolz auf die Waffe und Freude am körperlichen Einsatz machen den besondern Mitrailleurgeist aus. Dieser *Korpsgeist* der Mitrailleur findet seinen äussern Ausdruck nicht nur in zahlreichen Liedern, sondern vor allem in dem trotz allen Bekleidungs Vorschriften zähen Festhalten an der gezackten grünen Mitrailleurpatte.

DER STOSSTRUPP

VON HUGO FAESI

Vorbereitung

Es ist bloss ein kleiner, im gewaltigen Gebirgs panorama unscheinbar wirkender Hügel mit Weidland und verstreuten Felsbrocken. Er wäre unwichtig, wenn nicht laut Annahme der Manöverleitung der Gegner daraus einen befestigten Punkt gemacht hätte, mit Graben, Drahtverhau und andern Schikanen. Im Angriffsplan wirkt er ungemein störend, denn von hier aus kann man gut das ganze Vorgelände überblicken. Also muss der Gamserrweidhügel unter allen Umständen genommen werden. Der Bataillonskommandant hat die dritte Kompagnie in diesem Sektor als erste Staffel zum Einsatz bestimmt. Die Einnahme des Gamserrhügels ist eine typische Aufgabe für einen Stosstrupp. Deshalb ist der junge Leutnant G. von der dritten Kompagnie aus dem schützenden Wald bis in die Mulde vorgekrochen mit seinen beiden Unteroffizieren, zur Rekonoszierung und zum Aufstellen des Planes für den vorgesehenen Handstreich. Ungesehen in ihrer Deckung suchen die drei Soldaten mit ihren Feldstechern das Gelände ab. Der Leutnant bestimmt:

«Sturmausgangsstellung vierzig Meter von hier, vom grossen Felsstück bis zum Bachbett. Wir stürmen die ersten Graben vor dem Drahthindernis: dann gehen Sie, Korporal Habegger, vor mit ihrem Drahtspezialisten und der gestreckten Ladung, und machen eine Bresche ins Hindernis. Zweiter Sprung durchs Hindernis, dann eine Gruppe von vier Mann mit Lmg. links vor und die andere Gruppe von drei Mann mit mir und der Maschinenpistole rechts durch, bis an die Alphütte, die wir mit Handgranaten bearbeiten. Während unserem Handstreich hilft uns die Feuerstaffel des Bataillons, d.h. die beiden Ik. und Minenwerfer, sowie acht Maschinengewehre. Sobald wir den Hügel haben, gehen die andern Kampfzüge vor. Wachtmeister Blaser, notieren Sie:

Stosstrupp bereit morgen früh 0410. Ausser der gewöhnlichen Stosstrupprüstung noch je sechs Offensiv-Handgranaten pro Mann. Fünf Maschinenpistolen-Magazine und dreihundert Schuss Lmg. heute abend noch einfüllen lassen. Sie, Korporal, sind für die gestreckte Ladung verantwortlich. Etwas zu fragen?»

«Jawohl. Nehmen wir künstliche Nebelpatronen mit?»

«Der Wind ist zwar heute nicht günstig, kann aber bis morgen früh umschlagen. Nehmen Sie also für alle Fälle sechs Patronen mit. Noch etwas, verlangen Sie vom Bataillon neue Raketen. Die unsern sind durch den langen Regen feucht geworden. Die letzten Befehle erhalten Sie heute abend. Sonst noch etwas?»

«Nein, Herr Leutnant».

«Also, los, zurück!»

Die drei schlängeln sich zurück bis an den Waldrand und sausen dann im Laufschrift über den Wildbach und auf der andern Seite hinauf, zum Kompanie-Kommandoposten.

Der erste Feuerschlag

Das gute Gelingen eines Handstreiches hängt von zwei Hauptfaktoren ab: erstens muss ein genau festgelegter Feuer- und Angriffsplan bis ins letzte Detail ausgearbeitet sein, und zweitens muss das Zusammenspiel zwischen dem stürmenden Stosstrupp und der Feuerstaffel klappen. Die Dauer der einzelnen Feuerschläge sind auf Sekunden genau einzuhalten, die Ziele jedes Geschützes genau bestimmt. Nur straffe Disziplin in jeder Einzelheit kann dem gefährlichen Unternehmen zum Erfolg verhelfen. Denn gefährlich ist die Stosstrupp-Unternehmung auf jeden Fall, auch wenn es sich wie im vorliegenden Fall nur um eine *Übung* handelt. Denn es wird *scharfgeschossen*, der ganze Handstreich also möglichst wirklichkeitsgetreu ausgeführt.

Die Maschinengewehre, Infanterie-Kanonen und Minenwerfer müssen also gut eingeschossen sein und darauf zählen können, dass der Stosstrupp nicht zu früh und nicht zu spät losbricht und nicht in die Feuergarbe läuft. Die Stosstruppmannschaft ihrerseits muss volles Vertrauen haben in die Zielsicherheit der Schützen in der Feuerstaffel.

Es ist alles bereit.

Im Morgengrauen ist der Stosstrupp bis an den Waldrand vorgedrungen, während die Maschinengewehre am gegenüberliegenden Hang Stellung genommen haben, von wo ihre Garben über den vordringenden Stosstrupp hinweg auf den Gamserweidhügel schiessen werden, ohne ihre Kameraden zu gefährden. Die beiden Infanterie-Kanonen sind weiter hinten in Stellung, und die Minenwerfer haben unten am Bachbett Stellung bezogen. Der Feuerplan ist jedem einzelnen Schützen und Stosstruppsoldaten bekannt.

Der Leutnant blickt auf die Uhr: 05 Uhr 33. In drei Minuten kommt der erste Feuerschlag.

Pünktlich um 05 Uhr 36 geht es los.

Auf einen Schlag eröffnen die acht Maschinengewehre ein heftiges Feuer auf die Gamserweid. Mit dem Feldstecher sieht man genau die Einschläge. Das dumpfe «Dommm» der Infanterie-Kanonen vermischt sich mit dem scharfen Knall der explodierenden Minenwerfer-Geschosse. Die Waffen schiessen mit unheimlicher Präzision. Fünf Minuten soll der erste Feuerschlag dauern. Genau eine Minute vorher bricht der Stosstrupp aus dem Walde, und während alle Waffen ihr Niederhalte-Feuer verstärken, dringen sie unter diesem Vorhang von Geschossen bis in ihre Sturmangangsstellung vor.

Plötzlich Stille. Wie abgerissen ist der Lärm. Die Feldstecher der Führer sind alle auf den selben Punkt gerichtet, den grossen Felsblock. Dort liegt der Stosstrupfführer und macht sich zum Sturm auf den ersten Graben bereit. Nun winkt er mit dem Taschentuch. Es ist das verabredete Zeichen.

«Feuer auf Ziel zwei!» schreien die Geschützchefs.

Die Maschinengewehre trommeln auf weiter hinten liegende Ziele. In der Sturmangangsstellung blickt der Leutnant wieder auf die Uhr. In dreissig Sekunden kommt der kritische Moment, wo das Maschinengewehr-Niederhaltefeuer schweigen muss, damit der Stosstrupp die ersten Gräben stürmen kann. Ein Blick auf seine Leute: alle sind ruhig, aber gespannt. Die Handgranatenwerfer haben ihre trotylgeladenen «Eier» in der rechten Hand, die andern halten den kurzen scharfen Grabendolch umklammert.

«Los!»

Die Handgranaten fliegen in hohem Bogen nach vorne und explodieren mit scharfem Knall. Der Leutnant, mit der Pistole in der Hand, schnellt hoch, die

andern mit, und im gewaltigen Satze erreicht der Stosstrupp den ersten Graben, in dem er verschwindet. Leer... der Feind hat sich auf die hinteren Gräben zurückgezogen. Wieder ein Wink mit dem Taschentuch, damit der Kommandant weiss: alles gut.

Das Drahtverhau

Ein schweres Stück Arbeit steht noch bevor: zwischen den hintern Gräben und dem Stosstrupp zieht sich ein Drahtverhau hin. Mit der Zange kann man ihm nicht zu Leibe rücken, sonst werden die Leute von den Scharfschützen oder von einer Maschinengewehr-Rafale abgeschossen. Darum muss man versuchen, dem Hindernis mit einer gestreckten Ladung beizukommen. Sie besteht aus einem meterlangen Brett, an dem in regelmässigen Abständen Handgranaten befestigt sind. Es wird unter das Hindernis geschoben und zur Entladung gebracht. Die Wucht der Explosion ist derart, dass eine breite Bresche entsteht, durch die der Stosstrupp weiter vorstürmen kann. Selbstverständlich muss der Stosstrupp selbst in Deckung sein; aber da er nur ein paar Meter vom Drahtverhau im Graben liegt, ist er in einer nicht ungefährlichen Position. Mit solchem Risiko muss gerechnet werden. Im Übrigen kann nur Disziplinlosigkeit des einen oder andern Soldaten zum Unfall führen. Der junge Leutnant ist seiner guttrainierten Leute sicher.

Ein dritter, überaus heftiger Feuerschlag hält den Feind auf den hintern Positionen nieder. Dieses Trommelfeuer nützt der Drahtverhauspezialist mit seinem Gehilfen aus. Vorsichtig kriecht er mit der gestreckten Ladung aus der Deckung bis ans Hindernis, und unter dem Regen der über ihnen die Luft peitschenden Geschosse machen sie sich ans Werk, stossen die gestreckte Ladung unter das Verhau, ziehen sich kriechend zurück und dann reisst der Korporal mit einem Ruck an der Abzugschnur der letzten Granate. Mit einem Satz ist er wieder im Graben, und zählt: «Eins... zwei... drei...»

Unter dem Drahtverhau ist in berstendem Krachen ein Krater aufgefliegen. Kaum drei Sekunden später stürmt der Stosstrupp durch die Bresche vor, wo noch abgerissene Drahtstummel über dem schwarzen, rauchenden Krater der

Explosion hin und her schwanken. Der Trupp hat sich geteilt. Im Laufschrift springt der Lmg.-Schütze den Gräben zu, die automatische Waffe unterm Arm, den Finger am Abzug. Feuernd springt er in den Graben, gefolgt von seinen Kameraden, die mit ihm weiter stürmen bis an den Rand der Kuppe, wo sofort das Lmg. in Stellung geht, um das Vorrücken der andern Stosstrupphälfte auf der rechten Seite bis zur verfallenen Alphütte durch Feuer zu unterstützen. In grossen Sätzen jagen sie den Hang hinunter, der Maschinenpistolenschütze allen voran. Nun hat er die Hütte erreicht, und der Leutnant schiesst eine Leuchtrakete ab: der Stosstrupp hat durch seinen kühnen Handstreich die Kuppe in seinen Besitz gebracht; unter dem Feuer-schutz der automatischen Waffen können die Kampfzüge den zurückfluten-den Feind verfolgen.

DER MINENWERFER

VON DOMINIK WIGET

Der 8,1 cm Minenwerfer ist neben dem leichten Maschinengewehr und der Maschinenpistole die Universalwaffe des heutigen Infanteristen. Dank seiner steilen Flugbahn kann er aus jedem Loch in jedes Loch hineinschiessen, also überall dorthin, wo man das mit Flach-Feuerwaffen nicht kann. Der Mw. eignet sich zum Angriff und für die Verteidigung, für kleine und grosse Aktionen. Er wirkt, je nach Aufgabe, einzeln oder zusammengefasst in Massen.

Für seine Bedienung genügen drei Mann. Die gleichen drei Mann können ihn in drei Einzellasten zerlegt tragen. Jede Last wiegt etwa zwanzig Kilogramm. Der Mw. verschießt zwei Sorten Granaten: die Wurfgranate von zirka dreieinhalb Kilogramm und die Wurfmine von zirka sieben Kilogramm. Die erste erreicht dreitausend Meter, die zweite bis tausendeinhundert Meter Schussweite. Eine Geschützbedienung besteht aus einem Geschützführer und sieben Mann. Am Mw. selber arbeiten drei Mann. Die Übrigen haben die Munition heranzuschleppen. Das ist die schwerste Arbeit, besonders in den Bergen. Die Munition ist verpackt in Blechküfchen zu je drei Stück von den leichten Granaten und je zwei von den schweren.

Das Feuer wird geleitet vom Geschützführer; das Ziel gibt der Infanterist an. Daneben gibt es auch «vorgesehene» Fälle, bei denen er selber das Ziel merken und wissen muss. Der Richter stellt die vom Feuerleitenden gegebenen Zahlen am Richtaufsatz ein. Der Lader schiebt die Munition ins Rohr. Der Hilfslander oder Munitionswart macht die Munition bereit: er schraubt die Zünder auf, stellt sie auf «Momentan» oder «Verzögerung», versieht die Granaten mit der Trieb- und Zusatzladung, je nach Schussweite. Diese fertigen Granaten gibt er dem erwähnten Lader, der sie vor dem Verschiessen mit einem kurzen Blick nochmals kontrolliert. Von der guten

Zusammenarbeit dieser Bedienungsmannschaft hängt das genaue und rasche Schiessen ab. Die Zeit spielt im Kampf immer eine wichtige Rolle. Das genaue Schiessen erzielt rasche Erfolge bei kleinem Munitionsverbrauch. Beides wird durch lange und gründliche Ausbildung erreicht. Der Minenwerfer-Kanonier ist Infanterist. Er hilft den Stosstrupps durch zeitgerechtes und genaues Feuer im Angriff; er verhindert das Bereitstellen des Gegners zum Angriff in Deckungen.

Ein paar weitere Beispiele – in Stichworten – zeigen die vielen Verwendungsmöglichkeiten des Minenwerfers: Flussübergänge, Ortskampf, Waldkampf, Zerstörung von Feldbefestigungen, kleinen Häusern. Er schießt in den Wald, in welchem der Gegner sich in der Nacht bereit stellt oder wo er schlafen möchte. Er verhindert das Durchkommen durch eine Schlucht bei Nacht. Wenn die Geschosse in Objekte eindringen sollen, stellt man die Zünder auf Verzögerung. Die gleichen Geschosse machen grosse Löcher vor feindlichen Stellungen und Drahtverhauen. Diese Löcher ermöglichen das in Stellung-gehen anderer Waffen, das gedeckte Herankommen eigener Stosstrupps und Flammenwerfer. Wurfminen zerstören Drahtverhaue mit bescheidenem Munitionsaufwand, besser als es Artillerie tun könnte.

Die grosse Dotation an Mw. ersetzt uns die herkömmliche Feldartillerie. Sie wird anderseits in nützlichster Weise als Ergänzung der Pz.-Abwehr eingesetzt. Der auf diese Weise geregelte Waffeneinsatz gibt uns ein Optimum an Kampfkraft.

In den kleinen Kampfeinheiten bis herauf zur Kp. ist der 8,1 cm Mw. zur unentbehrlichen Hilfswaffe geworden. Im Bat. und Rgt. hat man jetzt den motorisierten schweren 12 cm Mw. bekommen. Dieser schwere Bruder übernimmt alle jene Aufgaben, für die der Einsatz des kleinen zu schwach und der Einsatz der Artillerie zu schwerfällig wäre. Der 12 cm Mw. verschießt Geschosse von zwölf Kilogramm (Minengranaten, Sprenggranaten, Nebelgranaten) bis auf fünf Kilometer. Im Abwehrkampf in unserem eigenen Gelände bietet diese Waffe ganz besondere Vorteile. Der Aktivdienst hat unsere Kampftruppen auch damit mehr und mehr vertraut gemacht.

STELLUNG STEIGBÄCHLI

VON GOTTFRIED ZEUGIN

Kniirschend halten zwei elegante Gesellschaftsautos vor dem Stationsgebäude im Schachen, dessen Vorplatz noch eine müde elektrische Lampe bescheint. Jetzt kommt Leben in die kleine Häusergruppe. Aus dem Gasthof drängen sich die Soldaten, noch den letzten Bissen vom Morgenessen kauend und den umgehängten Brotsack schliessend. «Heute gehen Kommando zug und dritter Zug mit dem ersten Transport, die andern mit dem zweiten», kommandiert der Feldweibel. Im Augenblick sind die beiden Wagen gefüllt und verschwinden wieder in der Dämmerung. Wohligh strecken sich die «Herren Füsiliere» in den weichen Polstern, die sonst Hochzeitsgesellschaften um den See herumführen, stecken sich eine Parisienne an und lauschen der Morgenmusik, die der Motorfahrer aus dem Äther gesucht hat. Dann hört man um sieben Uhr die neuesten Nachrichten; aber man spricht kaum darüber. Wir sind ja gerne im Bilde und wollen wissen was geht, aber das Geschehen drinnen und draussen lässt uns doch höllisch kalt, seit wir im Aktivdienst sind. Wir sind geradezu apolitisch geworden. In einem stattlichen Dorf gehen die Kameraden der zweiten Kompanie eben zum Frühstück. «Die haben es gut, die müssen eine halbe Stunde später aus den Federn», meint der kleine Pfister. Der lange Schaufelberger möchte deswegen nicht tauschen. «Meinst, es wäre dir etwa wohler da unten an der Goldküste, wo sie heiser werden vom Melden und im Ausgang die Hand an die Mütze binden, weil sie bei jedem Schritt einem vom Bataillons- oder Regimentsstab begegnen?» «Ja, da haben wir's schon schöner im Schachen, weit weg vom Geschütz und allem Gestäbe, ich könnte euch Stücklein erzählen von der Goldküste», meint der Gefreite Huber, nimmt seinen Sack zerrissener Schuhe auf und steigt bei der «Sonne» aus. Neidisch meint der Diggelmann: «Der hat einen schönen Flohn, da unten und ist immer an der Wärme. Der

versteht es klassisch, sich zu drücken.» Entgegnet ihm der Müri: «Meinst etwa, das sei ein Schleck, Tag für Tag in der kleinen Schusterbude zu hocken, genau wie im Zivil, und ständig Leder- und Pechgeruch in der Nase haben? Da bin ich schon lieber im Steigbächli oben an der frischen Luft, wenn sie jetzt manchmal auch weniger frisch sein dürfte.» – «Saubere Arbeit macht er», wirft der Tanner ein. «Meine Schiffe hat er auch neu gesohlt, die lassen keinen Tropfen durch und halten wieder ein halbes Jahr.»

Langsam winden sich die beiden Wagen den Berg hinauf, vorbei an Geschützstellungen der Artillerie. Vor einem alleinstehenden Bauernhaus auf dem Berg oben steigen die Soldaten aus, die Wagen wenden, und nun läuft eilig das Marili mit dem Schulthek aus dem Haus und klettert im vordersten Wagen auf den vordersten Sitz. Sein langer Schulweg ins Dorf hinunter ist plötzlich sehr kurzweilig geworden, seit es mit dem leeren Soldatenauto hinabfahren darf, und dazu erst noch die schöne Musik hört. Die Soldaten aber legen im Tenn Brotsack und Bajonett ab, schlüpfen aus dem schweren Mantel und riemen den Gurt wieder um die Bluse. Ohne Gurt ist der Soldat, militärisch gesprochen, nackt. Nun kommt der Bauer Hagenbuch, öffnet seine Garage, die der Kompanie zugleich als Gerätemagazin dient, und die Soldaten stossen seinen Traktor ins Freie. Wachtmeister teilen die Leute zur Arbeit ein und der Materialunteroffizier verteilt Werkzeug und Gerät, Drahtrollen und Agraffen. Mit dampfenden Rossen kommt ein Fourgon auf die Hofstatt gefahren, ein Bündel riesiger brauner Zahnstocher in seinem Kasten bergend. Jeder nimmt einen der schweren, karbolgetränkten Pfähle auf die Schulter und langsamen Schrittes verschwindet die Kolonne hinter den obersten Bäumen des Steigbächlitobels.

Inzwischen haben die andern Züge im Schachen noch die Kantonnementsordnung erstellt im grossen Tanzsaal und marschieren nun über das Moos in den jungen Tag hinein. Wo der Fussweg wieder in die Kantonsstrasse mündet, warten bereits die beiden Autos wieder, um auch die andere Hälfte der Kompanie auf den Berg zu führen. Diesmal steigen bei der Goldküste die zwölf Pfähler aus, die die Kompanie täglich stellen muss für die Pfahlrüststelle des Abschnittes. Auf dem grossen Werkplatz einer Zimmerei werden aus schlanken Tannen die Zahnstocher geschnitten, gespitzt und karboliniert, um

dann fortlaufend durch Fourgons auf die verschiedenen Arbeitsstellen im Abschnitt verteilt zu werden. Es ist keine erfreuliche Arbeit: das scharfe Karbolium verfrisst Uniform und Wäsche und greift selbst die Haut an. Andere Trainedetachements führen mit requirierten Brücken- und Bennenwagen Kies und Zement vom Depot der Sappeurkompagnie zu den gefrässigen Betonmischmaschinen, beim Tankgraben in der Talenge oder bei den Bunkern im Rütihau. Die Stabskompagnie des Bataillons ist während des Stellungsbaus unsere grosse Fuhrhaltere, die sämtliche Baustellen im Abschnitt von früh bis spät mit dem nötigen Baumaterial versorgt.

Im steilen Tobel des Steigbächli ist es unterdessen recht lebendig geworden. Leutnant Bodmer, Student der Zahnheilkunde, leitet die Wegbau-Abteilung, die das bewaldete Tobel mit schönen Weglein durchzieht, als gelte es, im Steigbächli einen Kurpark zu erstellen für elegante Kurgäste. Seine rechte Hand ist der Füsilier Eugster, von Beruf Gärtner, der nicht nur gut schießen kann, sondern auch weiss, wie man kunstgerecht die Wege ausschaufelt und auspickelt, einfasst und wie man ein Steinbett legt. Kleine Mulden und Graben werden überbrückt durch zuverlässige Stege mit Knüppel wegen und Geländern, grössere Höhenunterschiede werden überwunden durch Treppen, von denen Tritt um Tritt kunstvoll gebaut wird, keiner zu hoch und keiner zu niedrig, keiner zu kurz und keiner zu lang. Man muss auch mit schweren Lasten bequem auf diesen Treppen gehen können, wenn man Pfähle und Draht, oder später Munition und Verpflegung in die Stellung bringt. Da es ausgemachte Sache ist, dass wir die Stellung Steigbächli nicht nur bauen, sondern wenn nötig auch verteidigen, so haben wir ja alles Interesse an einem guten und bequemen Wegnetz in der Stellung. Die ganze Wegbauabteilung ist aufgelöst in zahlreiche kleine Trupps. Der Leutnant und die Unteroffiziere legen den Verlauf der Wege fest, die dann vom Grabtrupp ausgeschaufelt und vom Holztrupp eingefasst werden. Die langen Stangen und die kleinen Pflöcke hiezu liefert nach den wechselnden Bedürfnissen die eigene Rüststelle, die sorgfältig darauf Bedacht nimmt, nur dort zu holzen, wo die Bäume gar zu dicht ineinander stehen und wo die Baumbedeckung nicht gelichtet wird. Die Steine für das Wegbett aber

und den Kiesbelag liefert eine nahe Grube, die von sechs Mann ausgebeutet wird, während der Füsilier Kuster als Hilfstrainsoldat mit seinen beiden Braunen und einem Bennenwagen das Material zum Steigbächli führt. Mit Karetten oder in grossen Tausen werden dann die Steine zu den Arbeitsstellen gebracht, wo sie gerade benötigt werden. So hat jeder seinen bestimmten Platz und seine bestimmte Arbeit. Die ganze Abteilung ist so gegliedert in Trupps, die einander in die Hände arbeiten. Um halb zehn Uhr werden Schaufel und Hammer weggelegt, und Feuerlein flackern auf. An langen Ruten wird im lodernen Feuer Brot geröstet und Käse oder Wurst gebraten zum wohlverdienten Znüni.

Den Hindernisbau leitet der Leutnant Huber, seines Zeichens Studiosus der Geschichte. Eine Doppelhecke von giftigem Stacheldraht windet sich dem Bächlein entlang das Tobel abwärts, immer die steilsten und schwierigsten Hangstellen aussuchend, so dass natürliches und künstliches Hindernis sich vereinigen. Der Verlauf des Hindernisses ist von den Offizieren in grossen Linien festgelegt und ausgepflockt worden. Ein Lichtungstrupp entfernt nun dieser Linie folgend lästiges Gestrüpp, legt wo es nötig ist fussbreite Tritte an oder schlägt Stufen in die steile Wand und bestimmt den Ort eines jeden Pfahles, zweieinhalb Meter vom letzten entfernt. Ihm folgt auf den Fersen der Lochtrupp, der mit grossen Locheisen die einzelnen Pfahllöcher vorbereitet, die Pfähle herbeischleppt und sie in die Löcher hineinstellt. Die wichtigsten und gewichtigsten Leute sind in den Schlegeltrupps, die, zu drei oder vier Mann auf Kisten und Fässern um den Pfahl herumstehend, diesen mit schweren Eisenschlegeln in rhythmischem Gleichklang tief in den Boden schlagen. Anfänglich sind uns dabei alle Pfahlköpfe zersplittert, bis der erfinderische Feldweibel für Abhilfe sorgte. Jetzt wird auf den Pfahlkopf eine geschmiedete Eisenkappe aufgesetzt, deren Zwinge sich in das Holz eingräbt und den Pfahl zusammenhält. Schlägt einer aber etwas daneben, so springt die Platte ab und kollert meterweit in das tiefeingefressene Bachbett hinab. Dann ruhen die stämmigen Metallarbeiter und Käser in den Schlegeltrupps einen Augenblick aus, bis die Kappe wieder aus dem nassen Dreck herausgeholt ist. Die Arbeit dieser Schlegeltrupps sieht geradezu verwe-

gen aus. Meist müssen sie sich mit Seilen oder mit den überall herumhängenden Nielen an den nächsten Bäumen sichern, um beim kräftigen Ausholen mit geschwungenem Schlegel auf schräggestellter Kiste nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Auf die Schlegeltrupps folgt der Sägetrupp, der die Pfahlköpfe schräg absägt und die dem Feind abgekehrte Schnittfläche mit Karbolineum bestreicht. Die Holzabschnitte sammelt Füsilier Billeter fein säuberlich, um damit abends die Soldatenstube heizen zu können. Nun kommen die Drahttrupps, ausgerüstet mit den schönen schweinsledernen Drahthandschuhen, die der Kompagniesattler und der Büchser selbst angefertigt haben. Sie spannen erst die Boden-Diagonalen zwischen den beiden Pfahlreihen, dann die auf- und absteigenden Diagonalen, den Längsdraht über die Diagonalkreuzungen und schliesslich an jeder Pfahlreihe noch die vier Längsdrähte. Auch die Drahttrupps kommen nicht aus, ohne sich an den steilen Stellen mit Seilen zu sichern. Auf jeden Drahttrupp folgt unmittelbar ein Naglertrupp, der den Draht mit Agraffen an den Pfählen fest anschlägt. Als einmal das Materialdepot keine Agraffen mehr liefern konnte, haben wir uns kurzerhand selbst geholfen, haben Nägel geköpft und gekrümmt... Es ist erstaunlich, was man alles selbst herstellen kann, wenn es auf dem normalen Weg nicht erhältlich ist. Den Abschluss beim Hindernisbau bildet der Krönleintrupp, der den schrägen Schnittflächen der Pfähle Rosetten oder Krönlein aus Stacheldraht aufsetzt, um so jedem Angreifer die Lust und das Vergnügen zu nehmen, sich mit der flachen Hand auf die Pfahlschnittflächen zu stützen. So haben wir denn auch im Hindernisbau weitgehende Arbeitsteilung und Spezialisierung, mit der die Arbeit trotz des schwierigen Geländes rasch fortschreitet.

Auf den Ecken und Nasen werden die Stellen ausgesucht und bezeichnet, an denen Feuerstellungen oder Unterstände gebaut werden sollen. Bereits ist eine dritte Bauabteilung an der Arbeit, einen ersten Unterstand auszuheben. Die Leute, die mit grossen Messlatten das ganze Tobel ausmessen und fortwährend Notizen machen, gehören zur Kommandogruppe der Kompagnie und haben den Auftrag, einen genauen Plan des Tobels im Massstab 1:5'000 zu erstellen und den Verlauf des Hindernisses, der Wege und die Lage der vorgesehenen Stellun-

gen und Unterstände genau einzuzeichnen. Auf Grund der Messungen und Aufnahmen im Gelände arbeitet in der Stube des Bauernhauses der Zeichner Waldvogel am grossen «Jubiläums- und Prachtsgemälde». Auf den Arbeitsschluss hin stellt die Kommandogruppe auch fest, wieviel Laufmeter Hindernis und Wege an jedem Arbeitstag erstellt worden sind, Zahlen, die das Bataillonskommando jeden Abend auf den Meter genau wissen muss samt der Anzahl der arbeitenden Leute und der Menge des verbrauchten Materials. Während Waldvogel in der vorderen Stube am Zeichentisch arbeitet, hat in der hinteren Stube grad neben der Küche Füsilier Gabriel seinen Coiffeurladen eingerichtet und bearbeitet seine Kunden von früh bis spät mit Schere und Messer, mit Pinsel und Kamm.

Gegen Mittag erscheint dann auf dem Hof der Gefreite Ziegler mit der Fahrküche und fast gleichzeitig taucht heute auch das Bataillonsspiel auf, das sich rasch verpflegt, bevor die Kompagnie aus dem Tobel kommt. Just auf die Mittagspause bricht eine warme Sonne durch Nebel und Gewölk, als die Kompagnie mit den Gamellendeckeln zum Fassen ansteht. Während man, behaglich an die Mauer gelehnt oder auf einem Fuhrwerk sitzend, die Suppe löffelt, schmettert das Bataillonsspiel einen Marsch um den andern und schafft eine fröhliche, fast übermütige Stimmung. Dann geht eine Photographie von Hand zu Hand: es ist ein elsässisches Bauerngut in der Maginotlinie, das der Spielwachtmeister gepachtet hatte und das er anfangs September von einer Stunde auf die andere räumen musste. Gestern hat er Bericht erhalten, das Gut sei durch Artillerie in Trümmer gelegt worden, und heute erheitert er uns mit frohen Weisen. – Anneli, das flinke Mägdlein auf dem Hof, bringt den Musikanten Gläser und Most. Ein solches Konzert auf ihrem Hof haben die Bauersleute noch nie erlebt.

Nach der Mittagspause gehen die verschiedenen Abteilungen mit neuem Eifer an die Arbeit an unserer Stellung. Eine Freude und ein Stolz erfüllen uns, wenn wieder ein schwieriges Wegstück vollendet, wieder ein Stück Doppelhecke um eine stotzige Ecke herumgezogen ist. Drahhindernisse im ebenen Gelände zu bauen ist keine Kunst – das haben wir einen Monat früher bei Aardorf gesehen. Aber diese Arbeit im steilen Tobel soll uns einmal jemand nachmachen, wo oft

der Fuss fast keinen Halt findet und man nahezu Akrobat sein muss! Gerade diese Geländeschwierigkeiten machen uns die Arbeit im Steigbächli lieb und spornen uns zu sauberster Arbeit an.

Die Unteroffiziere hat heute nachmittag der Hauptmann zurückbehalten. Sie rüsten sich mit Gewehr und Lmg. aus, bilden eine Schützengruppe und haben nun eine Kaderübung. Des Hauptmanns Pferdeordonnanz spaltet inzwischen dem Bauern Holz, bis es Zeit wird, den Fritz wieder zu satteln. Rasch sind die Nachmittagsstunden herum und früh ist Feierabend. Am grossen Brunnen werden Werkzeug und Schuhe gereinigt, und schon holen die beiden Gesellschaftswagen den ersten Transport nach Hause. Jawohl, «nach Hause» sagen wir und meinen damit unser Kantonement im Schachen, wo wir nun schon seit Wochen hausen. Bis die Wagen zurückkommen, ölt der zweite Transport die Werkzeuge ein und magaziniert sie wieder in der Garage, reinigt Brunnen und Hofstatt. Dann liegt man wohligh müde in den Polstern und summt leise zu der Tanzmusik aus der Ferne. Im Schachen ist es schon fast dunkel, als wir anlangen, rasch Kleider und Schuhe wechseln und sie reinigen. Beim Hauptverlesen gibt der Feldweibel den Tagesbefehl Nr. 183 bekannt. – «In siebzehn Tagen muss aber etwas laufen», meint Wachtmeister Spiess beim Nachtessen, «der zweihundertste Dienstag muss würdig gefeiert werden.»

BEI UNSEREN GEBIRGSSOLDATEN

VON MAX SENGER

Tagebuchnotiz von Dienstag den soundsovielten:

«Im A.H.Q. (Armeehauptquartier), Pressebureau, eingetrückt.»

Mittwoch: «Marschbefehl erhalten. Sofort Hochgebirgskurse deutsche Schweiz und welsche Schweiz besuchen. Mitmachen. Schildern.»

Seine sieben Sachen hat ein Soldat schnell beisammen, und nun stehe ich schon in einer Gegend, die der Herrgott wahrscheinlich in einer Sonntagslaune zusammengestellt hat. Da ein Gletscher und dort ein Eisbruch, hier eine Felspartie und dort ein Klettergarten! Dann noch eine schöne Zahl anständiger Gipfel dazwischen, mit Schnee und Eis und berühmter Vergangenheit. Auf den Bergmatten Kühe, Blumen, Schweizerfahne, Oberkellner und Tea-Room. Aber die vor kriegsmässige Friedlichkeit wird durch einen grossen feldgrauen Fleck beeinträchtigt, und das sind eben die werdenden GebirgsSoldaten, die sich da zu löblichem Tun versammelt haben. Man stellt sich ein, ist dabei, gehört zu ihnen.

Nun bekommt die ganze Landschaft ein neues Gesicht. Das Ästhetische und Beschauliche spielt keine Rolle mehr. Jetzt kommt es beim Fels darauf an, ob er hart und fest ist, Griffe bietet, kurzum richtige Felsarbeit ermöglicht. Die Eisbrüche haben nicht mehr die Hauptaufgabe, nach Einwurf von zehn Rappen durch das Teleskop betrachtet zu werden, sondern das ist jetzt Arbeitsfeld, und man findet es allerdings prima, dass man die ganze Einrichtung so schön praktisch beisammen hat, Fels und Eis und eben die hohen Gipfel. Eben die Gipfel, das wäre eigentlich das richtige und erste, und dahin geht ja auch das Verlangen eines jeden.

Aber wir sind schief gewickelt, wenn wir glauben, in der Höhe anfangen zu können. Gebirgssoldat wird man anscheinend nicht von heute auf morgen, sondern das muss fein säuberlich abverdient und zwar regelrecht und sauer abverdient werden. Man beginnt auch hier wie in allen Dingen am Anfang.

Vom richtigen Gehen.

Dass wir, zum Teil mit Bärten behaftet, aber immerhin durchwegs ausgewachsene Männer, nun erst noch das Gehen lernen müssen, scheint uns eher etwas sonderbar. Aber das Ding hat seine Richtigkeit und wird unverzüglich in die Praxis umgesetzt. Noch garnieren wir in langer Reihe den schönen Spazierweg auf der Moräne, den die Sonntagstouristen als hochalpine Leistung zu begehen pflegen, und wir befinden uns wohl dabei. Aber jetzt kommt das Kommando rechts um, und vor uns liegt eine mit Felsstücken jeglicher Grösse übersäte steile Halde, die ganz einfach gradaus zu durchqueren ist. Die Sache ist gar nicht so einfach, wie man glaubt. «Mit den Augen gehen», lautet die Parole. Den Tritt aufsetzen, wenn man sicher ist. Gut für die Inhaber von Hühneraugen, meint der Nebenmann: aber seine schlechten Witze nützen nichts, denn bald wird das ganze Verfahren noch schwieriger, weil es sich darum handelt, abzusteigen, ohne Steine zu lösen. Eine Führergruppe macht uns das vor. Es ist erstaunlich, mit welcher Sicherheit und Behendigkeit diese Leute durch die Felsenwirrnis hinabgleiten. Man hört hin und wieder das Aufprallen der Nagelschuhe auf dem Fels, aber kein Stein verändert sich. Im Ungewissen wird durch ein leises Vortasten des Fusses die Sicherheit oder Nachgiebigkeit der Unterlage geprüft, und weiter geht die Reise, langsam und stetig. Da sind die Nebenpatrouillen vor Steinschlag gesichert, und dass man eine Patrouille nicht schon auf weiteste Entfernung sehen, sondern auch hören müsse, steht nirgends geschrieben. Wir rasseln ein paarmal den Hang hinunter, und weil jeder weiss, um was es geht, und jeder den eigentlichen Sinn der Übung erfasst, kommen wir nach viel Mühe und Schweiß in den vorsichtig federnden Schritt, der beim Abwärtsgehen verlangt wird. Die Kniescheibe ist diesmal auch dabei, und es wird direkt zum Sport, steile Rutschhänge auszusuchen und kunstgerechte Abgänge zu erzielen. So schön sich die Sache auch ansieht, die Schwierigkeiten beginnen von neuem, wenn die ausgiebige Packung dazu kommt und von oben herab die Tendenz verstärkt, den ganzen Mann unverzüglich nach unten zu schieben. Da kommt die liebe Kniescheibe zu einer schönen Aufgabe und so gegen Abend entwickelt sich im Kniegelenk

ein schwammiges Gefühl..., das auch vorübergeht und sich nach einiger Übung überhaupt nicht mehr einstellt.

Aber jetzt kommt das Gegenstück. Bergab geht es eben auf die Länge nicht, wenn man nicht vorher das Bergauf in den Kauf nimmt. Schon stehen wir am Fusse einer schönen steilen Halde, viel zu steil für die Kühe, die uns deshalb aus respektabler Entfernung anlotzen. Einzig ein paar Geissen tummeln sich in der Nähe, und dort drüben weidet wahrhaftig eine ganze Herde von Gemsen. Fünfzig Stück, leibhaftige Gemsen, denen wir es jetzt nachtun sollen. Am Anfang geht alles falsch, viel zu eifrig, viel zu hastig, viel zu schnell, bis wir den Leitsatz mitbekommen «In den Bergen hat man immer Zeit» oder «ein Soldat, der oben nicht mehr kann, ist nichts wert». Auch da wird uns ein Licht aufgesteckt. An Stelle der ruckweisen Bewegung kommt allmählich das fließende, ruhige Steigen, das sichere und bewusste Trittfassen. Wir treten nicht mehr unvermittelt auf den Grasbüschel, der da vor uns steht, sondern fragen ihn zuerst prüfenden Blickes, ob er die ihm zugemutete Last auch zu tragen vermöge. Langsam geht diese Bedächtigkeit in das Unterbewusstsein über, und der Kopf macht auch mit. Das Aufwärtssteigen ist nicht mehr allein eine Angelegenheit der genagelten Marschschuhe, sondern eine solche des ganzen Mannes. Jetzt geht es auch mit dem Schnauf viel besser. Durch die Nase atmen, lautet die neueste Parole, worauf mein Nebenmann meint, das könne dem Meier II nicht schwer fallen. «Wieso» meint dieser gehässig. Aber schon das «wieso» kommt durch die Nase, wie alles was von Meier II kommt, durch die Nase geht. Aber eben, darum hat er es auch mit der ganzen Schnauferei wesentlich leichter. So bewegt sich der «feldgraue Fleck» zum Erstaunen der an die bürgerlichen Pfade gewöhnten Touristen in der Landschaft herum, bolzgerade hinauf, schnauzdi-
rekt hinunter, nur ja nicht auf gangbaren Pfaden. Man bekommt so nachgerade das ganze Bernerobersland in die Waden, meint mein sarkastischer Nebenmann durchaus nicht zu Unrecht. Dafür werden aber auch diese Waden härter und widerstandsfähiger, so dass es ihnen bald gleich ist, wieviel Prozent Steigung oder Gefälle ein Hang überhaupt aufzuweisen hat. Hauptsache bleibt, dass er da ist und «genommen» werden muss!

Das Herz muss auch dabei sein

Im Grunde genommen muss man bei jeder Sache mit Herz und Hand dabei sein, wenn etwas Rechtes daraus werden soll. Beim Gebirgssoldaten spielt zudem das Herz eine ganz besondere Rolle. Darum wird auch bei jedem noch eine besondere Prüfung in dieser Richtung vorgenommen. Zwar stehen wir vorläufig zähneklappernd um unseren Medizinmann herum, bis wir merken, um was es geht. Er will uns nämlich mit «ruhigem Gemüte» oder «entspannt», wie man zu sagen pflegt, geniessen.

Zuerst wird der Ruhepuls gemessen, also die Zahl der Pulsschläge in fünfzehn Sekunden. Dann macht jeder stilgerecht zehn tiefe Kniebeugen, und es erfolgt eine neue Messung. Zuletzt wird die Zeit ermittelt, die der Puls benötigt, um wieder auf den ersten Stand, den Ruhepuls, zurückzukommen. Diese «Erholungszeit» kann normalerweise dreissig bis vierzig Sekunden betragen. Je geringer die Differenz ist, umso leistungsfähiger ist das Herz.

Dann gibt es noch ein anderes Examen zu bestehen. Man sucht «Schwindler», das heisst, die nicht Schwindelfreien werden ausgeschieden. Das ist einmal ein patentes Examen; denn es wird so angeordnet, dass kein Mensch etwas davon merkt. Nicht einmal der Hunziker. Der Hunziker führt nämlich ein Tagebuch und schreibt alles auf.

Irgendein Vormittags Spaziergang führt von der blumenbestandenen Wiese unversehens an ein Steilbord, und weil es rechter Hand hoch hinaufgeht, fehlt eben linker Hand ein Stück Welt. Es ist einfach nichts da. Dafür geht dann der Blick sehr ungehindert in die Tiefe. Solche Stellen hat unser Morgenspaziergang mehrere, und an jeder sitzt ein Bergführer, schmaucht sein Pfeifchen und fasst seine Kandidaten ins Auge...

Noten werden allerdings nicht erteilt. Hingegen kann man unversehens zu einem Transportgutschein für die Heimreise kommen. Gratis und franko...

Patrouillen gehn...

Es gibt da so ein Soldatenlied, in dem viel von ‚Schildwach‘ stehn und Patrouillen gehn» die Rede ist. Die Infanteristen da unten singen das nur so

daher, als ob das mit dem «Patrouillen gehn» die einfachste und gemütlichste Sache von der Welt wäre.

Da wird etwa am Vorabend ein Plan ausgeheckt. Die Pässe drei, sieben und neun, Punkt vierhundertachtzehn und Fels köpf vierundsechzig sind zu besetzen. Die Dinger haben manchmal auf den Karten nicht einmal einen Namen und einem gewöhnlichen Touristen erschiene es abwegig, da herumzu turnen. Item, alles hat seinen Grund. Die Befehlsausgabe lautet nun einmal so. Die Spitzenpatrouillen werden bestimmt, die Hauptpatrouille zusammengestellt und wenn nötig folgt eine Materialkolonne. Die Spitzenmannschaft hat nichts zu lachen. Das Wort «In den Bergen hat man immer Zeit» gilt für sie nicht. Es werden die Besten ausgesucht, und bei nachtschlafender Zeit haben sie den Weg zu spuren und in möglichst kurzer Frist den bezeichneten Punkt zu erreichen, damit er bereits als gesichert gelten kann. Dann kommt mit entsprechender Packung die Hauptpatrouille. Die Träger bringen neben der notwendigen Haushaltung noch recht Vieles, das zum Kriegshandwerk unerlässlich ist auf ihren breiten Rücken daher.

Mit dem ‚Schildwach‘ stehn» ist es dann auch wiederum eine Sache für sich. Gerade windgeschützte Plätzlein mit Regendach und Bretterbohlen als Fussunterlage pflegt die Armee den Gebirgssoldaten nicht zur Verfügung zu halten. Da hat schon die Natur dafür gesorgt, dass das nicht immer möglich ist.

Die mitfühlenden Seelen, die einer einsamen Schildwache einen Topf heißen Tee oder etwas «Gebranntes» in erreichbarer Nähe aufstellen, wie das 1914 bis 1918 so üblich war, sind dem Gebirgssoldaten ferne. Sie müssten sich schon der modernen Technik des Fallschirmabsprungs bedienen. Nein, auch das Schildwachstehn hat in diesem Gelände seine Tücken...

Vom Wetter

Rasieren, Haarschneiden und Wettergespräche sind unbedingt zusammengehörig. Sonst würde nicht auf dem ganzen Erdenrund jeder Coiffeur seine Kunden mit diesen tiefsinnigen Betrachtungen beglücken. Vielleicht ist das so Handwerks- oder Zunftbrauch. Die Gebirgssoldaten lassen sich die Haare

wachsen und die Bartstoppeln stehen, bis man sie zu Drahtseilen drehen könnte, aber vom Wetter verstehen sie mehr als die Coiffeure, viel mehr. Überhaupt ist es *das* Thema. Man geht in den Bergen nie in die Federn, ohne mit einem Blick den Himmel geprüft zu haben, um als Fachmann das oder jenes festzustellen.

Was das Abendrot bedeutet, wozu das Morgenrot da ist, was die Wolkenfahne am Gipfel und das warme Windlein ausmachen, das will alles erwogen sein. Ein Beispiel von vielen:

Da klettern wir, eine Seilschaft, seit Stunden einen Grat hinauf. Der Fels ist prima. Es stellt sich ein Gendarm in die Route, ein Gendarm, kein Landjäger, also ein Felszahn, den man irgendwie «nehmen» sollte. Vorläufig sitzt man noch rittlings auf dem Kamm. Wenn man über die linke Zehe hinunterblinzelt, entdeckt man ein paar hundert Meter tiefer ein Dörflein, ein Miniaturdörflein. Probiert man das gleiche auf der rechten Seite, so kann man wieder ein paar hundert Meter weiter unten die Hütte, den Koch, das Essen, den Schlafsack vermuten und dabei sollte man doch geradeaus einen netten Griff erhaschen, um vorwärts zu kommen. Indessen wartet der Vorderste der Seilschaft auf der andern Seite des bewussten Gendarmen, ebenfalls rittlings, bohrt sich den Daumen in die Nase und meint ganz gemächlich in den schönen Sonnenschein hinein: «In einer Stunde haben wir Schnee.» Das gibt einen Ruck, dass man unversehens den Griff bekommt, auch auf die andere Seite des Gendarmen zu sitzen gelangt und die bis anhin sonnige Welt mit kritischen Augen betrachtet. Die Anzeichen sind mässig, aber der alte Gebirgssoldat kennt seine Pappenheimer. Wir richten uns darnach, und in einer Stunde beginnt fahrplanmässig und der Prophezeiung entsprechend ein Rückzug durch ein Schneetreiben, das einem Nansen alle Ehre gemacht hätte.

Sonne, auch viel Sonne, Regen, auch andauernder Regen, Schnee, auch ein nahrhafter Schnee, alles wird vom Gebirgssoldaten entgegengenommen: aber beim Nebel, nein, beim Nebel hört die Gemütlichkeit auf. Die ganze Welt hat ein anderes Gesicht oder besser gar keines mehr, und da sollte man sich erst noch mit Sack und Pack und Verantwortung zurechtfinden. Natürlich mit Karte und Kompass..., aber wenn man den Nebel im Hochgebirge abschaffen könnte... Das wäre vom Standpunkt des Gebirgssoldaten aus gesehen eine glänzende

Erfindung – und doch wiederum nicht; denn wo bliebe im Ernstfall die Deckungsmöglichkeit, wo die manchmal unerlässliche Tarnung?

Vom Essen und so weiter...

Beim Soldaten bildet das Essen die zweitschönste oder wenigstens die zweitwichtigste Beschäftigung. Beim Gebirgssoldaten spielt das Essen eine noch wichtigere Rolle als bei seinem Kameraden weiter unten, denn der Appetit steigt bekanntlich mit der Höhe über Meer. Gottseidank sind unsere Berge nur um die viertausend Meter herum, in der Höhe gemessen. Würden sie Gaurisan-karhöhe, also um achttausend Meter über Meer erreichen, so wären der soldatischen Fresslust überhaupt keine Grenzen mehr gesetzt.

Das hat man höheren Orts auch schon längst gemerkt und deshalb für die Gebirgstruppen andere Rationen angesetzt. So beträgt die Brotration mindestens fünfhundert Gramm pro Mann und Tag gegenüber dreihundertfünfund-siebzig Gramm weiter unten. Aber vor dem Essen kommt bekanntlich das Kochen. Die Gletscher bilden nicht gerade eine ideale Kochgelegenheit, und in den Clubhütten, so man hat, ist man in dieser Richtung noch am besten aufgehoben. Mässig wird es aber in den primitiven Alphütten, die schon dank ihrer überaus einfachen Einrichtung die Neigung des Küchentigers zu Eintopfgerichten ganz bedenklich zu steigern vermögen.

Die Naturwissenschaftler haben es herausbekommen, dass so ungefähr um achtzehnhundert Meter herum der Wald aufhört. Das liest sich ganz vergnüglich, wird aber peinlich, wenn es an die Holzbeschaffung geht. Dazu kommt, dass aber auch alles und jedes, von der Kaffeebohne bis zum Brotlaib, oft über Stock und Stein, über Gletscher und Schneehalden und dann noch bei sozusagen jeder Witterung stundenweit heraufgeschafft werden muss. Man pflegt die «Soldatenbankette» in der Höhe auf das Notwendigste zu beschränken, und so gestaltet sich der Magenfahrplan meistens etwa folgendermassen: ein gründliches Frühstück bei Tagesgrauen mit Kaffee oder Tee oder Porridge, dass der Löffel drin steckenbleibt, dazu Käse oder sonst etwas Dauerhaftes.

Dann beeilt man sich, seine Feldflasche mit Tee abzufüllen, als Beilage kriegt man Käse, Landjäger oder Ovomaltine und Brot und fertig ist das Menu für den lieben langen Tag.

Erst am Abend, so um sechs Uhr, setzt der Koch seine Berufsehre ein, um die hungrigen Soldatenmägen mit einer tüchtigen Füllung zu beglücken.

Wir haben einen geschlagenen Abend lang über das Thema «Gedörrte Speisen» diskutiert, weil der Koch die Möglichkeit gefunden hatte, als Hauptmahlzeit eine ausgiebige Kartoffelrösti mit Kaffe auf dreitausend Meter und vier Tragstunden vom nächsten Depot entfernt aufzutischen, alles nur, weil ihm gedörrte Kartoffeln zur Verfügung standen. Auf das Gramm genau haben wir uns mit vollen Bäuchen ausgerechnet, was, wieviel und wer zu tragen gehabt hätte, wenn... eben wenn wir nun richtiggehende Kartoffeln gehabt hätten, und da ist allen ein Licht aufgegangen über die Zweckmässigkeit mancher hausfraulichen Vorkehrungen.

Dass die Soldaten immer mehr vertilgt haben als die Bergführer, ist eigentlich auffallend; aber die Bergführer haben uns ein gutes Rezept gegeben. In den Bergen schneidet man sich alle zwei Stunden ein Stück vom wirklich schmackhaften Schwarzbrot herunter, kaut es langsam und mit Bedacht, man schlürft etwa einen Schluck Flüssigkeit dazu, und so kann man es bei gutem Willen den ganzen Tag aushalten. Aber eben, so alle zwei Stunden «einen Löffel voll»...

Die Genügsamkeit in gastronomischen Dingen gehört mindestens so sehr zur Ausbildung des GebirgsSoldaten wie manche andere vielleicht sichtbarere Tugend.

Vom Trinken lässt sich in dieser Hinsicht nicht viel melden. Entweder man hat. Dann ist es gut. Oder man hat nicht. Dann ist es manchmal noch besser. Das normalste Getränk ist dort meistens der Tee, weil man ihn unendlich «verlängern» kann. Unser Fourier, obgleich Nationalrat, hat eine feine Nase bewiesen. Kurz vor dem Aufbruch zur Hütte kaufte er einem alten Fraueli einen ganzen Berg Münzenkräuter ab, und damit war das Durstproblem für eine ganze Woche gelöst.

Theorie

Wir stehen im Schnee herum. Von oben herab kommt ein leiser Regen. Eigentlich ist es schon kein Regen mehr, sondern er verwandelt sich zusehends in Schnee. In Zeltblachen verummmt, sucht man sich zu schützen, soweit es geht. Irgendjemand hat im Berg ein Loch entdeckt, das in normalen Zeiten als Tunnel dient, und da wird hineingekrochen.

Es ist nämlich plötzlich Theorie angesagt worden. Dem Meier II, ist es ganz egal, worüber theoretisiert wird; ihn interessiert nur, ob rauchen gestattet sei oder nicht. Jede Theorie mit Rauchbewilligung ist ihm recht. So lautet seine Frage unverzüglich: Hast Du Tabak? Man hat. Also ist für ihn alles in Ordnung.

Beim Hunziker ist das anders. Er beklagt sich nur, dass es im Tunnel zu dunkel sei. Er pflegt nämlich alles aufzuschreiben. Er schreibt auf, was wir zu essen bekommen, wo wir gewesen sind, ob es geschneit hat oder nicht. Er ist Schulmeister. Er hat auch das Folgende getreulich notiert; nämlich die Theorie, die man uns im Tunnel beigebracht hat:

«Vom militärischen Gesichtspunkt aus besteht die Vorstellung zu Recht, dass die Schweiz durchwegs und als Ganzes als Gebirgsland zu werten ist und unsere soldatische Hauptaufgabe darin bestehen muss, sich auf den Einsatz in schwierigem Gelände vorzubereiten. Einst hiess Schweizer Soldat sein nicht ohne Weiteres Gebirgssoldat sein, heute aber muss es als Ziel für alle gelten, sich überall, also auch im Gebirge, bewähren zu können.

Der Weltkrieg hat mit der frommen Fiktion aufgeräumt, wonach Gebirgsgehenden nur Nebenkriegsschauplätze sein können und grosse militärische Operationen zweckmässigerweise in einem für den Soldaten physisch passenderen Gelände sich abspielen müssen. Kriegszüge durch Gebirgsländer hat es zwar immer gegeben. Die Überschreitung des kleinen Kaukasus durch Alexander den Grossen brachte für die sechs Tage dauernde Operation einen Mannschafts- und Materialverlust von rund fünfzig Prozent. Hannibal zog 218 v. Chr. über die Alpen mit fünfundzwanzigtausend Mann Fussvolk, siebentausendfünfhundert Reitern und siebenunddreissig Elefanten. Seine Verluste sollen etwa zwanzig Prozent betragen haben. Franz I. von Frankreich wagte sich 1515 mit siebenundvierzig-

tausend Mann Fussvolk, zweitausendfünfhundert Reitern, siebzig schweren und dreissig leichten Geschützen über die Pässe von Vars und Argentière; Suwaroff und Lecourbe marschierten 1799 in den Schweizer Alpen umher, und Napoleon überschritt 1800 den grossen St. Bernhard mit vierzigtausend Mann, dreitausendvierhundert Reitern und vierzig Geschützen. Bei allen diesen Unternehmungen handelte es sich meist um Truppenverschiebungen, weniger um eigentliche Kampfhandlungen, und dennoch bewegten sich die Verluste durchschnittlich zwischen fünf bis zehn Prozent an Mann und Material. Wären im Weltkrieg solche Durchschnittsverluste im Gebirgskriege üblich gewesen, so hätte der Krieg mangels ‚Teilnehmer‘ recht bald ein Ende genommen. Die Gebirgsfront umfasste jedoch im Weltkrieg nicht weniger als rund neuntausend-siebenhundert Kilometer, die auf beiden Seiten, wenn auch mit veränderlichem Verlauf, jahrelang gehalten wurde. Aber eben der Weltkrieg brachte die Erkenntnis, dass auch in den hochalpinen und Gletscherregionen erstens in ‚Massen‘, und zweitens zu jeder Jahreszeit nicht etwa nur manövriert, sondern auch gekämpft werden kann und muss.

Die Frage der *Gebirgsausbildung* der Soldaten wurde zu einer ausserordentlichen Dringlichkeit. Man behalf sich auf Seiten der Zentralmächte vorerst damit, dass 1914 unverzüglich alle im Zivil vorgebildeten Alpinisten aus ihren Einheiten ausgeschieden und in Einheiten ins Alpengebiet geworfen wurden. Dem auch in Schweizer Sports- und Militärkreisen in guter Erinnerung stehenden Oberst Bilgeri wurden die Leute zu rascher militärischer Gebirgsausbildung anvertraut. Später mussten allerdings auch nicht berggewohnte Truppen, sogar im Winter, eingesetzt werden.

Aber die Gebirgsausbildung lässt sich nicht improvisieren. Vor dem Weltkriege 1914 verfügten nur Italien, Frankreich und Österreich-Ungarn über besondere Gebirgstruppen. Gebirgsinfanterie gab es allerdings schon unter Ludwig XIV., als Marschall Berwick den Herzog Viktor Amadeus II. von Savoyen mit einigen Bataillonen ‚chasseurs de montagne‘ bekämpfte (1690). Hundert Jahre später (1793) nahm Kellermann die Idee wieder auf und schuf die ‚chasseurs des Alpes‘ die später der Nationalversammlung und dem Consul Bonaparte als Ehrenwache dienten.

Im Feldzug 1870/71 gab es unter den nach der Katastrophe von Sedan organisierten Freischaren auch einzelne Gebirgsabteilungen (franc tireurs de l'Atlas, chasseurs des Alpes, chasseurs du Mont Blanc, enfants perdus de la montagne, franc tireurs des Vosges, chasseurs Savoisiens), die aber wenig leisteten.

Nach den Ereignissen des Jahres 1870 schritt Italien, das sich von Frankreich bedroht fühlte, an die Organisation eigener Gebirgstruppen.

Frankreich entschloss sich erst infolge der durch die Besitzergreifung von Tunis (1881) und den Eintritt Italiens in den Dreibund (1883) entstandenen Spannung mit Italien, dem italienischen Beispiele zu folgen. 1888 wurden Zwölfjägerbataillone und 1912 dreizehn „Alpengruppen“⁴ gebildet. Mit dieser Organisation traten die französischen Gebirgstruppen in den Weltkrieg ein, wo sie – an der italienischen Front von Kriegsbeginn an freigeworden – insbesondere in den Vogesenkämpfen Hervorragendes geleistet haben.

Österreich-Ungarn begnügte sich bis 1903 mit der Gebirgsausbildung der in Tirol und Kärnten stehenden Truppen; für den Grenzschutz in Tirol bestand nur die Institution der Tiroler Landesverteidigung, die sich bis ins fünfzehnte Jahrhundert zurückverfolgen lässt. Erst die mit Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts zunehmende Spannung gegen Italien zeitigte die Überzeugung, dass auch in Österreich-Ungarn die Errichtung einer speziell organisierten, ausgerüsteten und ausgebildeten Gebirgsinfanterie nicht länger zu umgehen sei.

Wer übrigens die Tiroler Landes schützen in ihrer kleidsamen Tracht mit dem grossen, schwarzen Hut und dem in jedem Haus am Ehrenplatz verwahrten Stutzen aus der Nähe gesehen hat, musste an einen Vergleich mit schweizerischen Verhältnissen denken. In jedem Haus war ein solcher Landes schützen zu treffen, und es galt als eine grosse Ehre, es war gewissermassen das Zeichen der Mannbarkeit, dazu gehören zu dürfen. Was aber für den *modernen Hochgebirgskrieg* verlangt wird, geht weit über die Anforderungen hinaus, die private Organisationen auch militärischer Natur an ihre Mitglieder stellen können.

Es gibt für den Gebirgskrieg einen etwas primitiven Satz, der dessen Wesen und damit auch die Aufgabe der Gebirgssoldaten treffend umschreibt

mit den Worten: ‚Wer oben ist, der hat!‘ Die Höhenzüge zu halten, selbst in der Karte unbenannte und dennoch exponierte Gipfel zu besetzen und zu verteidigen, gehört zu den mühevollen und nur mit viel Schweiß und Energie zu bewältigenden Aufgaben. Dass aber gleichzeitig die Sicherung der Strasse, des Passes, die friedlich eingebettet und gut zugänglich in den Sätteln zwischen den Gipfeln liegen, ebenfalls geschehen muss, liegt auf der Hand. Im Gebirge sind heute alle Waffengattungen vertreten; der Infanterist, der bekanntlich überall durchkommen kann, steht natürlich an erster Stelle. Ein Gebirgskrieg ohne das Werk der Pioniersoldaten aller Art ist undenkbar, und auch der Artillerist muss sich trotz allen Transportschwierigkeiten in unbegangene Regionen hinaufbegeben. In der Schweiz war schon vor 1927 bei den Gebirgstruppen jede Kompanie mit einer Sanitätseinheit versehen. Sie verfügt über einen Arzt – der Ärztereichtum des Landes gestattet dies –, einen Sanitätsunteroffizier, sechs Blessiertenträger, drei Spielleute als Hilfsblessiertenträger und ein bis zwei Sanitätstragtiere (eventuell die mit Packsätteln ausgerüsteten Zugpferde des Bataillonssanitätsfourgons). Dieses Sanitätspersonal hat im Gefechte unter Leitung des Kompaniearztes seiner Unterabteilung gedeckt zu folgen und zu trachten, auf jede mögliche Weise an die Verwundeten heranzukommen. Ihm obliegt aber nur das Aufsuchen der Verwundeten, die Leistung der ersten Hilfe, Labung, Lagerung und Sammlung auf gedeckten Plätzen, in den sogenannten Verwundetennestern, oder im Stellungskämpfe das Anlegen von ‚Sanitätshilfsstellen‘. Der weitere Rücktransport zum Verbandsplatz wird von den Krankenträgern einer Gebirgssanitätskompanie besorgt, die für das Gefecht jedem Infanterieregimente zugeteilt wird.

Der heutige Gebirgssoldat muss nicht nur physisch, sondern auch alpin ein allroundman sein. Wer im Gebirge bestehen will, muss vor allem gesunde Organe, hauptsächlich Herz und Lunge, intakt haben, er braucht einen nicht leicht zu ermüdenden, kräftigen Körper, er muss genügsam, gegen plötzlichen Witterungsumschlag abgehärtet sein, gute Nerven besitzen, und in Momenten der alpinen Gefahr ruhig Blut bewahren können. Er muss alpine technisch ausgerüstet und geschult sein, um der auftretenden Schwierigkeit Herr zu werden, im tiefen Schnee und im Eise des Gletschers fortkom-

men zu können, mögliche Gefahren rechtzeitig zu erkennen und ihnen zu begegnen.»

Da hätten wir allem Anschein nach noch allerhand zu lernen, meint der Hunziker aufatmend, und Meier II verlangt zum zweitenmal Tabak...

Bei den welschen Kameraden

Auch im Welschland wird in alpiner Hinsicht eifrig gearbeitet. Im Zentralkurs ist der Grundstein zur Vereinheitlichung der alpinen Technik gelegt worden. Die Gebirgsausbildung der welschen Truppen geht also nach den gleichen Gesichtspunkten vor sich wie auf dieser Seite der Saane. Es gibt keinen «alpinistischen Föderalismus». Die sonst weniger beliebte Vereinheitlichung hat hier ein neues fruchtbares Tätigkeitsgebiet gefunden, und die Welschen sind kräftig dabei, weil diese Vereinheitlichung nicht nur eine alpinistische Angelegenheit ist, sondern auch eine Angelegenheit des «bonsens» bildet, der bekanntlich im Welschland nicht wenig verbreitet sein soll.

Vom Charakter des welschen Soldaten

Es würde mit der Mannigfaltigkeit und Reichhaltigkeit unserer Landschaft nicht übereinstimmen, wenn sich die Genfer gleich geben würden wie die Schaffhauser und zwischen dem Waadtländer und dem Bündner kein Unterschied bestünde. Die Berge sind zwar für alle gleich hoch und mühsam. Aber was der eine mit Ernst und Gründlichkeit bewältigt, macht der andere mit Enthusiasmus und Behendigkeit. Der Materialverwalter eines Gebirgsausbildungskurses hat sicher kein leichtes Leben. Die Liste der an die Soldaten abzugebenden Gegenstände umfasst über vierzig Positionen, zu all dem was er ohnehin mitbringt. Wenn aber der welsche Materialverwalter im Eifer der Arbeit einem Soldaten mit Sonderwünschen freundlich lächelnd den Rat gibt, später zu kommen oder der Capitain erklärt, dass er immer «Sprechstunde» habe, so sind das welsche Eigenheiten, die dazu beitragen, die schwerfällige Maschinerie leichter laufen zu lassen. Dass ein Oberst den ganzen anstrengenden Dienst persönlich mitmacht,

bringt Zusammenhang und Kontakt und lässt den Gruss «bonjour mon Colonel» verständlich erscheinen, den ihm seine Soldaten entgegenbringen, wenn sie schweisstriefend und schwerbepackt an ihm vorbeiziehen, während er sich, ebenfalls bergmüde, an einen Hang hingesezt hat.

Wir entdecken ein Dorf

Für dieses Jahr wurde die Parole «Entdecke Deine Heimat» ausgegeben. Sie gilt anscheinend nicht nur für den Zivilisten, sondern auch für den Mann im feldgrauen Tuch. Männiglich konnte bei näherer Betrachtung seines Kantonnementsortes behaupten: wir entdecken ein Dorf. Es gibt keine Eisenbahn und kein Postauto, sondern nur einen Pfad, der für Maultiere gut und für den Soldaten als «mässig» bezeichnet werden kann. In einem breiten Talgrund drängen sich schwarze Holzhäuser zusammen und beidseitig erheben sich steile Halden. Viel Wald gibt es nicht; denn an einer ringsum schön abgezielten Linie hört er einfach auf, und bis dahin ist es gar nicht weit. Im Talhintergrund glänzen weisse Zinnen und Gletscher. Dieses Dorf hat einen kuriosen Namen, natürlich zwei Hotels, die nicht in die Landschaft passen, und liegt «Irgendwo in der Schweiz». Jetzt wird es von dreierlei Gattung «Schweizer» bevölkert. Von ein paar Einheimischen, die sich durchwegs als Kinder und alte Frauen entpuppen; von den «Fremden», also dem Herrenvolk, und den Soldaten. Die Herren Touristen können sich in den Liegestühlen sonnen, der oder jener hat aber vielleicht bereits sein Aufgebot im Sack und wird dann ebenfalls zum Heer der Feldgrauen gehören. Einzig der Mann mit den beiden Schlüsseln im pechschwarzen Frack, der Concierge, fühlt sich als Talvogt und betrachtet die Soldaten als eine «störende Erfindung». Zur Ruhestörung ist zwar dem Gebirgssoldaten keine grosse Möglichkeit geboten. Sein Tagewerk beginnt nicht mit, sondern vor der Sonne, und die abendliche Kühle treibt ihn entweder in die spärlich vorhandenen «Gesellschaftsräume für Soldaten» oder in die Federn. Das kleine Dorf mit dem kuriosen Namen ist ein Sammelpunkt ernsthafter alpinistischer Arbeit mit militärischem Hintergrund geworden. In den Steilhängen beim Dorf klettern am Anfang feldgraue Käfer an Seile gebunden umher

und üben alle die alpinistischen Kniffe in der Nähe, die sich dann in der Praxis bewähren sollen. In der Tiefe sonnt sich das kleine Dorf, dessen verborgene Wunder der Soldat in den kärglichen Freistunden zu entdecken sucht. Die Industrie ist hier noch nicht eingedrungen, es sei denn in der Form der farbigen Kitschpostkarten, wie sie der Tourismus unbedingt «braucht». Alles oder das meiste ist Ergebnis der Handarbeit in langen Wintermonaten. Mancher Soldat lernt hier erstaunt Geräte kennen, die seinen Augen längst entschwunden waren.

Seit die Soldaten da sind, gibt es ein Kabarett. Ohne Barstühle, ohne Barmaid, und wer nicht in Feldgrau steckt, kann nur «eingeführt» werden. Grosse Leute stossen an den Deckenbalken an, und wenn der Zuzug stark ist, müssen die Schlafstellen als Sitzplätze dienen. Gerade hervorragend ist die Akustik nicht, aber es tönt. Es tönt so gut, dass der Kompagniehund, ein kleiner weisser Fox, namens Tobias, seine Stimme erhebt und mithilft... oder protestiert. Ganz kann man eine solch kleine Hundeseele eben nicht ergründen. Das Kabarett mit dem «singenden Hund» ist über Nacht zu einer Berühmtheit geworden. Aber eben... Zivilisten sind nicht besonders willkommen.

Wo sollen die Soldaten schlafen...

Die Häuser unseres Dorfes sind rasch gezählt. Es sind auf alle Fälle x mal mehr Soldaten als Häuser vorhanden und diese Häuser entpuppen sich meistens als Speicher für landwirtschaftliche Zwecke. Man kann nicht gerade behaupten, dass sie luftdicht gebaut seien, wenigstens kann man aus dem Innern zwischen den Seitenbalken hindurch den Sternenhimmel bewundern, sofern er geruht, da zu sein. Darum hat jeder Soldat einen währschaffen, gefütterten Schlafsack bekommen, in den er sich bis zur Nasenspitze einhüllt. Nicht um Verstecken zu spielen, sondern um sich vor der Kälte zu schützen. Leider hat dieser Schlafsack keine Räder, und er muss deshalb, zu allem übrigen unerlässlichen militärischen Krimskrams auf den Rucksack aufgeschnallt, nach oben getragen werden, und dieses «oben» liegt meistens sehr weit von unserm stillen, braven Dorf entfernt.

L'heure du bon Dieu

Der liebe Gott ist in diesem Tal zu Hause. Die schwarzen Holzkreuze beweisen es. Die kleinen und kleinsten Felder, die nach viel Müh' und Arbeit kärglichen Ertrag liefern, warten auf seine Hilfe, und die weissglänzenden Gipfel und Firnen zeugen für seine Macht. Da aber der Sonntag sein besonderer Tag ist, wird er da auch für die Soldaten in Anspruch genommen, und zwar katholisch so gut wie protestantisch. Auf freiem Feld steht ein Altar zwischen Tannenzweigen, in Wirklichkeit ein mit einem weissen Tuch bedecktes Brett. Ein junger, braungebrannter Feldgeistlicher in weissem Chorhemd zelebriert die Messe. Unter dem Saum seines Gewandes kommen die Nagelschuhe zum Vorschein, als hätten auch sie die Geirgsthichtigkeit des himmlischen Stellvertreters zu beweisen.

Aus der Tannengruppe am jenseitigen Hügel dringt die eifernde Stimme des protestantischen Predigers. Hinter beiden aber leuchtet in blendender Farbenpracht das einigende Zeichen, das weisse Kreuz im roten Feld, und beide Predigten preisen die Gemeinschaft und Kameradschaft als feldgraue Pflicht.

Maulesel und Anderes...

Es hat in der Schweiz dreitausendvierhundertfünf Maulesel; wenigstens melden es die Zahlen der amtlichen Statistik so. Das sind überaus nützliche Tiere. Die Soldaten aus der Ebene bewundern sie noch mehr als die Gebirgler, weil ihnen die Tragfähigkeit dieser Vierbeiner wundersam vorkommt. Mit der Zeit gelangt aber der brävste Teilnehmer eines solchen Gebirgsausbildungskurses zur Erkenntnis, dass mit der amtlichen Zählung etwas nicht stimmen könne und die Maultiere gerade da nicht zu finden seien, wo sie der Soldat gerne haben möchte. So entwickelt er sich im Laufe eines solchen Kurses selber zum zweibeinigen Maulesel. Das ist eines der verschiedenen Kursziele. Die Lasten werden vom ersten Tag an gesteigert. Da wird heute dieses, morgen jenes Gerät mitgeschleppt, für das man den ganzen Tag keine Verwendung hat, und erst später gelangt man dem «Unterbewusstsein» der Kursleitung auf die Sprünge. Hier noch einige ungefähre

Gewichtsangaben, die von Ungläubigen auf der Küchenwaage nachgeprüft werden können: Uniform 2,5 kg, Bergschuhe 3 kg, Rucksack leer 4 kg, Langgewehr 9,350 kg, Zeltblache 1 kg, Eispickel 1 kg, Schlafsack 2,370 kg, Steigeisen 1,250 kg, Gletscherseil 2,9 kg. Beim gefüllten Rucksack kommt man mit einer einfachen Rechnung nicht durch, weil eben noch eine Unmenge Dinge hinzukommen wie Proviant, Munition, Lawinenschaufel, Sondierstangen usw., von denen sich selbst der brave Infanterist der unteren Regionen keine Vorstellung macht. Die Fähigkeit zu tragen gesellt sich zur Marschfähigkeit. Die zweibeinigen Maulesel sind in der amtlichen Statistik nicht zu finden. Dank der unermüdlichen und planmässigen Ausbildung der Gebirgstruppen ist ihre Zahl aber stets im Wachsen begriffen.

Camarade convoyeur

Es klingt französisch viel netter. Zu deutsch sind das die Säumer, also diejenigen Gebirgstruppen mit den braunen Aufschlägen, dem bedächtigen Bergschritt, denen man noch andere weniger freundliche, dafür nicht offizielle Bezeichnungen anhängt. Sie sind meistens nicht rasiert und geniessen den Ruf der Schwerfälligkeit, um es sanft auszudrücken. Ihr Name kommt allerdings nicht von versäumen oder zu spät kommen, obwohl das hin und wieder der Fall sein soll, sondern das Säumen ist eine alte, zur Zeit des Pferdezuges in den Bergen übliche Transportart auf Pferderücken. Übrigens dürfte auch das ehemalige Weinmass, der Saum, damit in Zusammenhang zu bringen sein.

Der Säumer pflegt die Last dem Maultier kunstgerecht aufzubasten. Dann gibt er ihm einen Klaps auf den Hintern und hängt sich, entgegen der Vorschrift und so lange es niemand sieht, am Schwanz seines Maulesels an und tragt so in die Gebirgswelt, bis es seinem Vordermann, nämlich dem Maulesel, verleidet. Er pflegt dann gewöhnlich stille zu stehen und auf den nächsten Klaps zu warten.

Das ist ungefähr das übliche, aber falsche Bild, das man sich von der Tätigkeit des Säumers zu machen pflegt.

Materialtransport im Gebirge verlangt Ruhe und Bedächtigkeit, aber auch Geduld und Ausdauer. Kurzum, die braven Säumer werden zu Unrecht

angeschwärzt, und darum wussten sie es doppelt zu schätzen, als unser Hauptmann von den «camarades les convoyeurs» sprach. Deshalb gehen sie auch für ihn «durchs Feuer», wie man zu sagen pflegt oder noch besser, sie reden ihren manchmal störrischen Mauleseln in der schönsten Säumer-
sprache zu, um ja rechtzeitig am Ort zu sein und vollgültige Leistungen aufweisen zu können.

Camarade convoyeur heisst in diesem Falle Gleichstellung mit allen anderen Gebirgssoldaten, Anerkennung der Leistung.

Unser Hauptmann hat das rechte Wort am rechten Platz gefunden, und die Wirkung ist nicht ausgeblieben.

Alpinistische Solidarität

Es gibt in jedem Lebensgebiet sogenannte ungeschriebene Gesetze. Sie sind nur in der Wandlung von der Kultur zur Zivilisation verblasst. Je enger sich das Verhältnis des Menschen zur Natur gestaltet, umso mehr haben solche allgemeinmenschliche Grundsätze Geltung. In den Alpen ist das Gesetz der Hilfsbereitschaft eines der ersten. Ihm entspringen auch die umfangreichen Bemühungen des Schweizerischen Alpenclubs, die das Rettungswesen ausbauen. Für den Bergführer bildet dieses ungeschriebene Gesetz eine festumschriebene Bestimmung in seinen Berufsverpflichtungen. Wird der Mann aus dem Flachland zum Gebirgssoldaten erzogen, so muss auch für ihn als Alpinisten oder angehenden Alpinisten die Hilfsbereitschaft im Gebirge zur Selbstverständlichkeit werden.

Zu den beliebtesten Instrumenten im Gebirge gehört das Fernrohr oder der Feldstecher. Der Nichtstuer bei der Hütte tut wenigstens sicher Folgendes: er sucht die Umgebung nach Touristen ab, und der Ortskundige weiss, dass die Viererpartie, die um zwei Uhr mittags noch auf dem schneebedeckten Eisgrat des «Mont Peril» herumturnt, wohl kaum vor dem Einnachten in der Hütte sein kann. Die Tour wird verfolgt, die heimkehrenden Patrouillen des Kurses schliessen sich diesem interessanten Rechenspiel, bei dem es auf Leben und Tod gehen kann, an. Bald ist die Sache so weit gediehen, dass man das Biwak in Eis und Schnee voraussehen kann.

Das ungeschriebene Gesetz der Hilfeleistung tritt in Funktion, und aus den Patrouillen, die schon zehn und mehr Stunden in Schnee und Eis hinter sich haben, bildet sich ohne Befehl und Nachhilfe die Rettungskolonie. Die gleichen Leute haben jedoch selbstverständlich beim Morgengrauen ihren schweren Dienst wieder aufzunehmen.

So wird am praktischen Beispiel den kommenden Gebirgssoldaten ohne viele Worte das Gesetz der gegenseitigen Hilfe beigebracht.

Vom Sinn der Gemeinschaft

In allen soldatischen Ansprachen wird der Begriff der Kameradschaft in den Mittelpunkt gestellt. Die soldatische Gemeinschaft bewährt sich aber in Wirklichkeit in Friedenszeiten nirgends besser als im Gebirge. Alpinismus ist nicht nur physische Betätigung, sondern eine Schule der Kameradschaft. Die Truppen, die von unten her zur Gebirgsausbildung befohlen werden, haben also eine doppelte Schulung durchzumachen, zuerst einmal die körperliche, die Erziehung zur Härte, zur Ausdauer, zur Tragfähigkeit, zur Kenntnis der alpinistischen Technik. Dazu gesellt sich, und zwar in unmerklicher Weise, die Erziehung des Menschen, die Ausbildung des Soldaten zum wirklichen Kameraden. Diese schwere Aufgabe muss von den Vorgesetzten mit viel Takt und Verständnis durchgeführt werden. Es zeigt sich, dass der militärische Unterschied zwischen Offizier und Mannschaft durchaus nicht darunter zu leiden hat, wenn die menschliche Kameradschaft gepflegt wird. Im Gebirge ist ohne den innern Zusammenhalt kleiner Gruppen nicht auszukommen. Er muss mehr und in anderer Weise gepflegt werden als im Unterland. Ausserdem stehen nicht die gleichen Mittel zur Verfügung.

Der welsche Kamerad wird seinen Mann stellen, und die vielen Unterschiede, die unser Schweizerland reich und eigenartig machen, werden erhalten bleiben, auch wenn das Bestreben der militärischen Stellen mit Recht dahin zielt, allseitig tüchtige und in alpiner Technik einheitlich ausgebildete Gebirgssoldaten zu erziehen.

INFANTERIE-FUNKER

VON WALTER WOHLWEND

«**H**m – Was? – So!» ist alles, was Peter nach heftigem Rütteln und Stossen von seinem zusammengerollten Kameraden zur Antwort erhält. Da hilft nur noch das Letzte: den Schlaftrunkenen von seinem Lager auf den harten Boden herauszuzerren. Plötzlich ist Hans wach, schnellt in die Höhe und steht mit gespannten Sinnen unter den Kameraden.

«Funkgerät 78 mit Aufklärungspatrouille Leutnant Weber in Verbindung mit Gerät 102 auf Zentrale. Frequenz-, Heiz-, und Anodenspannung prüfen! Antenne abstimmen! Los!»

Peter und Hans schauen sich kurz in die Augen. Der Blick bedeutet: Verbindung um jeden Preis! Der Trupp verschwindet in die Nacht hinaus. Sie gehen gegen den Feind. Vorsichtig tasten sie sich durch die Dunkelheit. Kein Wort wird gesprochen. Kein Laut ist zu hören. Nur die Verbindungszeichen des Kameraden auf der Zentrale erreichen Peters Ohr am Hörer.

«Rhone, Rhone, von Limmat, antworten.»

Peter gibt zurück:

«Limmat, Limmat, von Rhone, verstanden, antworten – »

Dem Leutnant wird gemeldet, dass die Verbindung spielt. Da die feindlichen Stellungen nicht mehr weit weg sein können, wird von Telephonie auf Telegraphie umgestellt; denn die lautliche Verbindung ist verräterisch. Beim Morgengrauen ist die Stelle erreicht, wo das Funkgerät seinen Standort erhält. Die Leute vom Spähtrupp schwärmen aus. Peter und Albert tarnen die Station. Die Verbindung ist gut.

«... keine Meldung, Schluss.» Wieder ist lautlose Stille, die durch das leise Surren des Dynamos noch vertieft wird. Vom Feind ist nichts zu sehen und zu hören. Leutnant Weber gibt den Befehl, die Station nach vorn zu verlegen. Der Dynamo wird aufgepackt, die Batterie arbeitet weiter. Durch den Aufklärungstrupp gesichert, erreichen die Funker eine Kreta. Peter stutzt; denn vor ihm

zeigt sich ein steiler Hang, an dem Nebelschwaden heraufstreichen. Er hat Bedenken, dass das Gerät zu schwach sei, um die Verbindung aufrecht zu erhalten, wenn er einmal dieses Hindernis im Rücken hat. Auch Albert zweifelt, doch beide geben sich schliesslich einen Ruck. Sie sind jung wie das Funkgerät selber, und heute haben sie als erste Gebirgsinfanterie-Funker mit dem Gerät zusammen eine Art Feuerprobe zu bestehen. Die Verbindung wird schwächer; je tiefer sie kommen, umso mehr nimmt die Lautstärke ab. Endlich sind sie an der tiefsten Stelle angelangt. Peter hängt beinahe am Apparat:

«... nicht verstanden, wiederholen, antworten – »

Albert, der das Gerät auf dem Rücken trägt, bleibt stehen. Das Gerät wird nach allen Regeln der Kunst kontrolliert. Alles scheint in Ordnung zu sein, doch die Leistungsgrenze des Senders ist erreicht. Es bleibt nichts anderes übrig, als den Standort zu verlegen; denn «Verbindung um jeden Preis» heisst die Losung. Sie klettern ein Stück links in den Hang hinauf. Auf einmal erhält Albert einen Schlag auf den Oberarm. Er dreht sich nach Peter um und schaut in ein leuchtendes Gesicht. Aha, die Verbindung spielt. Gott sei Dank! In diesem Augenblick bringen die Aufklärer auch schon die ersten Meldungen über den Feind. Sie werden mit allen Einzelheiten an die Zentrale weitergegeben. Ununterbrochen summt der Apparat. Die letzten Späher kommen zurück. Die Aufklärungspatrouille hat ihre Aufgabe erfüllt. Kurze Zeit darauf liegt unser Artilleriefeuer auf den feindlichen Stellungen, die durch Holzgerüste und Mannsscheiben markiert sind. Wieder gehen Peter und Albert nach vorn, diesmal mit einem Stosstrupp. Mann für Mann arbeitet sich bis knapp hinter das Sperrfeuer vor. Maschinengewehre, Infanteriekanonen und Minenwerfer setzen ein. Die Verbindung spielt einwandfrei, und doch muss Peter den Lismer ausziehen und ihn turbanähnlich um den Kopf wickeln; denn der Geschützlärm droht die Stimme seines Kameraden im Kopfhörer zu übertönen. Befehle und Anfragen lösen sich ununterbrochen ab.

«Stosstrupp in Stellung bereit.» Die Station wird ganz nahe am Feind in einer Mulde eingerichtet. Über sie hinweg bellen zwei Maschinengewehre ihr Niederhaltefeuer. Peter hört plötzlich einen hellen, schneidenden Ton, dass er vor Schmerz die Augen schliesst. Ein Antennenstab wurde vom

eigenen Maschinengewehrfeuer zerschossen. Nur brüllend ist es Peter möglich, seinen Kameraden zu verständigen. Der Stab muss ausgeschaltet, die Antenne neu abgestimmt und die Verbindung wieder hergestellt werden. Die Lautstärke hat kaum gelitten, Peter muss indessen allen Willen aufbringen; denn in dieser ablenkungsreichen Lage will es etwas heissen, die umtobten Sinne nur auf die Stimme seines ihm unsichtbaren Kameraden auf der Zentrale zu konzentrieren. Es ist nur gut, dass die beiden Funker gegenseitig an ihre Stimme gewöhnt sind, denn das Kehlkopfmikrophon verändert das Tonbild und gibt bestimmte Laute fast nicht weiter.

Schlagartig setzt das Artilleriefeuer aus. Nur noch die Maschinengewehre unterstützen das Unternehmen des Stosstrupps, der sich mit einer gestreckten Ladung einen Weg durch die feindlichen Drahtverhaue bahnt. Wumm! – der Weg ist frei, der Stosstrupp stürmt. Zwei Maschinengewehre und die Funkstation werden auf der eingenommenen Höhe in Stellung gebracht.

Meldung: «Punkt 2276 vom Feinde frei.»

Hans in der Zentrale quittiert: «Ich wiederhole, Punkt 2276 vom Feinde frei.»

Peter gibt zurück: «Richtig, Schluss.»

DER TRAINSOLDAT

VON WERNER WEBER

Es ist früher Morgen. Rings vom Lande kommen die Bauern mit ihren Pferden; denn heute rückt die Truppe ein und braucht die Zugtiere. Immer länger werden die Reihen; Braune, Fuchsen, Schimmel und Rappen stehen dicht gedrängt beisammen.

Wir streichen prüfend durch das Gewimmel. Niemand schickt uns weg; denn man kennt unsere roten Patten: wir sind Trainsoldaten. Da und dort kommt ein Bauer auf uns zu; er möchte uns seine Pferde zeigen. Verheissend führt er uns über den Platz bis zu seinen Tieren; er rühmt sie und verspricht dem, der sie nehmen will, ein kleines Entgelt. Aber gesund und rund sollen die Pferde bei der Abgabe sein, das ist die Bedingung.

Wir können nicht weiter verhandeln, die Zeit ist nahe: wir müssen zum Appell. Rasch wird die Arbeit verteilt, die Pferde werden übernommen, die Geschirre gefasst. Bald sieht man kleine Gruppen von Pferden: das sind die Gespanne, die nun in den kommenden Wochen zusammen die Wagen ziehen werden; es sind Tiere von gleicher Grösse und gleichem Temperament. Wir verpassen die Beschirrung: Riemen werden verkürzt, Strängen ausgeglichen; es ist wichtig, dass jeder Geschirrtteil richtig liegt; so kann das Pferd nicht verletzt werden.

Inzwischen hat auch die Infanterie mobilisiert. Alle Fuhrwerke sind beladen; wir spannen an. Das Bataillon marschiert in den Dienst. Am Schlusse der Kompagnien dampfen die Fahrküchen, und im Dunst des Essens, das schon in den Kesseln kocht, folgt der Train; das sind die Fuhrwerke, auf denen alles liegt, was die Truppe für den Dienst im Felde benötigt: Munition, Verpflegung, Decken, Kleider und anderes mehr.

Wir sitzen auf den Böcken unserer Wagen und prüfen die Gespanne; denn erst jetzt zeigt sich, ob sich die beiden Tiere, die zusammengespannt wurden, zu einer guten Zugkraft ergänzen.

Den ganzen Tag über dauert der Marsch, bis wir die Unterkunft erreichen.

Nun beginnt für den Train erst recht die Arbeit. Wir reinigen Pferde und Geschirre; die Unteroffiziere suchen Stallungen oder wenigstens Räume, in denen wir solche einrichten können. Latten, Balken und Säcke werden zusammengetragen; und noch spät hört man das Hämmern.

Dann aber sind die Einfahrten und Tenne zu Ställen geworden; für die Pferde ist gesorgt, gut gefüttert binden wir sie in die Stände.

Jetzt erst beziehen wir unser Kantonnement und reinigen unsere Ausrüstung. Einer geht in die Küche und fasst das Essen. – Vor einem Tage noch standen wir zu Hause hinter dem Pfluge! Nun tragen wir die Uniform und sind Soldaten, und wir meinen, wir seien es schon lange. Mit solchen Gedanken hüllen wir uns in die Decken.

Wir glaubten, längere Zeit hier im Dorfe bleiben zu können.

Es kam anders.

Das Bataillon hat einen Auftrag erhalten. Die Kantonnements werden geräumt und die Kompagnien zum Abmarsch bereitgestellt. Wir bringen die Pferde aus den Stallungen und bespannen Wagen und Karren.

Es kommen nun andere Tage. Alle wissen es, auch wir Trainsoldaten. In letzter Zeit hatte man nicht viel von uns gesehen; wir waren mit unsern Pferden bei den Bauern auf dem Felde, wir haben gepflügt und gemäht, und ohne unsre Hilfe wäre manche Furche verschlossen geblieben, manche Mahd zu spät geschnitten worden.

Das ist nun vorbei.

Das Bataillon marschirt in langer Kolonne. Schon ist der zweite Stundehalt vorbei. Wir sehen, wie die Strasse steil und schmal ins Tal steigt, wie die Kompagnien stetig vorwärts marschieren.

Es wird nun immer schwerer für die Pferde. Vorn in der Kolonne bleibt ein Gespann stehen; eine Zugstrange wurde zerrissen. Wir fahren vor; der Trainsoldat ist schon daran, den Schaden zu beheben.

Da kommt eine Meldung von der Spitze: der Train soll Zurückbleiben und selbständig in Deckung fahren.

Also ist es so weit. Die Infanterie bezieht nun die Stellungen; Ross und Wagen bleiben zurück, um erst dann der Truppe zu folgen, wenn es die Lage erlaubt.

Wir fahren abseits an den befohlenen Ort. Mitten unter Tannen, in dichten Sträuchern richten wir uns ein. Die Pferde werden ausgespannt und abgeschirrt; wir beginnen den Stalldienst, als wären wir im Quartier. Jeder tut das Seine: der eine bürstet den Rappen, der andre den Schimmel; der Hufschmied heftet ein Eisen. Es sieht aus, als ob wir lange hier im Walde bleiben könnten. Ja, vielleicht bleiben wir lange, vielleicht müssen wir bald wieder weg – was gelten solche Überlegungen!

Die ausgestellte Wache ruft jemanden an; es kommt ein Meldefahrer. Jeder von uns schaut hin und hört, dass wir der Truppe sofort folgen sollen. Unser Staffelführer sucht auf der Karte den vorgeschriebenen Weg. Es wird heute spät werden; nicht nur weit, sondern auch schwierig zu befahren ist die Route; so wenigstens zeigt es die Karte. Das Lager im Walde wird geräumt. Noch ist keine Stunde vergangen, seit wir ausspannten, und schon wieder rollen die Wagen zwischen den Bäumen hervor auf die Strasse.

Die Fahrer sind alle abgesehen; es geht bergan. Die Pferde stehen oft und sperren mit verkrampften Beinen, ihre Körper glänzen im Schweiß. Ein Zuruf und dann die Zügel etwas lockern: das genügt; die Tiere liegen von neuem in die Geschirre und reissen den Wagen weiter; es ist, als wüssten sie, dass weiter oben Soldaten auf Verpflegung warten.

Der Weg ist steiniger geworden. Das vorderste Fuhrwerk bleibt stehen, die andern schliessen auf. Es geht nicht mehr.

«Es geht nicht mehr!» – wir wissen: das ist ein verbotenes Wort. Alle Trainsoldaten stehen an der Spitze. Die Strasse ist nicht weiter befahrbar; es bleibt nichts anderes, als das Wichtigste von den Wagen auf die Pferde zu laden, und dann wie Säumer bis zur Truppe vorzustossen.

Wir packen die Bindestricke aus und binden die Lasten auf die Tragsättel der Pferde. Die Wagen bleiben bewacht zurück, während wir die Tiere an langen Zügeln über das Geröll führen.

Noch vor wenigen Stunden lenkten wir die Gespanne vom Bocke aus: nun steigen wir in langer geöffneter Kolonne bergan. Der Weg ist schmal. Ein Tier stürzt; wir lösen die Riemen und reissen den Sattel weg. Das Pferd dreht sich, und ohne Hilfe steht es auf. Ein Unteroffizier behandelt die Verletzungen an den Beinen des Pferdes: sie sind ungefährlich. Wir laden die

Last von Neuem und gehen weiter des Wegs. Wir haben den Hang höhersteigend durchquert; nun hat der Vorderste die Höhe erreicht und gibt ein Zeichen. Es muss etwas Besonderes sein, was er uns zu sagen hat – vielleicht sind wir am Ziel? Auf der Höhe angekommen, erblicken wir Zelte; die einen sind schon fertig erstellt, andere werden erst gebaut.

Wenn wir auch wissen, dass wir noch manchmal hinab und wieder hinauf den Nach- und den Rückschub transportieren müssen, so wird uns doch leichter. Nicht allein die überstandene Mühe macht das aus: es ist viel mehr die Freude unserer Kameraden, die sich auf uns ausbreitet. Schon lange haben sie auf Verpflegung und Ausrüstungsgegenstände gewartet. Nun, da wir mit all dem gekommen sind, was man im Felde wünschen darf, spüren wir, dass wir für alle etwas getan haben, und das macht uns froh.

Wir bleiben nicht lange bei den Zelten. Das Material, das unten auf den Wagen liegt, muss noch heute hinaufgebracht werden...

So ging der Tag vorbei: dreimal haben wir den Weg gemacht; nun ist die Truppe versorgt.

Der Abend ist gekommen. Die Soldaten ruhen in Gruppen um die Zelte. Wir stehen bei den Pferden und bürsten den Staub eines langen Weges von ihren Körpern. Erst spät ist unsre Arbeit zu Ende, sind die Pferde gefüttert, die Geschirre gereinigt, ist die Stallung eingerichtet. Wir gehen zur Feldküche; die Infanterie hat schon verpflegt, für uns wurde das Essen bereitgestellt.

Das nun ist die schönste Stunde des Dienstes: beim Essen mit den Kameraden über den Tag zu reden. Ein Kanonier fragt nach Zeitungen, ein Lmg.-Schütze nach Schokolade, ein anderer bringt uns einen Gruss, den wir mit ins Tal nehmen sollen. So sind wir Mittler zwischen Truppe und Heimat.

Die Zeit ist gekommen; es wird Ruhe befohlen. Wir gehen in den Stall; denn diese Nacht schlafen wir bei den Pferden. Es ist dunkel und still. Manchmal schlägt ein Huf gegen den Boden; dann verstummt der Stall, und nur das tiefe Ziehen aus grossen Nüstern weht durch das Dunkel. In solchen Nächten nehmen wir jenen Geruch in unsre Kleider auf, der uns allorts als Trainsoldaten verrät, und wir sind stolz darauf.

Der Morgen ist kaum über den Berg gestiegen. Wir machen uns bereit

zum Marsch ins Tal. Mit dem Rückschub beladen folgen uns die Pferde. Der Himmel hat sich verdüstert; es fällt Regen. Die Wege werden zu kleinen Bächen, und die Steine rollen weg; nur vorsichtig und langsam geht es talwärts. Ein kalter Wind steift die Hände, kaum spüren wir noch die Zügel in der Faust. Wir wärmen uns am Halse der Pferde. – Wie lange scheint uns heute der Weg!

Nach Stunden erreichen wir das Dorf...

So haben wir während Tagen Munition, Nahrung und Grösse aus dem Tal zu den Zelten gebracht. Nun ist das Bataillon wieder in seiner alten Unterkunft; es hat seinen Auftrag erfüllt. Der Weg für Nach- und Rückschub wird jetzt einfacher, und es bleibt uns Zeit für die Ausbildung. Wir turnen und exerzieren mit unsern Kameraden von der Infanterie.

Nach manchen Wochen wird unser Bataillon abgelöst; es kommt der Tag der Pferdeabgabe. Jeder Trainsoldat bürstet noch einmal vor dem Urlaub seine Tiere und fettet ihre Hufe; dann stellen wir uns bereit. Wir reden mit den Pferden wie mit Kindern, die man in die Ferien geben will, und wir übergeben sie den wartenden Bauern in der Hoffnung, dass wir sie wieder sehen werden. Mancher streicht seinem Tier noch einmal durch die Mähne: denn es ist wahr: Pferde vergessen nicht, was man ihnen Gutes, was man ihnen Böses tut.

SAPPEURE

VON FRITZ STÜSSI

Als unsere Armee nach der Mobilmachung im September 1939 ihre Verteidigungsräume durch Befestigungsanlagen zu verstärken begann, ertönte von allen Seiten der Ruf nach dem Sappeur. Man erwartete vom Sappeuroffizier die Planung und Leitung von Befestigungsbauten, vom Sappeurunteroffizier und vom Sappeur die Tätigkeit von Bauführern, Vorarbeitern und Lehrmeistern. Wir Sappeure freuten uns, unsere Arbeit plötzlich anerkannt und geschätzt zu sehen, da wir vorher in den Wiederholungskursen der Friedenszeit Ähnliches nicht oder doch nur ganz ausnahmsweise erlebt hatten. Wir waren uns viel eher gewohnt, in Manövern als Reserve am Schluss zu marschieren, nicht eingesetzt zu werden oder dann auch etwa Aufgaben zugewiesen zu erhalten, die im raschen Ablauf des Manövergeschehens nicht verwirklicht werden konnten. Nun aber, nach der Mobilmachung, konnten wir uns nicht mehr über Mangel an Aufgaben beklagen. Im Gegenteil, wir müssen sogar zugeben, dass wir nicht alle Anforderungen, die man an uns stellte, erfüllen konnten; denn einmal waren wir für die uns aufgetragenen Arbeiten oft zu wenig zahlreich und vielfach auf die Befestigungskunst selbst zu wenig vorbereitet. Wenn auch das handwerkliche Können der Sappeure jeder bei Befestigungsbauten vorkommenden technischen Arbeit gewachsen ist, so fehlte doch die theoretische Ausbildung des Kaders, und es entstanden oft Bauformen von Tankhindernissen, Bunkern und Unterständen, die ihr Dasein mehr dem Wunsch, rasch wenigstens etwas zu bauen, als einer gründlichen Abklärung befestigungstechnischer Probleme verdankten. Die Uneinheitlichkeit der Bauformen wurde zwar mit der Zeit korrigiert, der Truppe standen nach und nach durchgearbeitete Pläne und auch begründetere Vorstellungen als am Anfang zur Verfügung. Dafür hatten die Sappeuroffiziere eine neue Sorge vor sich: die Sappeurkompanie wurde zum Baugeschäft

und zwar auf Kosten ihrer technischen Kampfausbildung. Während wir aus Kriegsberichten von kämpferischen Spitzenleistungen vor allem der deutschen Pioniere hörten und daraus lernen konnten, waren wir immer noch an unsere Bauplätze gebunden. Es dauerte ziemlich lange, bis der eigentlichen Sappeurausbildung für den Krieg genügend Zeit eingeräumt werden konnte.

Die Kampfaufgaben, die dem Sappeur zugewiesen werden müssen, weil andere Truppen dazu weder ausgebildet noch ausgerüstet sind, sind folgende: Zerstörungen und Sperren, Wiederherstellung oder Neubau von Verkehrswegen mit zugehörigen Kunstbauten (Brücken), Bekämpfung des Gegners mit Sprengstoff und (nur ausnahmsweise) Beihilfe bei schwierigen Spezialarbeiten von Befestigungsanlagen.

Im Rahmen unserer Landesverteidigung sind die *Zerstörungen und Sperren* die wichtigste Aufgabe des Sappeurs. Jede zerstörte Brücke schafft wieder das natürliche Hindernis, dessen Überquerung in den meisten Fällen dem Gegner ohne technische Hilfsmittel und Zeitverlust nicht möglich ist. Durch die Zerstörungen verlangsamen wir den Vormarsch des Gegners derart, dass unser Feuer, d.h. die Abwehr durch die andern Waffen, wirksamer wird. Bei unserem dichten Verkehrsnetz und der grossen Zahl von Brücken in unserem Lande, die wir beim Beginn der Kampfhandlungen zerstören müssten, sind die wenigen Sappeure, die unsere Armee besitzt, rasch aufgeteilt, und es bleiben keine überschüssigen Kräfte für die Beihilfe bei Befestigungsarbeiten.

Das französische «Règlement sur la manœuvre et l'emploi du génie» rechnet auf je zwei Quadratkilometer einer Zerstörungszone mit einem Aufwand von rund tausend Kilogramm Sprengstoff und hundert bis hundertfünfzig Arbeitstagen. Selbstverständlich dürfen wir solche Angaben fremder Reglemente nicht einfach auf unsere Verhältnisse übertragen, sondern wir müssen vor allem mit Rücksicht auf unsere ja nicht unerschöpflichen Sprengstoffvorräte, für die wir auch teilweise auf Import und Reserven angewiesen sind, uns bemühen, mit möglichst wenig Sprengstoff umfassende und wirksame Zerstörungen durchzuführen. Immerhin geben uns diese Zahlen doch einen Anhaltspunkt darüber, dass im Verteidigungskampf unsere Sappeure durch Zerstörungsaufgaben weitgehend absorbiert werden dürften.

Nur die wenigsten Sappeure bringen aus ihrem zivilen Beruf eine ausreichende Beherrschung der Sprengtechnik mit. Es hat gerade hier eine intensive und sorgfältige Sonderausbildung im Militärdienst einzusetzen. Der Erfolg einer Sprengung kann durch die kleinste Nachlässigkeit in der Manipulation von Sprengstoff und Zündmitteln in Frage gestellt werden; die ungenaue Befestigung einer Sprengkapsel, das unsorgfältige Abschneiden einer Zündschnur, unrichtiges Anbringen der Sprengladung an der zu zerstörenden Brücke stellen die Wirkung in Frage. Aber auch die theoretische Seite der Sprengtechnik, die jeder Sappeuroffizier beherrschen muss, kann nur im Militärdienst oder in eigener ausserdienstlicher Tätigkeit erarbeitet werden. Dazu kommt als weitere Schwierigkeit, dass die Grundsätze der Sprengtechnik und die Formeln der Ladungsberechnungen unserer wie auch ausländischer Reglemente teilweise verbesserungsbedürftig sind und auch in der letzten Zeit, besonders durch ausserdienstliche Tätigkeit von Truppenoffizieren, verbessert worden sind.

Im Gebiete des Brückenbaues liegt dem Sappeur der Bau von *Brücken aus Not material* ob, im Gegensatz zu den Pontonieren, die ihre Brücken aus fertig vorbereiteten Teilen (Korpsmaterial) an Ort und Stelle zusammensetzen. Der Sappeur verfügt in seiner Ausrüstung über das notwendige Werkzeug, um aus requiriertem Material (Rundholz, Kantholz und Bohlen) die Brückenteile selbst bearbeiten und einbauen zu können. Dabei sind die Anforderungen an die Belastungen, die solche Notbrücken heute tragen müssen, durch die Motorisierung der Armee stark gestiegen. Während noch zu Beginn des letzten Weltkrieges die Kolonnenbrücke mit einer Tragfähigkeit von drei Tonnen den normalen Bedürfnissen der Armee genügte, müssen wir heute mit Belastungen von zehn bis zwölf Tonnen rechnen; die schöne Kolonnenbrücke, dieses Prunkstück jeder Sappeur-Rekrutenschule, ist heute nur noch als eine Art technisches Drillmittel, aber nicht mehr als Kriegsbrücke von Bedeutung. Schon die Kriegsgeschichte des Altertums berichtet von bemerkenswerten Kriegsbrückenbauten, so von den Schiffbrücken der Perserkönige Xerxes und Darius und von den festen Brücken der Römer, besonders unter Cäsar und Trajan. Die Trajansbrücke über die Donau, von der wir uns eine Vorstellung durch ihre Abbildung

auf der Trajanssäule machen können, ist ein kunstvolles Bauwerk, zu dessen Erstellung wohl die besten Kräfte der damaligen hochentwickelten zivilen Bautechnik in Anspruch genommen werden mussten. Die Pfahljochbrücke Cäsars über den Rhein, die er in seinem Buche über den Gallischen Krieg beschreibt, darf auch heute noch als hervorragende Leistung im Gebiete des Kriegsbrückenbaues angesehen werden, vor allem auch deshalb, weil sie, für alle vorkommenden Lasten der Armee Cäsars tragfähig, in der kurzen Zeit von nur zehn Tagen erbaut wurde. Diese Leistung, ausgedrückt durch den durchschnittlichen Baufortschritt in der Stunde, ist durch die heute reglementarischen schweren Notbrücken kaum zu übertreffen, und nur durch die Wahl neuerer Tragsysteme grösserer Spannweite, die eine Verminderung der Zahl der zu rammenden Pfahljoche gestattet, ist die heute unbedingt erforderliche Verkürzung der Bauzeit möglich geworden. Der Beweis ist erbracht, dass unsere Sappeure und vielleicht im besonderen Masse die beruflich reifen Landwehrsappeure, über das Können verfügen, um hier Spitzenleistungen zu vollbringen, die auch den Vergleich mit den Leistungen ausländischer Bautruppen durchaus nicht scheuen müssen.

Für den Sappeuroffizier stellt der Kriegsbrückenbau wohl am ehesten das Gebiet dar, in dem er seine bürgerliche Berufsausbildung oder seine Kenntnisse der zivilen Bautechnik direkt nutzbringend anwenden kann. Es ist aber mit aller Deutlichkeit darauf hinzuweisen, dass die Grundsätze und Bemessungsverfahren der zivilen Bautechnik nicht direkt auf Kriegsbauten übertragen werden dürfen. Jedes militärische Bauwerk besitzt im Rahmen der kriegerischen Handlungen seine bestimmte Aufgabe, die es nur erfüllen kann, wenn es rechtzeitig fertiggestellt wird. Damit wird die Kürze der Bauzeit zur dominierenden Forderung der militärischen Bautechnik. Wir müssen hier mit Baustunden sparen, während wir in der zivilen Bautechnik an Franken, an Baukosten, sparen müssen. Dies bedingt nicht nur abweichende Anordnung in der Bauorganisation, sondern auch in der Formgebung der Einzelheiten, damit wir möglichst viele Arbeitskräfte gleichzeitig einsetzen können. Ein weiterer Unterschied zwischen zivilem und militärischem Brückenbau liegt in den geringeren Anforderungen, die wir an die Sicherheit und die Lebensdauer einer Kriegsbrücke stellen dürfen. Daraus

ergibt sich die Möglichkeit, Kriegsbrücken mit geringerem Materialaufwand bauen zu können als zivile Brücken, wodurch eine sehr erwünschte Einsparung an Transportmitteln möglich wird.

Ich habe bereits festgestellt, dass die Sappeure wohl über das handwerkliche Können verfügen, um alle Bauarbeiten, die im Zusammenhang mit Befestigungsbauten vorkommen, einwandfrei zu lösen, dass aber die beschränkte Zahl von Bautruppen und die Fülle anderer für unsere Verteidigung wichtigere Aufgaben uns verbieten, die Ausführung von Befestigungsarbeiten durch Sappeure in Aussicht zu nehmen. Feldbefestigungsanlagen sind durch die Infanterie selbst zu erstellen, während permanente Befestigungen als Teile der Landesbefestigungen wegen der langen Baufristen schon in Friedenszeiten erstellt werden müssen. Da aber erfahrungsgemäss die *Tradition der Befestigungskunst* bei den andern Waffen zu wenig gepflegt wird, muss notgedrungen der Sappeuroffizier diese Aufgabe übernehmen, zu der er auch durch seine technische Ausbildung befähigt erscheint. Die Schwierigkeit besteht aber darin, ihm die dabei notwendige Ausbildung und Übung laufend zu vermitteln und ferner in der rechtzeitigen Übermittlung dieser Kenntnisse an die andern, solche Arbeiten dann ausführenden Truppen.

Der *Einsatz des Sappeurs* bei Zerstörungen und Wiederherstellung von Verkehrswegen wie auch bei der ausnahmsweise vorkommenden Beteiligung bei Feldbefestigungsarbeiten ist ortsgebunden, auf bestimmte Objekte gerichtet, im Gegensatz zu den andern Waffen, deren Aufgabe die Bekämpfung und Vernichtung eines beweglichen Gegners ist. Aus dieser Verschiedenheit des Einsatzes muss sich auch eine gewisse Selbständigkeit in der Führung der Bautruppendeinheiten ergeben. Es geht nicht an, die Sappeure nach irgendeinem Schema auf Infanterietruppenkörper aufzuteilen, weil die Aufgaben sowohl örtlich wie in bezug auf Zeitbedarf in der Regel nicht miteinander übereinstimmen. Der Sappeuroffizier hat in voller Kenntnis der Absichten des ihm übergeordneten Truppenführers selbständig und vorausschauend sich auf die möglichen technischen Aufgaben vorzubereiten, Projekte auszuarbeiten, Material bereit zu stellen und rechtzeitig von seinen Vorgesetzten die Befehle zum selbständigen Einsatz seiner Sappeure an

solche Arbeiten zu erwirken. Während der Sappeur den übrigen Waffen den Kampf gegen die Schwierigkeiten des Geländes abnimmt, müssen aber die andern Waffen die technischen Arbeiten sichern. Wenn ein Brückenbau durch feindliches Feuer gestört wird, so sind zwei Möglichkeiten denkbar. Entweder hören die Sappeure mit ihrer Arbeit auf, bis sie mit ihrem Karabiner den Gegner vertrieben haben; dann aber hat der Gegner bereits seine Absicht erreicht, er hat die ihm unerwünschte technische Arbeit unterbrechen, ihre Fertigstellung verzögern können. Die zweite Möglichkeit besteht darin, dass die andern Waffen die Erledigung des störenden Gegners übernehmen, damit der Sappeur seine Arbeit zu Ende führen kann. Wenn die technischen Truppen eine Sicherung ihrer grösseren technischen Arbeiten durch andere Truppen verlangen und verlangen müssen, so bestimmt nicht deshalb, weil ihnen der kämpferische Mut fehlen würde, sondern weil sie selbst zur Erfüllung beider Aufgaben zu wenig zahlreich sind, also nur aus zwingenden Zweckmässigkeitsgründen. Es braucht bestimmt nicht weniger Soldatentum dazu, im feindlichen Feuer mit dem Handbeil, mit Ruder und Stachel oder mit dem Bohrwerkzeug Weiterarbeiten zu müssen, als einem schiessenden Gegner mit gleicher Münze heimzahlen zu dürfen. Die Bautruppen kämpfen mit ihrem Werkzeug mit den andern Waffen und für diese im Rahmen des gemeinsamen Abwehrkampfes; sie sind deshalb *kombattante Truppen*.

Eine *Waffe* besitzt jedoch der Sappeur, mit der er direkt die Vernichtung des Gegners erreichen kann: den *Sprengstoff*. Während die Artillerie Sprengladungen durch Kanonen, der Flieger durch Bomben auf weite Distanz zur Vernichtung feindlicher Truppen oder feindlichen Materials einsetzt, bringt der Sappeur seinen Sprengstoff direkt am zu vernichtenden Objekt an. Eine in den Boden eingegrabene Mine, die im Augenblick, in dem ein feindlicher Tank über sie passiert, gezündet wird, eine geballte Ladung, die in die Schiessscharte eines gegnerischen Bunkers oder in ein gegnerisches Geschützrohr eingebracht wird, hat in der Regel, ganz abgesehen von der Treffet Wahrscheinlichkeit, einen viel grösseren Wirkungsgrad als Geschosse oder Bomben gleicher Sprengstoffmengen. Die Kunst, diesen Sprengstoff am richtigen Ort anzubringen, erfordert die besten sol-

datischen Eigenschaften. Der Sappeur muss nicht nur ein guter Techniker, sondern in erster Linie ein *vollausgebildeter Soldat* sein.

Diese wirksame Waffe, der Sprengstoff, wird in der Regel in kleinen und kleinsten gemischten Verbänden, den *Stosstrupps* eingesetzt. Eine zweckmässige Arbeitseinteilung zwischen Infanterist und Sappeur ist auch hier notwendig: während der Infanterist durch sein Feuer den Gegner niederhält, schneidet der Sappeur Gassen in Stacheldrahtverhaue, beseitigt Tankhindernisse, zerstört Bunkereingänge, sprengt Schiessscharten, Tanks, Geschütze, Munitionslager. Solche Stosstruppunternehmungen sind bei Offensivhandlungen auf feste Ziele angesetzt; für unsere Ausbildung im Rahmen der Verteidigung stellt sich dagegen die Aufgabe, in der Hauptsache gegen bewegliche Ziele, Tanks, Panzerwagen, vorzugehen. Die Wirksamkeit solcher Stosstruppunternehmungen ist umso grösser, in je grösserer Zahl und Tiefe sie durchgeführt werden; nicht nur gegen die vordersten Truppen des Gegners, sondern auch weit hinten in seinen Nachschubräumen, tagsüber vielleicht versteckt ruhend, in der Nacht aber durch die eigene Ortskenntnis sicher geführt, müssen kleine, aber zahlreiche Stosstrupps eingesetzt werden. Sprengladungen, durch solche Trupps geschickt angebracht, gehören zu den wirkungsvollsten Waffen moderner Armeen; ihre Handhabung aber erfordert sicheres technisches Können, Selbständigkeit, Kühnheit und Draufgängertum.

Es ist wohl kaum möglich, dass in der gleichen kurzen Ausbildungszeit, die den andern Waffen für ihre soldatische Ausbildung zur Verfügung steht, der Sappeur sowohl zum guten Soldaten wie zum guten Techniker ausgebildet wird. Der Sappeur muss die Grundlagen seiner *technischen Ausbildung* aus seinem zivilen Beruf mitbringen. Je sorgfältiger er in seinem technischen Berufe ausgebildet ist, umso intensiver kann und muss seine *soldatische Ausbildung* während der Dienstzeit gefördert werden. Unsere Sappeure stammen aus den Berufen des Baugewerbes, sie sind Zimmerleute, Maurer, Schlosser, Techniker, Architekten und Ingenieure. In einer Sappeurkompanie ist eine kaum vorstellbare Menge von handwerklichem Können vereint, und es gibt wohl nicht manche technische Schwierigkeit, für die der Sappeur nicht eine Lösung finden wird. Das hat offenbar auch unser General Henri Guisan kürzlich feststellen wollen, als

er bei einer technischen Besichtigung sagte: «Ja, die Sappeure sind schlaue Leute.»

Je grösser aber das technische Können der Truppe ist, desto grösser sind auch die Anforderungen, die wir an die Führung stellen müssen. Ein Führer kann das technische Können seiner Truppe nur dann ausnützen, wenn er es selbst beherrscht, und er erzwingt sich das Vertrauen seiner Truppe nur, wenn er soldatisches Wesen mit überlegenem technischem Können vereinigt. Dieses technische Können kann in genügendem Ausmass weder die dienstliche Ausbildung noch, infolge der Besonderheiten der militärischen Technik, die berufliche Ausbildung allein vermitteln; eine ernsthafte und zielbewusste ausserdienstliche Beschäftigung mit den Besonderheiten und Problemen der militärischen Bautechnik und ihre richtige Einordnung in den vielseitigen Rahmen der Kampfhandlungen ist unbedingtes Erfordernis. Die neuere Schweizer Geschichte zeigt uns ein leuchtendes Bild eines solchen vorbildlichen Genieoffiziers, der in seinem bürgerlichen Berufe als Ingenieur bleibend wertvolle Arbeit leistete, der durch die Vielseitigkeit seiner Interessen, durch sein hervorragendes Können auf militärischem und technischem Gebiet und nicht zuletzt durch sein wahrhaftes Soldatentum uns Sappeuren bleibendes Vorbild sein muss: General Guillaume Henri Dufour.

BESPANNTRE BATTERIE

VON EDMUND SCHWARZENBACH

Aus eingefleischter Gewohnheit steigt der ältere Oberleutnant seitwärts schreitend und vorsichtig aus dem Wagen des Nachtschnellzuges. Dann muss er lächeln über die unnötige Sorgfalt, die er sich in friedlicheren Zeiten zugelegt hat, als der klirrende Säbel solche Massnahmen noch nötig machte. Ja, vieles hat sich geändert, seit die spielerische Salonwafle durch die geladene Pistole ersetzt worden ist!

Als einziger Reisender hat er den verlassenem Bahnsteig betreten; schon rollt der lange Zug wieder in die Nacht hinaus. Mit bedächtigen Schritten geht der Oberleutnant nun durch den dürftig erleuchteten Treppenschacht in die Unterführung hinunter, die zu Beginn des Krieges mit Baumstämmen und Balken halbwegs in einen Unterstand verwandelt worden war.

Wie oft ist er nicht schon an dieser Station ausgestiegen, meist jedoch zu früherer Stunde, um noch mit einem Bummelzug den kleinen Bahnhof zu erreichen, der eine halbe Wegstunde vom Kantonnementsort entfernt liegt. Oft hat er auch sein Pferd hierher bestellt und so, mit der neben ihm reitenden Ordonnanz plaudernd, die Batterie in anderthalb Stunden erreicht. Heute hat er sich jedoch in der Stadt unvorhergesehen verspätet, und weder ein Zug noch das Pferd sind da, um ihm den langen Weg zu verkürzen. Doch er kennt ihn gut. Wie ein Einheimischer schreitet er auf Abkürzungen durch das altertümliche Städtchen zur Brücke hinunter, um am jenseitigen Ufer des Flusses auf der grossen Überlandstrasse gegen Nordwesten zu marschieren. An jedem einzelnen Wegstück haftet eine Erinnerung, und das kann nicht wohl anders sein, lebt doch die Feldbatterie, bei der er eingeteilt ist, schon seit anderthalb Jahren in dieser Gegend, ja im selben Dorfe.

Seine Sporen klirren hell in der stillen Nacht, und wieder muss er lächeln. Zu Beginn seiner bescheidenen militärischen Laufbahn hatte ihn diese Musik mächtig gefreut, und noch heute tut ihm das Geräusch wohl:

denn er ist dankbar und stolz, bei einer berittenen Truppe Dienst zu tun. Voll Schadenfreude sieht er auf das vom wechselnden Mondlicht beschienene Band der Landstrasse. Kein Stabsauto und kein lärmender Lastwagen stören die Ruhe. Freilich, zum Freuen allein ist die erzwungene Untätigkeit der ihm unsympathischen Vehikel nicht, besonders nicht für einen Offizier, der, wie er, obwohl er keine Karriere mehr vor sich hat, immerhin die Bulletins der Division, in denen die moderne Kriegsführung geschildert wird, regelmässig zu Ende liest.

Eben schlägt es von den Türmen des Städtchens, das nun hinter ihm liegt, zwölf Uhr. Jetzt folgen die langsamen, dünneren Töne der kleinen Dorfkirche, bei der sein Weg von der Hauptstrasse abzweigt. Der breitgeschwungene Schatten, den er durchreitet, gehört zu dem herrschaftlichen Pfarrhausdach, das als stolzer Zeuge des Berner Regiments dem ehemaligen Untertanenkanton verblieben ist. «Prophetenstadt», «Kulturkanton» – wieder muss der Oberleutnant lächeln. Er entsinnt sich noch allzugenug, wie er zum erstenmal Kantönlicheit empfunden hatte, als die Truppe, zu der er gehört, anlässlich der Neuordnung der Armee zur Aargauer Division versetzt wurde. Nie hätte er sich vorher eine solche Anwendung zugeutraut. Die Batterie hatte auch durchaus nicht den geringsten Anlass, unzufrieden zu sein: die neuen Kameraden waren so gut und so schlecht, so verschiedenartig wie die früheren, und an den höheren Vorgesetzten war auch nichts auszusetzen. Und doch war nicht nur der Dialekt ein anderer. Nicht dass es weniger gute Schweizer gewesen wären, im Gegenteil, sie waren es unbedingter und problemloser als die eigenen Leute aus der grossen Stadt. Der Oberleutnant allerdings hat nicht die geringsten Schwierigkeiten mit ihnen; er ist eine verbindliche, anpassungsfähige Natur. Halb beneidet er diese Kleinstädter, die zumeist noch eine Lebenssicherheit haben, die es bei ihm zuhause nur noch unter den sehr einfachen Geistern gibt. Vor allem ist er jedoch froh, dass er mit seiner eigenen Bejahung schon jenseits des dunklen Grabens der Zweifel steht, der diesen geborgeneren Leuten noch immer droht. Im Übrigen nimmt er sich seine kleinen Anfälle von Kantönlicheit übel, umso mehr, als er ihre Verwandtschaft mit den sehr zeitgemässen Regungen des Nationalismus erkennt. Er hat aus seiner frühen Jugendzeit Erinnerungen mitgebracht an die Le-

bensauffassungen jener etwas abseits lebenden, mit dem Lande und seinen Traditionen verwachsenen Kreise des alten Bern, wie man sie, immer seltener allerdings, etwa im Schatten alter Platanen auf versteckten Herrensitzen antrifft. Dort hatte man, bei aller Bodenverbundenheit (um zeitgenössisch zu reden), stets eine Weltoffenheit gepflegt, die zuerst den Menschen, allzusehr vielleicht seine Manieren, auf alle Fälle aber zuletzt seine Landeszugehörigkeit wichtig nahm. Auch der Oberleutnant selber hat, aus solcher Tradition heraus, in entfernten Generationen Vorfahren in verschiedenen europäischen Ländern, ohne dass dadurch seine Liebe zur Heimat geschwächt worden wäre. Er ist dem Schicksal für diese Fügung dankbar, weil es so für ihn gar nicht in Frage kommt, anders als neutral zu denken, das heisst, an jeden seiner Nachbarn gleicherweise diejenigen Massstäbe anzulegen, die er als die gültigen erkannt hat. Auch besteht für ihn keine Gefahr, unter dem Eindruck krampfhafter nationaler Selbstverherrlichung etwa in jene bequeme Schwelgerei zu verfallen, die er für sich als «helvetischen Narzismus» bezeichnet, weil dabei alles, jede Eigenart und jede Unart, sofern sie nur landesüblich und weitverbreitet ist, als lobenswert gilt.

Plötzlich bricht er diese Spekulationen ab. Er weiss, dass derartige Spintisierereien der militärischen Tüchtigkeit, ja sogar der äusseren militärischen Haltung abträglich sind. Er will sich dienstlichen Fragen zuwenden; er rechnet aus, dass er erst um zwei Uhr im Dorfe sein wird. Dann sieht er sich um in der Landschaft; der Mond ist aus dem zerfetzten Gewölk getreten. Und schon ist der Oberleutnant bezaubert von der unauffälligen Schönheit der dunklen, burggekrönten Jurazüge, an deren Fuss, in breiten Schleifen, ja oft in mehrere Arme geteilt, der Fluss leise rauschend durch die Schachenwälder zieht. Die Dörfer mit den grossen Fabrikschloten liegen im Hügelschatten und sind kaum zu erraten. Der Hang aber, an dem sich das Strässchen hinzieht, leuchtet mild im Mondlicht. Beinahe hätten romantische Anwandlungen den Oberleutnant heimgesucht. «Busch und Tal» und «Nebelglanz» zogen bereits durch seinen nächtlich überwachen Kopf. Da mahnt ihn aber das ferne Rollen auf der grossen Schnellzuglinie daran, dass noch immer Kohlenzug um Kohlenzug von Norden nach Süden durch sein Land fährt. Hellgrün blitzen die

Funken der Fahrleitung über die Ebene, und schon sind die Bilder geweckt, die er in der Stadt am Nachmittag im Film gesehen hat: Leuchtraketen, platzende Flabgranaten, einstürzende Häuser, heulende Flugzeugmotoren, zerstörte Felder, verstörte, fliehende Menschen. Hier aber wächst das Korn friedlich; Holunderbüsche und das wuchernde Unkraut haben die wunden Stellen, welche letztes Jahr durch die Feldbefestigungen in die grünen Halden geschürft worden sind, bereits wieder verheilt. Die Tarmaler haben das ihrige getan, um die Versöhnung mit der Natur zu beschleunigen. Alles sieht so freundlich aus wie je zuvor; auch die kriegsbedingte Verdunkelung hat nichts Bedrohliches an sich, sie erhöht nur das ländliche Idyll.

Mit dem Blick folgt er den Schleifen des Bergsträsschens, das in ein kleines einsames Hochtal führt. Das Bild jener eintönigen Landschaft ist ihm vertraut, er kennt es zu allen Jahreszeiten, bei jedem Wetter und in jeder Tagesstunde. Elf Monate hat «seine» Batterie dort gegraben und gebaut, zuerst vor allem nach eigener Eingebung, aber mit grösstem Einsatz und viel stiller Begeisterung. Manches Fuder Holz, viel Eisen und viel Beton sind dort in die gelbe Erde versenkt worden. Aber schliesslich ist, nach zahlreichen Irrwegen und zeitraubenden Probeleien, etwas Rechtes entstanden. Es ist dann die Truppe bitter angekommen, die Früchte langen gemeinsamen Schaffens aufzugeben, das grosse Werk unter dem Einfluss einer völlig neuen Kriegslage als überholt betrachten zu müssen. Mit betonter Gleichgültigkeit wurde dies dann getan, und hellhörig zogen sie alle aus der raschen und vollständigen Anpassung der Armeeleitung an die geänderten strategischen Erfordernisse neues Vertrauen für den weiteren Dienst.

Ein Abschnitt des Grenzdienstes war damit vorbei. Vorbei wohl auch die Chance der tapferen kurzen Bewährung. Was jetzt ist und erst noch kommt, die Bewährung ohne alle Dramatik, die Tapferkeit ohne Glanz und Rausch gegenüber einem unsichtbaren Gegner, der Kampf gegen die mürbmachende Langeweile, gegen die Kleingläubigkeit der eigenen Vernunft, ist viel weniger verlockend, weniger dankbar. Gerade darin aber liegt das Verdienst des Schweizer Grenzsoldaten, und wenn man schon vom glänzenden Heldentum der grossen Augenblicke wenig reden soll,

so verträgt die nüchterne, selbstverständliche Pflichterfüllung der langen Grenzwacht erst recht keine grossen Worte.

Nun senkt sich die Strasse gegen den Ausgang eines Nebentales hin. Dort liegt, eingerahmt von der zarten Schraffur der Rebberge, sein Kantonnementsdorf. Die Nähe der Kameraden, seiner Leute, seiner Pferde beflügelt ihm den Schritt. Er mag es plötzlich kaum erwarten, bis er wieder eingeordnet ist in das vielfältige Gebilde der Batterie.

Bei den vordersten Häusern beginnt dieses heimliche Reich, mit dem er trotz gelegentlichen Spöttelns über Soldatenromantik so eng verwachsen ist. Dort ruhen im gut eingerichteten Viehstall der ersten Scheune zehn Pferde des ersten Zuges in Reih und Glied. Während der Oberleutnant nun um den Misthaufen schwenkt, um unter der breiten Einfahrt hindurch die Stalltüre zu erreichen, freut er sich schon auf den anheimelnden Geruch der warmen Pferdeleiber. Behutsam und ohne Licht zu machen betritt er den Stall. Die meisten Pferde liegen ruhig hingelagert im dürftigen Stroh, ein Zeichen, dass auch sie längst mit der Umgebung vertraut sind.

Auf dem Weg zum nächsten Stall begegnet dem Oberleutnant der patrullierende Stall Wächter. Mit jener allerdings völlig unpreussischen, aber soldatisch frischen Art, wie dies bei uns wohlgelittenen Vorgesetzten gegenüber üblich ist, meldet dieser seinen Namen und sein Tun. Er ist einer der jüngsten Fahrer, ein hübscher, hochgewachsener Bursche. Die Fragen, welche der Oberleutnant nun stellt und die um des militärischen Stiles willen knapper gehalten sind, als es seinem Hang zu einer vielfältig schattierten Redeweise entspricht, werden lebhaft und mit kurzangebundener Schüchternheit beantwortet. Es liegt in diesem Ton ein Stück völlig intakten Autoritätsglaubens, wie es dieser junge Bauernbursche wohl als Erbteil einer unerschütterten Lebensordnung schon in die Rekrutenschule mitgebracht hat, wo ihm nur noch die militärische Ausdrucksform dafür beigebracht werden musste. Der Oberleutnant wendet sich ab mit einer knappen Bestätigung des erhaltenen Rapportes, indem er dafür Sorge trägt, dass sein mit einer Art von Rührung gemischtes Wohlwollen nicht fassbar wird.

Allerdings besteht für ihn die Gefahr, leutselig zu werden, keineswegs,

schon deshalb nicht, weil er weiss, dass nur die wertloseren, ihm daher gleichgültigeren Elemente darauf hereinfallen würden. Auch kennt er aus eigener Erfahrung die peinliche Verlegenheit, ja die Beleidigung, welche die Herablassung eines gleichzeitig eingebildeten und unsicheren Vorgesetzten für jeden anspruchsvollen Charakter bedeutet. Nein, die Leutseligkeit, das Erkaufen von Beliebtheit, bildet für ihn keine Gefahr. Weit eher muss er sich davor in acht nehmen, in manchen Augenblicken den Als-ob-Charakter der militärischen Rangdistanzen als solchen allzu deutlich werden zu lassen. Besonders ist er versucht, gegenüber jenen Leuten, die genügend Erziehung, Haltung und Geschmack haben, um solche Einsichten nicht stillwidrig zu missbrauchen, von Zeit zu Zeit durchblicken zu lassen, dass die eigentliche, die rein menschliche Rangordnung, genau besehn, gelegentlich ziemlich windschief zur militärischen läuft.

Es scheint ihm aber wichtig, dass diese Wahrheit, die in einer Armee, welche sich aus so stark ausgebildeten Individuen zusammensetzt, wie das schweizerische Volksheer, auf die Dauer weder verheimlicht noch verleugnet werden kann, nur als stilles Wissen gehütet wird, weil sie nur im Zusammenhang mit dem Ganzen und im Gegenspiel zu anders laufenden Notwendigkeiten richtig ist. Er ist gescheit genug, solche Einsichten nicht in vereinfachter Weise aussprechen zu wollen. Er weiss schliesslich, wie destruktiv die Ablösung von Teil wahrheiten sich auswirkt. Im Grunde seines Herzens nimmt er selber jedoch die militärischen Rangordnungen nicht allzu ernst, und stets ist er versucht, bis zum Verzicht der Geltendmachung seines bescheidenen eigenen Rängeleins gegenüber seinen Untergebenen zu gehen. Doch ist er hinwiederum Soldat genug, um dies nie ganz zu tun. Er weiss, dass es dem Soldatentum abträglich wäre, die Distanz zu überschreiten und ganz «von Mensch zu Mensch» zu reden, wie man das zu nennen pflegt. Dies wäre nämlich gleichbedeutend mit freundschaftlichem Ton. Freundschaft ist aber immer exklusiv und damit ein Feind der Kameradschaft. Kameradschaft, als viel bescheideneres, mehr durch äussere Zufälle als innere Übereinstimmung bestimmtes Band, ist aber für die Armee unendlich wertvoller als das Bestehen abgesonderter, am Ganzen gemessen, selbstischer Freundschaften. Als Individualist, der er ist, hat er einst, als junger Leutnant

und militärischer Anfänger, im Wahne gelebt, wenigstens unter Gleichgestellten, wenigstens innerhalb des Offizierkorps einer Einheit müsste Freundschaft, oder müssten zum mindesten Freundschaften bestehen. Er hat aber schon längst einsehen gelernt, dass diese private Lebens Steigerung nur auf Kosten des Ganzen geschehen könnte und daher sehr unweise wäre. Er empfindet es schon längst nicht mehr als Verzicht, wenn sowohl die zwingende Macht des üblichen Tones als auch die eigene Einsicht verlangen, dass ein möglichst gleichförmiges, alles Persönliche ausschaltendes Verhältnis zwischen allen herrscht. Seitdem er dies erkannt hat, ist es ihm möglich geworden, zum Beispiel mit dem andern Oberleutnant der Batterie, in einem beneidenswert schönen Verhältnis zusammenzuarbeiten, obwohl im bürgerlichen Leben weder gemeinsame Interessen, ja auch nur eine Übereinstimmung der Ausdrucksmittel je eine Annäherung wahrscheinlich gemacht hätten. Die gemeinsame Aufgabe, die fast reglementarisch festgelegten Erlebnisse und das wichtige, wohltuende Mittel der Uniform ermöglichen eine Solidarität, deren bindende Kraft man auch im Zivilleben sollte erwarten können. Dort werden aber individuelle Nuancen, Fragen des Herkommens und des Geschmacks sowie der Knäuel aller mit dem Lebensunterhalt verflochtenen Dinge so wichtig genommen, dass Kameradschaft bestenfalls in dem Augenblick zu erwarten wäre, wo eine gemeinsame, übermächtige äussere Gefahr auch die Zivilisten uniformiert.

Für jene, die zuhause keine Familie in Sorge zurücklassen, wirkt der Umstand, dass der Soldat aller Verdienst- und Nahrungssorgen enthoben ist, wie eine Befreiung. Gerade im Zusammenhang mit dem Gelderwerb kommt man ja kaum darum herum, tausend kleine Widerwärtigkeiten, tausend allzunahe Berührungen mit unangenehmen Mitmenschen über sich ergehen zu lassen. Gewiss, im Dienst gibt es auch Widerwärtigkeiten, doch ist alles bar jenes Mangels an Distanz, jener allzumenschlichen Nähe. Alle Beziehungen sind vereinfacht. Alles ist geölt durch die Spielregeln, die militärischen Verkehrsformen und den wohl sehr derben, dem Wesen nach aber äusserst reservierten, kameradschaftlichen Ton. Diese Enthobenheit von der Belastung des menschlich allzu Komplizierten ist für viele von grosser Anziehungskraft, der Militärdienst für sie ein Para-

dies der Problemlosigkeit. Denn das Fachliche kann mit dem Verstand bewältigt werden, und das Seelische ist durch geheiligte Traditionen, die um den Begriff des Heroischen kreisen, weitgehend ungefährlich gemacht. Die Verteidigungsbereitschaft ist eine hinreichende und alles Tun bestimmende Sinnggebung der soldatischen Existenz, und die übrigen Gebiete, auf denen das Irrationale sonst so aufsässig ist, dürfen nach soldatischer Tradition höchst oberflächlich behandelt werden.

Während der ältere Oberleutnant so etwas langsamer und schlendernder, als er es sich bei Tageslicht zu tun gestatten würde, durch das Dorf schreitet, kommt er sich noch völlig als Urlauber vor mit all diesen Überlegungen. Er freut sich aber schon richtig auf den Dienst, wo nach den ersten Befehlen das rastlose Spielwerk seiner beschaulichen Überlegungen abgestellt und von einfachen Handlungen abgelöst sein wird. Während der langsamen Verwandlung zum Soldaten steigt in ihm noch rasch der Verdacht auf, ob am Ende nicht ein grosser Teil der heute unter den Waffen stehenden Soldaten so kampfbereit zu den Fahnen ihrer Millionenheere geeilt ist, weil dies unter anderem für sie auch die Flucht aus einer komplizierten, fragwürdigen Welt in die simplistische Wohlordnung des Soldatentums bedeutete. Schwebt doch über dieser traditionsgebundeneren Seinsweise, im Gegensatz zum zivilen Leben, noch das Ideal des Opfers, und lockt hier doch Dionysos noch mit seinem todnahen Rausch, während in der schalen Wirtschaft weit des Alltags alle Wegweiser und Werte schwankend geworden sind und nichts mehr sinnggebende, letztlich verpflichtende und daher befreiende Macht hat über die vernachlässigte Seele.

Beim Vorbeigehen am «Hirschen», der Stammeis der Batterie, hört er Fetzen eines Gesanges. Es ist eines der neueren, so entsetzlich sentimentalien Lieder mit furchtbar unsoldatischen Versen. Worte, wie «Sportlerherz» und duselig weiche Wendungen der Melodie lassen ihm daneben den Singang vom Polenmädchen Maruschka, der in seiner eigenen Rekrutenzeit zum täglichen Brot gehörte, beinahe edel erscheinen. Er überlegt legt sich, dass wohl ein besonderes Ereignis vorliegen muss und ziemlich sicher auch die Offiziere dabei sind, wenn ein gemütlicher Abend so lange dauert. Bevor er jedoch in die vorgeschrittene Stimmung taucht, will er noch rasch im

Wachtlokal vorbeigehn. Der hohen Kirchhofmauer entlang eilt er zum Torbogen hinunter, wo er sich, durch eine Wolke ländlichen Abtrittgeruches hindurch, im dunklen Gang vorwärts tastet. Der Wacht kommandant, ein junger Korporal, meldet mit gedämpfter Stimme, um die nebenan schlafenden Kameraden nicht vor der Ablösung zu wecken. Der Oberleutnant setzt sich auf die niedrige Steinbank des grünen Kachelofens, und während er beiläufig mit Genugtuung beobachtet, dass die Karabiner schön in Reih und Glied stehen, die Lederriemen kunstvoll um die Abzugbügel gelegt sind, so dass beim Herausnehmen einer Waffe die benachbarte nicht mitgerissen wird, versucht er zu erraten, welches Buch der Unteroffizier soeben beiseite gelegt hat. Der Oberleutnant freut sich, eines der Bändchen zu erkennen, welche er selber seinerzeit zum allgemeinen Gebrauch in die Soldatenstube gelegt hat, jenes «Rumänische Tagebuch», wie es sich in der ersten Ausgabe nannte, das so tröstlich zeigt, dass auch ein Nichtnurkrieger, wenn er genug guten Willen hat, mit dem Kriegserlebnis auf anständige Weise fertig wird und ein brauchbares Teilchen des mörderischen Ganzen sein kann. Der Oberleutnant ist gerade im Begriff, ein Gespräch über das Buch anzuknüpfen und auf den späten Besuch im «Hirschen» zu verzichten, als sich plötzlich schwere Tritte von Marschschuhen nähern und ein Meldefahrer des Abteilungsstabes den Befehl zum Alarm bringt.

Der Oberleutnant hat wieder einmal Glück gehabt, dass er sich nicht darauf verlassen hat, erst bei Tagwache einzurücken. Er sieht nun noch rasch zu, wie zwei Mann von der Wache ins grosse Mannschaftskantonement rennen, wo sie die bei der Türe schlafenden Weckordonnanzen aufzurütteln haben, die alsbald in den zuvor befohlenen Richtungen mit hallenden Schritten durch das stille Dorf traben.

Er selber eilt nun zum Hirschen, nachdem er den Alarmbefehl rasch überflogen und dem Überbringer das Meldekuvert quittiert hat.

Der Mond ist untergegangen. Ein schwüler Föhn macht den Uniformkragen eng.

Während er die Türe der Gaststube öffnet, sieht er in der mit Turnerkränzen verzierten Ecke die Offiziere und Unteroffiziere eng gedrängt um den

ovalen Tisch sitzen. Alle trinken dem jungen Infanteristen zu, der seit Kurzem zu Ausbildungszwecken der Batterie zugeteilt ist. Am Klavier klimpert ein Kanonierkorporal. Die Wirtin döst am Schanktisch, und die Lina stellt zwei neue Flaschen auf den Tisch. Die Luft ist voll Rauch, feucht und heiss.

«Herr Hauptmann, ich melde mich vom Urlaub zurück!» – Der Batteriechef, der dem Eintretenden bisher den Rücken zugekehrt hat, wendet sich um. Er lacht zum Willkomm mit seinen blitzenden Zähnen. Von seinem offenen Gesicht strahlt Wohlwollen aus. Gutgelaunt zieht er dann wieder an seinem schwärzlichen Stumpen. Die Korona rückt noch näher zusammen. Die Lina bringt einen Stuhl herbei. Jetzt spricht der Oberleutnant das grosse Wort laut und deutlich aus: «Alarm!» Es hat keine sonderlich magnetische Wirkung. Ja, einstmals war dies ein mächtiges Zauberwort. Den in Bunkern und Geschützständen harrenden Soldaten ging es bis zuinnerst. Jetzt aber, nachdem der Brand des Krieges sich von den Grenzen entfernt hat und ganze Serien leicht abgewandelter Alarmübungen eine Gewöhnung mit sich gebracht haben, scheint seine magische Kraft erloschen. Zudem glauben in diesem Augenblick viele, der alte Oberleutnant mache einen schlechten Witz, um sich für seine Nüchternheit zu rächen. Nur der Hauptmann ist sofort aufgestanden. Er kennt seinen ältesten Zugführer besser. Er lässt sich den schriftlichen Befehl geben und während er noch liest, befiehlt er schon: «0220 Uhr, sämtliche Of. und Uof. im Batteriebureau».

Dann zahlt er der lächelnden Lina die Zeche, grüsst die zu neuem Leben erwachte Wirtin und geht mit dem Oberleutnant, dem jüngsten Leutnant und dem Infanteristen ins Freie. Bereits fallen die ersten Tropfen. Die Offiziere tasten sich im Dunkeln die wohlbekannte Treppe hinunter auf die Strasse. Durchs geschlossene Fenster hören sie mit breiter Stimme den Feldweibel schimpfen. Ein Schläfriger bestellt bei der Lina noch rasch einen schwarzen Kaffee.

Inzwischen machen die Weckordonnanzen ihre Runde. Sie sind nicht sonderlich erstaunt, die Quartiere der Offiziere und Unteroffiziere leer zu finden. Sie wissen, dass gestern eine Patrouillenübung war und ein kleineres Fest im Hirschen jeweils den Abschluss zu bilden pflegt.

Schon sprühen Funken aus dem Blechrohr des Küchenschopfs. Auf das Bretterdach trommelt nun ein regelmässiger Regen. Während die Fahrküche bereitgestellt wird, brennt unter dem Kessel der festen Küche, schon das Feuer. Der Morgenkaffee soll noch vor dem Abmarsch verabreicht werden. So verlangt es der Übungsbefehl.

Aus Schöpfen und Scheunen zerrn die Kanoniere die rasselnden Geschütze und Caissons, um sie in Reih und Glied auf dem Parkplatz aufzustellen.

In den Ställen werden die Pferde gefüttert, die Fahrer bürsten ihnen die Sattellage, füllen Hafer in die Kopfsäcke, erstellen die Packungen, satteln und schirren die Pferde.

Der Rapport im Batteriebüro war kurz. Der Kommandotrupp hat 0330 bei der Dorfllinde Richtung Bergstrasse bereitzustehen. Die Batterie steht 0515 in Fliegerdeckung im letzten Weiler des Nebentales. Befehlsausgabe der Abteilung 0500 beim Wirtshaus an der Passstrasse.

Der Hauptmann hat sich umgezogen, er hängt noch Pistole, Kartentasche und Feldstecher um, dann löscht er das Licht und öffnet das schwarzverklebte Fenster. Mit regelmässigem Rauschen fällt der Regen auf die Kübelpflanzen vor dem Hause, leise zischt er auf dem gepflasterten Vorplatz. Kaum heben sich die beiden Telephonwagen von der Kirchenmauer ab. Unter dem Vordach des Nebengebäudes wird gesprochen. Jetzt erkennt der Hauptmann die Stimme des Feldweibels, der befiehlt: «Tenue Zeltblache!» Dann hört er ihn wieder fluchen, diesmal über das Wetter. Am Ende der Kirchgasse zieht mit regelmässig klappernden Hufen ein Zug cingeschirrter Pferde vorbei, die Ringe und Ketten klingen hell. Dazwischen schwere Schritte genagelter Marschschuhe, die Fahrer schleppen Tornister und Heusäcke zu den Fuhrwerken. Wenn eine Stalltüre aufgeht, fällt ein gelber Schein auf die glänzenden Radreifen der Telephonwagen. Wie ein nächtlicher Mummenschanz sehen dann die Soldaten aus, die, mit Zeltblache, Brotsack und Gasmaske behängt, Tornister, Protzsäcke und Heuballen verstauen. Der Regen lässt etwas nach. Durch das leise einschläfernde Rauschen tönt die gedämpfte Stimme des Telephonwachtmeisters, der seinen Leuten die taktische Lage, wie sie am Rapport mitgeteilt wurde, erklärt.

Vier leichte Hufe nähern sich in weit ausholendem Schritt, gefolgt vom verschwommenen Getrappel mehrerer Pferde. Absätze klopfen zusammen: «Herr Major, melde Kommandotrupp der Batterie», wird mit klarer Stimme gemeldet. Der Hauptmann ahnt die Umriss der schlanken Fuchsstute seines Abteilungskommandanten. Er glaubt das überlegene Lächeln seines Vorgesetzten durch die Dunkelheit zu erkennen. Im Lichte einer Taschenlampe, die im Gefolge des Majors auf blitzt, sieht er, dass dieser den Stahlhelm trägt. Also ist er nicht, wie so gern, selber der Übungsleitende. Demnach steht eine Übung in grösserem Rahmen bevor. Der Hauptmann vergewissert sich noch einmal, dass er alle Befehle gegeben hat, die nötig sind, um den komplizierten Apparat in reibungslosen Gang zu bringen. Vom Kirchturm schlägt es drei Uhr. Der Major trabt an, in raschem, ungeduldigem Stabstrab entfernen sich die hallenden Hufe. Der Hauptmann nimmt im Dunkeln seine Gasmasken vom Tische. Über die ihm wohlbekannt, knarrende Treppe steigt er in den schmalen Hausgang hinunter. Es riecht nach Medikamenten und nassen Hunden. Dann öffnet er die Tür zum Esszimmer. Dort sitzt in Helm und Mantel der jüngere Oberleutnant. Ihm gegenüber türmt der jüngste Leutnant Konfitüre auf ein riesiges Stück Brot. Der Hauptmann setzt sich rasch zu ihnen und trinkt eine Tasse Kaffee. Der Platz des Infanteristen ist leer, doch zeigen die Spuren, dass er schon gefrühstückt hat. Niemand spricht. Dann sagt der jüngere Oberleutnant, es werde kein grosser Türk gespielt werden, Munition habe man ja keine mitzunehmen. Der Hauptmann befiehlt ihm noch im Messtisch nachzusehen, ob alle Karten der Umgebung eingepackt seien. Dann schlägt die Pendüle auf dem Spiegeltisch die Viertelstunde. Alle drei erheben sich und gehen, der Hauptmann voran, ins Freie.

Im Trompeterstall steht der ältere Oberleutnant. Er knöpft sich den Poncho, den ihm seine Ordonnanz wieder vom Sattel abgeschnallt hat. Er betrachtet die Pferde. Der schlanke Fuchs des Hauptmanns hat sogar im trüben Schein der Stallampe seinen kostbaren Goldschimmer. Wenn er den Kopf dreht, leuchtet seine Blässe hell auf. Jetzt bittet er um Zucker, indem er mit dem Vorderhuf scharrt. Der Oberleutnant kramt in seiner Hosentasche und bringt einige Stücke zum Vorschein. Während er dem schönen Kommandan-

tenpferd davon gibt, legt sein eigener Gaul neidisch die Ohren zurück, rasselt mit der Halfterkette und schlägt mit dem Schweif. Der Oberleutnant tätschelt seinen grossen, schweren Sommerrappen, gibt ihm Zucker, erreicht aber nicht, dass er freundlicher wird. Als die Ordonnanz nun gar die Decke auflegt und sich dann mit dem Sattel nähert, hebt der misstrauische Gaul verdächtig seinen linken Hinterfuss. Trotzdem ist es ein ausgezeichnetes Reitpferd. Dem Oberleutnant ist es nicht unlieb, dass es nicht auffallend schön und vertraut im Umgang ist. Denn so macht es ihm nie jemand streitig. Im Gelände ist es aber so sicher, als man nur wünschen kann; sein Galopp ist ausgreifend und harmonisch, der Trab temperamentvoll und doch regelmässig, und im Springen hat es sich als sehr zuverlässig erwiesen. Von feiner Empfindlichkeit im Maul und im Schenkel leicht lenkbar, ist er als Dienstpferd mindestens so kostbar wie die nervöse Beauté des Hauptmanns. Der Oberleutnant ist übrigens kein grosser Reiter vor dem Herrn. Seine langen Beine, und ab und zu auch seine Gedanken kotzen ihm in die Quere. Seine Liebe zum Pferd und seine Freude am Reiten sind viel vollkommener als seine Reitkunst. Sein früherer Hauptmann hat ihn daher im Scherz einen «psychischen» Reiter genannt.

Unter dem mächtigen Nussbaum neben dem Schulhaus steht der junge Infanterist. Er kontrolliert, ob dem Befehl, kein Licht zu machen und jeden unnötigen Lärm zu vermeiden, auch nachgelebt wird. Er sieht und hört zu seiner Befriedigung nur sehr wenig davon, wie jetzt, dicht neben ihm, je sechs Pferde vor jedes Fuhrwerk gespannt werden. Der Wachtmeister des zweiten Zuges treibt die Fahrer an, dazwischen hört man das ebenso gedämpfte Geschimpfe der Leute. Doch entbehrt das Ganze, will ihm scheinen, nicht einer gewissen groben Herzlichkeit. Der Ton ist allerdings anders als bei seiner Waffe, viel weniger kasernenhofmässig. Zuerst ist es ihm unbehaglich gewesen, mit der ganzen Batterie am Abend in der gleichen Beiz zu sitzen. Die Rapporte sind ihm zu formlos erschienen, der Ton zwischen Offizier, Unteroffizier und Soldat zu vertraut. Dann hat er es erlebt, wie bei den seltenen Exerzierübungen auch der letzte Mann sein Äusserstes an Aufmerksamkeit und Anspannung hergab. Bei Patrouillenübungen war der Hinterste gewillt, alles aus sich herauszuholen.

Trotz des ihm gefährlich human erscheinenden Tones kamen Ungehörigkeiten, ja bloss Frechheiten gegenüber Vorgesetzten so gut wie gar nicht vor.

Auch rechnet er es besonders den Unteroffizieren hoch an, dass sie sich ihm gegenüber immer sehr verständig und hilfsbereit zeigen, wenn er, der blutige Anfänger im artilleristischen Handwerk, sich Blößen gibt. Freilich vermisst er hie und da den Schneid, vor allem sein militärisches Auge kommt nicht ganz auf die Rechnung. Aber er hat begreifen gelernt, dass eine Truppe, bei der das Pferd eine so ausschlaggebende Rolle spielt, nicht derart «ausgerichtet» sein kann. Pferden kann man schliesslich weder Achtungstellung noch Taktschritt beibringen, es bleibt immer ein starkes natürliches Element. Die das Militaristenherz erfreuende restlose Mechanisierung, wie es im Automatenenspiel einer gut durchgedrillten Fusstruppe schön und sinnvoll ist, darf hier einfach nicht erwartet werden.

Dass formelles Exerzieren einer Batterie oder gar einer Abteilung auf dem grünen Feld einer Allmend ein ebenso wohlgeordnetes, nur noch viel grossartigeres Bild ergeben, wie die Paradeübungen einer Infanterietruppe, ist ihm noch unbekannt und unvorstellbar.

Eine Ordonnanz bringt das gutmütige Trompeterpferd, welches ihm für den heutigen Tag zugeteilt ist, an der andern Hand führt er den hohen Gaul des älteren Oberleutnants. Von den Bäumen fallen schwere Tropfen, und die Pferde schütteln unwillig die Köpfe. Mit langen Schritten kommt jetzt der Oberleutnant; er hat seine Stiefel mit den genagelten Marschschuhen vertauscht und sucht im Dunkel seinen Gaul. Nachdem ihm die Ordonnanz das Pferd bereit gemeldet hat, wendet er sich an den Infanteristen. Er macht ihm klar, dass er heute in der Batteriestellung sein werde, und zwar als Sicherheitsoffizier, was heute, da nicht geschossen werde, soviel bedeute wie Zuschauer. Dafür müsse er aber die Batterie an den am Rapport befohlenen Ort führen, da er, der Oberleutnant, als Schiessoffizier mit dem Kommandotrupp vorausreiten werde zur Befehlsausgabe der Abteilung. Er empfiehlt dem Leutnant noch, den erfahrenen Wachtmeister des zweiten Zuges neben sich an der Spitze reiten zu lassen, da von einem Anfänger im Reiten

nicht erwartet werden könne, dass er ein regelmässiges Tempo einzuhalten wisse, wie dies zur Schonung der Pferde unerlässlich sei.

Dann steigt er aufs Pferd und reitet in lebhaftem Schritt zur Dorfllinde. Dort hat der Hauptmann soeben aufsitzen lassen; der Oberleutnant meldet sich an und schlängelt sich an die linke Seite seines Kommandanten. Hinter ihm reiten der jüngere Oberleutnant und der jüngste Leutnant, der mit seinen kurzen Beinen stolz auf seinem mageren Rappen thront.

Am Abteilungsbureau vorbei geht es in nördlicher Richtung zum Dorf hinaus. Voran schwanken die blauen Schimmer der Fahrräder von zwei Meldefahrern, den Abschluss bilden hinter den Reitern die beiden Telefonwagen. Nach der für jeden anständigen Reiter unerlässlichen Schrittstrecke, zu Beginn des Rittes, wird angetrabt. Munter klappern die Hufe durch die Nacht. Kaum hören die Spitzenreiter das Rollen der Telefonwagen. Beim Traben dringt die Feuchtigkeit der verregneten Sättel durch. Die Zügel sind nass und glitschig. Das Pferd des Hauptmanns ist kaum zu halten, so drängt es vorwärts. Der Regen hat fast ganz aufgehört, nur ein feines, nebelgleiches Sprühen kommt aus den tief an den Bergkämmen hängenden Wolken. In der Dämmerung sehen sie grau und trostlos aus. Die schmale Landstrasse zieht sich am Abhang hin. Hie und da spritzt aus den Pfützen das Wasser hoch auf. Jetzt schlängelt sich die Kavalkade durch ein schlafendes Dorf. Noch ist kein Lebewesen zu sehen. Nur aus der Käserei tönt es hohl von blechernen Kannen. Der Regen hört ganz auf, aber alles ist feucht. Eine trüb-graue Helle liegt im Tal, das enger und steiler wird. Die zarte regelmässige Zeichnung der Rebberge tritt allmählich hervor. Dann verschwindet die Strasse im Wald. Sie beginnt zu steigen; mit Signalpfeife und Armschwenken gibt der Hauptmann das Zeichen zum Übergehen in Schritt. Ein Lärm, an den man schon gewöhnt war, hört damit plötzlich auf. Der Hauptmann besänftigt seinen Fuchs, der weitertraben möchte. Die nassen Häuse der Pferde beginnen zu glänzen im Morgengrauen. Unter dem Helm kleben die Haare vor Wärme, hie und da rollt ein Schweisstropfen über das Gesicht.

Der Oberleutnant stellt sein Pferd an den Strassenrand und lässt die kurze Kolonne an sich vorbeiziehen. Er nickt zuerst den bei den Kameraden

zu. Dann korrigiert er dem Feldweibel die Zügelhaltung. Der Wachtmeister, der daneben reitet, trägt auf seinem Buckel das Scherenfernrohr. Er ist der «Osterhas». Dahinter kommt der Korporal mit dem Messtisch am Rücken. Neben ihm der Fahrkorporal mit dem Batterie-Instrument. Dann die Trompeter, drei aufgeweckte Burschen, die der Oberleutnant besonders gut mag. Schon ist es hell genug, um die roten Schnüre zu erkennen. Dann folgen auf schwerfälligeren Rossen berittene Ordonnanzen. Neben den Vorperden des ersten Telephonwagens reitet der Wachtmeister des Kommandozuges. Der Oberleutnant hält ein Stück Weges mit ihm Schritt. Sie stellen zusammen Vermutungen an über die Dauer der heutigen Übung.

Die Telephonwagen laufen heute sechsspännig, der Bagagetrain dürfte zuhause bleiben. Die drei Fahrer treiben mit der Peitsche ihre Handpferde an. Die Rotschimmel des Mittelreiters wollen nicht trocken, obwohl es nicht mehr regnet und die Luft warm ist. Sie legen sich mit aller Kraft in die Strängen, und am Hals sieht man deutlich, dass die Nässe Schweiß ist. Jetzt erhalten die Telephonsoldaten Befehl zum Absitzen. Damit sie frisch und leistungsfähig sind beim Leitungsbau, dürfen sie bei kleineren Steigungen, wo Kanoniere längst zum Marschieren befohlen werden, sitzenbleiben. Der Gefreite, der neben dem schmucken Korporal geht, macht ein mürrisches Gesicht. Man könnte glauben, er wolle meutern. Der Oberleutnant, der ihn seit Jahren kennt, weiss aber, dass er einer der ersten sein wird, wenn die Arbeit erst einmal losgeht. Er blickt ihn ebenfalls mürrisch an und bringt ihn so zum Lachen.

Fünf Minuten vor der befohlenen Zeit kommt der Reitertrupp beim Wirtshaus an. Im Wirtsgarten unter den Kastanienbäumen stehen Ordonnanzen mit Reitpferden, der Schimmel des Regimentskommandanten ist dabei. Unter dem Vordach des Holzschopfs stehen schon zwei andere Telephonwagen. Der Hauptmann gibt Befehl zum Absitzen, lässt die Wachtmeister unter der gestutzten Platane warten, schickt die Telephonwagen hinter die grosse Scheune und betritt, gefolgt von seinen Offizieren, die Gaststube. Er meldet. Dann wird gewartet bis zur befohlenen Minute. Der Stab einer Batterie ist schon da, der andere kommt im Augenblick, als der Major Anstalten macht, mit der Befehlsausgabe zu be-

ginnen. Jede Batterie erhält ihren Stellungsbefehl. Der Adjutant und die Zugführer schreiben in ihre Notizblöcke. Es wird befohlen, an einer gewissen Strassenkreuzung Munition zu fassen, die von Batterien einer anderen Abteilung gebracht wird. Allgemeine Überraschung. Die Subalternen blinzeln sich hinter dem Rücken der Batteriechefs zu. Der Major verkündet diese Bescherung, die ihm der einfallreiche Regimentskommandant bereitet hat, mit unbewegter Miene. Ja, er schraubt die Überlegenheit in seinem Gesicht noch um eine Note höher.

Dann folgt die Befehlsausgabe der Batteriechefs. Der Schiessoffizier erhält den Stellungsraum zugewiesen. Den Feuerraum und den ungefähren Standort der Kommandoposten kennt er bereits. Er meldet sich ab. Einen Telephon wagen nimmt er mit, der andere kommt mit dem Hauptmann auf den Kommandoposten. Es soll von beiden Seiten gebaut werden, so wird Zeit gespart. Schon trabt der Oberleutnant in der befohlenen Richtung davon, hinter ihm der Feldweibel, der Korporal mit dem Batterie-Instrument, eine Ordonnanz und mit dem Wachtmeister der Telephon wagen. Es geht gegen die Passhöhe. Die Pferde schnaufen. Jede Minute ist kostbar. Die Strasse wird steiler. Der Telephonwagen erhält Befehl, in Schritt zu gehen. Dem Wachtmeister wurde der Stellungsraum auf der Karte bezeichnet. Er wird ihn finden. Die Reiter traben weiter. Die Pferde sind frisch und steigen munter bergan. Nur der schwere Gaul des Korporals hat schon einen nassen Hals. Am Rande seiner Satteldecke zeigt sich bereits ein feiner weisser Schaum. Doch auf der Passhöhe weht die Luft kühl. Schon ist es ganz hell geworden. Die Nebel verziehen sich, der Wind hat gekehrt. Die Beobachtung wird gut sein; man wird schießen können, sobald die Batterie bereit ist. «Zu einem!» Die Reiter galoppieren am weichen Rand der sich leicht senkenden Strasse. Der Poncho des Oberleutnants weht im Wind. Jetzt senkt sich die Strasse stärker. «Absitzen!» Neben den Pferden hertrabend, wird auf einer Abkürzung die ausholende Kurve der Passstrasse abgeschnitten. Jetzt geht es auf einem Seitensträsschen wieder den Hang hinauf. Bei jenen Viehställen wird die Stellung sein. In scharfem Trab, aufgesessen, wird die kleine Mulde erreicht. In der Deckung einiger Tannen hält der Reitertrupp an. Der Oberleutnant galoppiert allein über die Wiese. Die Hufe

seines Pferdes sinken ein im weichen Boden. Er überblickt den Stellungsraum. Diensterfahrung, Reglements Vorschriften, ballistische Überlegungen und Rücksicht auf Deckung ergeben zusammen das artilleristische Gefühl, das ihn in kürzester Zeit die beste Stellung finden lässt. Er springt ab, gibt der herbeigeeilten Ordonnanz sein Pferd. Der Fahrkorporal galoppiert heran, gibt sein Pferd ebenfalls der Ordonnanz, die unter die Bäume verschwindet. Deckungswinkel werden gemessen. Schon steckt der Fahrkorporal die Markierungsfähnchen ein, stellt das Batterie-Instrument am bezeichneten Ort auf, setzt sich wieder aufs Pferd und reitet der Batterie entgegen.

Dem Telephonwachtmeister, der nun mit seinem Wagen nachkommt, befiehlt der Schiessoffizier den Standort der Batteriestation. Die Patrouille wird ausgerüstet, und während der Wagen sich ins nächste Wäldchen zurückzieht, geht der Baurupp schon mit Gabelstange und Rollen im Laufschrift Richtung Kommandoposten davon. Der Feldweibel wird in den nahen Weiler geschickt, um die Protzendeckung zu rekonoszieren. Währenddessen stellt der Schiessoffizier am Batterie-Instrument die Schussrichtung ein, die ihm der Hauptmann befohlen hat und die jetzt auf dem Kommandoposten vom K.P.-Offizier in die Karte eingetragen wird. Der Batterie-Kommandoposten ist auf der anderen Seite der Passhöhe, hoch oben am Hang. Er ist in Rufnähe des Abteilungskommandanten. Die beiden anderen Batterien sind weiter westlich am Waldrand und bauen Leitungen zur Abteilung. Scherenfernrohre werden aufgestellt. Wichtige Punkte werden ausgewertet. Der Hauptmann orientiert sich im Zielgelände. Die Telephonpatrouillen eilen schnaufend von Baum zu Baum. In einer Stunde kann die Leitung fertig sein. Der Major übersetzt die Aufträge, die ihm der Regimentskommandant durch seinen Adjutanten zukommen lässt und die infanterietaktisch formuliert sind, als ob sie vom supponierten höheren Infanteriekommando kämen, in die Sprache der Artilleristen. Er lässt die Ziele in die rasch hergestellten Ansichtskrokis eintragen, diktiert Feueraufträge und bestimmt die Zusammenwirkung der Batterien. Taktische Einheit der Feldartillerie ist die Abteilung.

Die Batterie hat durch einen Radfahrer den Munitionsfassungsbefehl unterwegs erhalten, bevor sie die befohlene Fliegerdeckung erreicht hat. Im

Schutze eines Waldes werden die Körbe verladen. Dann führt der Fahrkorporal, welcher der/ Batterie entgegengeritten ist, das erste Geschütz und das erste Caisson auf dem ihm bekannten Weg in den Stellungsraum. In grossen Abständen folgen die drei anderen Geschütze. Der Wachtmeister des ersten Zuges galoppiert voraus. Der Schiess Offizier bezeichnet ihm Geschützstand und Schussrichtung. Das erste Geschütz wird in Stellung gebracht, schon nähert sich in flüssigem Trabe das zweite. Auch dieses wird abgeprotzt, in ungefähre Schussrichtung gedreht, der Caissonhinterwagen danebengestellt, und schon verschwindet der Feldweibel mit den ersten vier Protzen im raschen Trabe im nahen Wald. Der Infanterist führt nun die Geschütze des zweiten Zuges in die angegebene Stellung. Dann werden die Kanoniere der ersten beiden Geschütze an das dritte Geschütz befohlen, das mit Zugseilen und Speichenarbeit von Hand zwischen eng stehenden Weidenbüschen hindurch hinter eine Böschung gebracht wird. Den Radspuren der ersten Protzen traben nun auch die vier letzten Protzen und der Tarnnetzswagen, nachdem die zu Kugeln gerollten Netze abgeladen sind, nach. In der Protzendeckung ist der Feldweibel Herr und Meister: der Schiessoffizier kommt nicht dazu, sich darum zu kümmern. Detachemente von Kanonieren schleppen zur Tarnung der Geschütze Zweige herbei. Das vierte Geschütz, das auf braunem Brachfelde steht, wird genügend unsichtbar durch die darübergezogenen, alle Konturen verwischenden Netze. Schon brüllt der Schiessoffizier die am Batterie-Instrument abgelesenen Zahlen, die Geschützführer der bezeichneten Geschütze wiederholen sie, der Richter stellt die Zahlen ein, und nach der Kontrollmessung haben alle vier Rohre genau dieselbe Richtung, die befohlene Bereitstellung. Sie geht mitten durch das Zielgelände, das jenseits der Passhöhe liegt. Von der Batterie aus sieht man davon nichts. Der Telephon-soldat meldet «Verbindung hergestellt». «Seite drei weniger, Seite anschreiben!» ist das letzte Kommando. «Batterie bereit» geht durch das Telephon zum Kommandoposten, Temperatur und Barometerstand folgen, dann die Deckungswinkel und Maximalelevationen der einzelnen Geschütze. Der Schiessoffizier läuft ohne Helm und Pistole hinter der Batteriestellung auf und ab, damit die empfindliche Magnetnadel seines Sitometers, mit dem er

eine letzte Kontrolle der Rohrrichtung vornimmt, nicht gestört werde. Jetzt folgen die Kommandos des Schiesskommandanten. Der Schiess Offizier gibt sie weiter, verfolgt deren scharf von Geschützführer zu Geschützführer gebrüllte Übertragung. Es wird die Schwenkung ausgeführt, die befohlene Munitionsart vorbereitet, Geländewinkel und Distanz eingestellt und dann das erste Geschütz zum Schuss befohlen. Der Richter stellt die Elemente ein, kontrolliert die Richtung im Fernrohr, das auf den zuvor eingesteckten Richtstab blickt, überzeugt sich, dass die Höhenlibelle eingespielt ist und befiehlt «Feuer». Der Verschluss wart zieht ab. Das Rohr fährt auf der Wiege zurück. Mündungsfeuer sprüht. Scharf knallt der erste Schuss. Wie ein Echo tönt der späte Knall des Aufschlags vom fernen Ziel. Der Schiessoffizier ist voll Spannung. Die erste Korrektur besagt ihm, ob die Batterie genau eingerichtet war. Nur sechs Promille Seitenschwenkung werden befohlen. Er atmet auf. Nun folgen in zweckmässigen Abständen, ruhig und richtig die weiteren Kommandos. Die überlegene, kaltblütige, sichere Wesensart des Hauptmanns ist durch den Telephondraht spürbar.

Eine andere Batterie schiesst sich gleichzeitig ein. Von beiden Talseiten knallt es. Das Echo verfängt sich in den Tannen. In den kurzen Feuerpausen tönen Schiesskommandos durch die klare Morgenluft. Die Landschaft ist klar und reingewaschen vom nächtlichen Regen.

Auf dem Kommandoposten werden alle Beobachtungen eingetragen. Die Sicht ist ausgezeichnet. Jetzt hängen helle Zeitzündervolken zu vieren in der Luft. Es wird mit der ganzen Batterie, tempiert, in Salven geschossen. Die Verschluss warte ziehen erst auf ein Zeichen des Schiessoffiziers hin gleichzeitig ab. Die Änderungen des Abschusswinkels und der Seitenschwenkung werden von den Geschützführern den zuvor befohlenen Zahlenreihen entnommen. Wie Marionetten, die an unsichtbaren Fäden hängen, hüpfen die Sprengpunkte der Zeitzündervolken, den Wünschen des Schiesskommandanten gemäss, gruppenweise in die grüne Landschaft.

Dann befiehlt der Regimentskommandant die Offiziere aller Kommandoposten zu sich. Es erfolgt eine ausführliche Besprechung des ersten Teils der

Übung. Gemachte Fehler werden gerügt, erfolgreich verlaufene, kleine Abweichungen von den Schiessregeln nachträglich sanktioniert. Beobachtungen, die während der Stellungsbezüge und in den Protzendeckungen von den Kontrollorganen des Regimentskommandanten, den Ordonnanzoffizieren seines Stabes, gemacht werden, ausführlich besprochen. Der Major gibt seinerseits Aufschlüsse über die Gründe seiner Dispositionen. Die Ausführung der Feueraufträge wird im einzelnen begutachtet. Ein Leutnant, der sich untaktisch verhalten hat und mit seinem Schimmel dem Waldrand entlang galoppierte, so dass er von der gegnerischen Seite gesehen werden konnte, erhält einen tüchtigen Rüffel.

Diese Besprechung bedeutet für die Batterie eine willkommene Feuerpause. Auf dem Abteilungs-Kommandoposten hat ein Meldeläufer in der Nähe des als höchster Richter anwesenden Artilleriechefs etwas von einer bevorstehenden Dislokation aufgeschnappt. Schon ist das Gerücht inoffiziell durch den Draht in die Batteriestellung gesickert und hat zu lebhaften Mutmassungen Anstoss gegeben. Der durch die lange Bindung an das gleiche Dorf zu kurz gekommene Nomadeninstinkt des Soldaten erwacht, der Gedanke an neue Dörfer, neue Landschaften und Leute gibt der Stimmung einen mächtigen Auftrieb.

Mit gespreizten Schritten nähert sich, verlegen lächelnd, der neue Feldprediger. Erst seit Kurzem haben die Artillerieregimenter eigene Seelsorger. Der Regimentskommandant hat den evangelischen Pfarrer, nachdem er das kleine Freudlein, einen neuen Zuhörer für seine weitherum berühmten Witze zu haben, gründlich ausgekostet hatte, zur Abteilung der Städter in Pension gegeben. Im Abteilungsstab ist er sehr freundlich aufgenommen worden. Er selber hatte sich nach Kräften bemüht, durch martialischen Ton und Trinkfestigkeit möglichst wenig aufzufallen. Vom Major lässt er sich lange Abende über seine weiten Reisen und die elektrische Hochfrequenztechnik unterhalten. Der hierarchische Abstand ermöglicht es dem Vorgesetzten, den Gesprächsgegenstand selber zu bestimmen und so um eventuell unbehagliche Abschweifungen auf das Glatteis der Metaphysik herumzukommen. Die übrigen Offiziere finden in ihm einen lebenswürdigen, gutgelaunten Kameraden. Der ältere Oberleutnant fachsimpelt hie und da mit ihm über russische

Literatur, Thomismus und Kierkegaard, wodurch er sich den Seelsorger vom Leibe hält. Alle mögen ihn gern, ja der Major, der ein sehr gutes Herz hat und sich kindlich freut, den philosophischen Akrobaten ängstlich auf dem Gaul sitzen zu sehen, gibt ihm höchstpersönlich Reitunterricht. Darum kommt der Gute nun so breitbeinig daher. Da der junge Theologe aber viel zu unternehmungslustig und angriffig ist, um sich mit der blossen Verkündigung zufrieden zu geben, er andererseits aber über die Grenzen der Kameradschaft hinaus, vor allem gegenüber der Mannschaft, nie gelangt, ist ihm nicht so ganz wohl bei der Geschichte. Oft wünscht er ein einfacher Soldat unter Soldaten zu sein. Der ältere Oberleutnant schätzt es vor allem an ihm, dass er ein reinlicher und unbedingter Geist ist, der sich hütet, jene eingängliche Mischung pantheistischer Alpenromantik mit liberaler Kanzelrhetorik gebärdenreich an den Mann zu bringen, wie es gewisse Feldprediger alter Ordonnanz zu tun pflegten.

Der Oberleutnant befiehlt den hinter die Geschütze zurückgetretenen Kanonieren im Hinblick auf die zunehmende Sonnenwärme «Helm ab, Rauchen gestattet!» Die Leute machen eine friedensmässige Pause, zum Teil legen sie sich auf die geschichteten Holzscheite am Rande des kleinen Wäldchens und lassen sich von der Morgensonne trocknen und braun braten. Zwei Mann sammeln die herumliegenden Hülsen ein; die drei Jüngsten, die eben erst aus der Rekrutenschule gekommen sind, balgen sich wie Kinder. Eine Gruppe lacht schallend auf, einer hat einen Witz erzählt.

Jetzt erfolgt eine Reihe dumpfer Explosionen. Der Feldprediger fragt, ob das eine andere Batterie sei, die schieesse. Die Artilleristen lächeln mitleidig, sie können Knall und Knall voneinander unterscheiden. Der Oberleutnant erklärt, dass dies Sprengungen seien, die auf der nächsten Waldhöhe vorgenommen werden, wo der Bau der Befestigungsanlagen seinem Ende zugeht. Er fügt bei, dass ihm daher auch das Gerücht der bevorstehenden Dislokation einleuchte, weil, wie er wisse, diese Anlagen nun so weit gediehen seien, um die vorgesehene schwere Bestückung aufzunehmen. Dadurch würde die leichte Feldartillerie, die bisher diesen Abschnitt bewachte, für neue Aufgaben frei.

Am Telephonapparat sitzt ein langer Kerl; den Kopfhörer am Ohr, wartet er auf neue Kommandos. Da jetzt Pause ist, hat er Zeit gefunden, ein Buch aus der Tasche zu ziehen und darin zu blättern. Er ist ein abgesagter Aspirant, der den Rank zum Soldaten noch nicht ganz gefunden hat. Er geht dem Oberleutnant leicht auf die Nerven, weil er ein literarischer Soldat ist. Das heisst, er schleppt immer möglichst anspruchsvolle Bücher mit sich herum, sich so von seinen einfachen Kameraden distanzierend und seine besondere Art betonend. Dabei ist es natürlich nicht sonderlich weit her mit seiner Bildung und Intelligenz, sonst würde er sich ja nicht so aufführen. Er ist neuerdings unzertrennlich von dem kleinen mürrischen Kerl, der als Schreiber neben ihm sitzt. Dieser ist der nicht allzu seltene Typ des Halbgebildeten. Er liest Nietzsche und versteht ihn nur halb. Aus Klugheit, um ungeschoren zu bleiben, macht er seinen Dienst so, dass man ihn nie bestrafen muss. Dabei ist er aber unfroh und blickt andauernd gekränkt in die Welt, wie einer, der in seiner kostbaren Einmaligkeit nicht gebührend geschätzt wird. Der Oberleutnant hat ihm schon in langen Gesprächen klarzumachen versucht, dass Kulturkritik, wie sie Nietzsche in seiner nach aussen glanzvollen, hochstaplerischen Zeit getrieben habe, heute, wo das ganze Kartenhaus ohnedies zusammengekracht sei, wo zerstörte Städte rauchen und alles aus den Fugen zu gehen drohe, eigentlich ein wahrer Ladenhüter sei, und es viel aktueller wäre, sich mit konstruktiven Dingen zu befassen, die, wie aller Aufbau, immer bei jedem Einzelnen zu beginnen haben. Er hat ihn darauf aufmerksam gemacht, dass seine andauernd schlechte Laune alles andere als ein Zeichen von Überlegenheit sei und er sich und der Welt mit einiger Heiterkeit bedeutend mehr nützen würde als mit seinem Wühlen in Bruchstücken philosophischer Systeme. Doch, man ist machtlos. Nichts ist unbeirrbarer als die Halbbildung. In letzter Zeit ist der Oberleutnant nur noch darauf bedacht, dass der von unbefriedigtem Ehrgeiz erfüllte Wirrkopf andern keinen Schaden stifte. Und im Hinblick darauf ist es ihm nicht einmal unlieb, dass der ehemalige Aspirant und der trübsinnige Kulturphilosoph sich gegenseitig unschädlich machen.

Jetzt erzählt der Oberleutnant dem Feldprediger, dass er den Versuch zu machen habe, für Laien ein kleines Bild des Grenzdienstes bei der Ar-

tillerie zu entwerfen. Der Feldprediger stimmt ihm bei, dass es keinen Sinn habe, eine offiziell verklärte Ideallandschaft zu zeichnen und glaubt auch, dass der Sache durch eine realistische, dem kritischen Sinn des Schweizer entsprechende Darstellung am besten gedient sei. Gerade der Feldprediger weiss nur allzugut, wie der Schweizer aus Scheu vor Gefühlen sich entweder wortkarg oder aber, wenn er wortgewandt ist, ironisch gibt und es vermeidet, alles Unbedingte und in der Wesensmitte Liegende auszusprechen. «Jeder liebt auf seine Weise die fruchtbaren Felder, die ehrwürdigen Wälder, die Häuser, Miststöcke und Hühner in den Dörfern. Die Städter lieben ihr Quartier, den vertrauten Klang von den Türmen der Kirchen und das bunte Durcheinander der Strassen und Plätze. Jeder hängt an der Bläue der Seen und der tröstlichen Unbeirrbarkeit der Berge. Für jeden aber haben die dunklen Wälder nur so lange ihren kräftigen Duft, die Wiesen ihre liebliche Grüne, die Seen die heitere Bläue, die Berge den herzbewegenden Glanz, für alle ist die Stadt nur solange voll Spannung und Reiz, das Haus nur solange erfüllt von schützender Heimlichkeit, als es schweizerisch ist, als wir selber darüber zu bestimmen haben. Nur weil wir uns selber befehlen, gehorchen wir, und alles andere ist unvorstellbar, wäre das Ende. Lieber die fruchtbaren Felder zerwühlt, die blumengeschmückten Häuser zerstört, das warme Leben in frischer Luft und Sonne dahingeben als sich die letzten Wahrheiten von der Einmaligkeit, der Unverlierbarkeit, dem absoluten Wert des einzelnen Menschen verdrehen zu lassen. Doch wäre es falsch, davon in Kantonsratstiraden berichten zu wollen. Lieber ein realistisches Bild des im täglichen Ablauf weder heroischen noch besonders inhaltsreichen Lebens an der Grenze geben.» Denn – auch da stimmt der Feldprediger zu – der Heroismus des Schweizer Grenzsoldaten liegt gerade darin, dass er ohne dankbar-dekoratives Heldentum, ohne Gelegenheit zu grossen Erlebnissen, im gleichförmigen Ablauf der immer reibungsloser spielenden Übungen die innere Lebendigkeit behält, den Glauben nicht verliert und nicht, geblendet von der Pracht der Macht, kleingläubig wird.

«Neues Ziel!» kommt durch den Draht. «In Aktion!» brüllt der Schiessoffizier. Die Kanoniere stülpen sich, an ihre Plätze rennend, die Helme auf, die neue Seite wird eingestellt, dann ein Feuer in Zahlen eingetragen. Es werden,

mit dem Vorbehalt «Feuer auf Befehl», die Schusszahlen für jede Lage befohlen. «Auslösung auf Ende Summerzeichen.» Der Schiessoffizier steht neben dem Telephon. Die Rohre sind geladen. Alle sind gespannt. Minuten verstreichen. Dann beginnt der Apparat zu summen. Der Schiessoffizier hebt die Hand. Die Verschluss warte blicken auf ihn. Der Apparat summt weiter. Dann bricht der Ton ab. Im selben Augenblick senkt sich der Arm des Schiessoffiziers ruckweise. Alle vier Rohre schnellen zurück. Dann hört man den geschlossenen Knall der ersten Salve. Hastig wird geladen, weitere Salven werden kommandiert. Dazwischen befehlen die Geschützfürer die Elemente der neuen Lagen. Die zwei anderen Batterien schiessen ebenfalls. Dumpf rollt das Echo durch das Tal.

Vom Kommandoposten aus sieht das sprungweise Vorrücken der Sprengpunkte von allen zwölf Geschützen geradezu fröhlich aus. Es knallt und raucht und spritzt im Zielgelände. Das Artilleristenherz lacht.

Dann ist das Wirkungsfeuer zu Ende; auch die Munition. Die Salven lagen gut. Alle sind froh. Der Major lächelt nicht mehr, jetzt lacht er. Der Oberst schmunzelt befriedigt. In der Batterie wird schon Schiessparkdienst gemacht, die noch heissen Rohre mit Fett ausgerieben. Ein Meldefahrer bringt in die Protzendeckung den Befehl, die Küche in die Batteriestellung zu bringen. Die Fahrer, die den ganzen Morgen in der Protzendeckung unter dem Befehl des Feldweibels Pferde geputzt haben, sind schon verpflegt. Jetzt schirren sie die Rosse wieder. Auf einem Feldherrenhügel folgt die Besprechung. Die Stimmung entspricht dem glanzvoll gewordenen Wetter. Fern ahnt man die Alpen. Davor in süsser Bläue wie Wellen die Hügelzüge. Aus fernen Schloten quillt perlmutterfarbener Rauch. Die weissen Häuser der näheren Dörfer leuchten. Blau liegen die Rebberge auf den saftiggrünen Hängen. Aus allen Wäldchen und hinter Scheunen hervor kommen nun Ordonnanzen mit Pferden. Fuchse, Braune und wolkige Schimmel lassen ihr Zaumzeug in der Sonne glänzen. Wunderbar mischt sich der Waldduft mit dem herben Geruch des Leders. Die Offiziere auf dem Feldherrenhügel sind hungrig. Der Oberst mit seinem Stab, dann die Offiziere des Regiments und zuletzt das kleine Grüpplein des Majors galoppieren schon auf sandigem Feldweg den Abhang entlang nach Hause.

Der Feldprediger kann froh sein, dass er bei der wilden Jagd nicht dabei ist. Der Hauptmann und die Leute vom Batterie-K.P. begeben sich in die Batteriestellung. Die Feldküche zieht sie mächtig an.

Der Oberleutnant meldet dem Hauptmann die Batterie. Die Geschütze recken schon ihre Lafettenschweife in die Höhe zum Aufprotzen. Tarnnetze liegen aufgerollt bereit. Die Telefonsoldaten sind unterwegs und brechen die Leitung ab. Das wird schon eine Stunde dauern. Doch hier dampft die Suppe, und der Spatz riecht stark und gut.

In Einerkolonne fassen die Leute. Die Offiziere erhalten ihre Blechteller und setzen sich ans feuchte Wegbord. Der Infanterist sitzt neben dem jüngeren Oberleutnant. Dieser beantwortet ihm knapp und sicher alle Fragen. Er beschreibt ihm das Bild, das die Übung vom Kommandoposten aus geboten hat. Dann erläutert er ihm das Tankschiessen, eine neue Aufgabe der Feldartillerie. Er zeigt ihm, dass dies die Wiedergeburt des alten direkten Schiessens ist, wie es der Artillerist ursprünglich geübt habe, wo der Richter selber das Ziel sah. Die Franzosen haben dann im Weltkrieg als erste hinter Deckungen hervorgeschossen und von weit vorgeschobenen Beobachtungsposten, mit Hilfe telephonischer Übertragung, das Feuer geleitet. Mit dem Auftreten der Tanks ist aber eine wirkungsvolle Panzerabwehr im Direktschuss wieder nötig geworden. Während es hauptsächlich Aufgabe der Infanteriekanone ist, Tankabwehrstellungen zu beziehen, hat man sich in neuester Zeit durch die immer schwerer zu durchdringende Panzerung der Kampfwagen gezwungen gesehen, auch grössere Kaliber einzusetzen. Durch die Schaffung einer neuen Panzergranate von ungeheurer Durchschlagskraft ist die Feldartillerie in Stand gesetzt worden, besonders in engen Defileen, wo grosse Schwenkungen nicht vorkommen, Hervorragendes zu leisten. Geübt wird dieses neue Schiessen, das äusserste Aufmerksamkeit und grosses Geschick des Richters erfordert, indem man mit den Kanonieren der Batterie die speziell gebauten Tankbahnen besucht, wo mit scharfer Munition auf eine fahrende Tankatruppe geschossen wird. Mit Einsatzläufen, welche die Verwendung von Maschinengewehr-Leuchtschussmunition ermöglichen, wird

im Kantonnementsort selber auf einen, von einem Pferd an langem Drahtseil gezogenen Holztank geschossen. Dabei hat sich gezeigt, dass das Tankschiessen eine besondere Begabung erfordert. Nicht jeder gute Richter ist auch ein guter Tankrichter. Das Interesse mit welchem der Infanterist zuhört, freut seinen Kameraden, und er weicht ihm in alle Finessen dieser neuen Aufgabe ein, während sie den Spatz verzehren und anschliessend halbgeschmolzene Schokolade aus dem Silberpapier schlecken.

Die Protzen kommen heran. In geschicktem Kurvenfahren werden sie unter die Enden der Lafettenschweife gestellt. Mit hartem Schlag fällt der Ring in die Protzhaken. Die Vorreiter heben zum Zeichen, dass sie bereit sind, die Peitsche hoch. Der Schiessoffizier pfeift und gibt das Zeichen zum Abmarsch. Der Hauptmann sieht von seinem tänzelnden Fuchs herab dem Ganzen zu. Er brüllt einen Mittelreiter an, der bei der scharfen Kurve seine Pferde nicht zurückhält, so dass der Deichselreiter nicht ausholen kann und das Rad die Rinde eines Baumes beschädigt. Dann ruft er den Feldweibel zu sich und macht ihn darauf aufmerksam, dass die nun umgehängten Zeltblachen uneinheitlich getragen werden. Der Feldweibel flucht ein paar Leute an. Dann reitet der Hauptmann an die Spitze. Der Schiessoffizier bringt das Pferd an seine linke Seite.

Schon haben sie die grosse Steigung hinter sich. Die Sonne brennt. Der Hauptmann befiehlt «Helm ab!» Dann «Rauchen gestattet!» Jetzt trabt die lange Kolonne talauswärts. Die Pferde und die Reiter werfen Schatten an die Böschung, die wie Wellen wogen. Zum Glück ist die Strasse noch feucht. Sonst wäre der hintere Teil der Kolonne in einer dichten Staubwolke. Am Schluss reitet der Abteilungsveterinär, der vorher in der Protzendeckung war. Er hat die Wahl zwischen den drei Batterien. Nicht dass der Pferdezustand in dieser Batterie etwa besonders schlecht wäre und die Anwesenheit besonders nötig machte. Aber hier ist der beste Küchenchef der Abteilung. Grund genug, gerade diese Pferde zu betreuen! An allen drei Orten zugleich kann man ohnehin nicht sein. Neben ihm trabt mit gefasster Miene und wackelnden Schenkeln der Feldprediger. Er versucht vergeblich, die Zügel richtig in die Hände zu bekommen. Doch man hat ihm ein gutmütiges Pferd gegeben.

Das Gerücht wegen der bevorstehenden Dislokation hat sich bewahrt. Der Hauptmann erzählt dem Oberleutnant von den möglichen Zielen. Auf alle Fälle geht es gegen die Berge. Alle hoffen auf ein Dorf an einem See. Wie schön wäre das! Gerade jetzt, wo der Schweiß über das Gesicht rinnt und Gasmaske, Kartentasche, Pistole und Feldstecher die Uniform an den Leib drücken und ein türkisches Bad veranstalten, ist die Vorstellung besonders verlockend. Die Mäntel sind zum Glück, allerdings vorschriftswidrig, im Telephonwagen versteckt worden. Die Telephonwagen rücken später ein, unter Führung des Wachtmeisters, wenn die Leitungen abgebrochen sind.

Drei polnische Internierte, welche in erdfarbenen Uniformen an der neuen Bergstrasse arbeiten und am Strassenrand geruht haben, erheben sich, legen zwei Finger an ihre schief auf dem blonden Schopf sitzenden Mützen und grüssen stumm. Der Hauptmann nimmt den Gruss ab, auch der ältere Oberleutnant grüsst, obwohl er neben dem Hauptmann reitet. Er sieht in die sonnverbrannten, breiten Gesichter, er sieht in die hellen blauen Augen, die starr in die Ferne blicken. Er glaubt durch das Geklapper der Hufe die weiche und wilde Melodie jener Etude von Chopin zu hören, die dem einsamen Komponisten in seinen trüben Tagen auf Mallorca von seiner Sehnsucht nach der polnischen Weite eingegeben worden war. Er entsinnt sich auch der heissen Sommertage, die er selbst einmal am Ufer der Weichsel zugebracht hat, er lächelt den drei Soldaten zu. Unentwegt schauen sie in die Weite. Dann setzen sie sich wieder wortlos an das Strassenbord.

Die Batterie ist gern im grossen Dorf gewesen; sie ist freundlich aufgenommen worden, und vor allem die Fahrer waren in den niederen Stuben, wo sie zu essen pfl egten, fast wie daheim. Und doch freuen sich alle auf den Auszug, auf neue Aufgaben, auf den Wechsel. Auch weil sie wissen, dass sie den Bergen näher kommen.

Der Hauptmann und sein Oberleutnant reiten durch die schöne Sonnenwelt. Hinter ihnen rasselt, wie Musik für ihre Ohren, die lange Kolonne der trabenden Batterie. Schon sehen sie den Auszug der Abteilung vor sich. Aus den Fenstern winken die Alten. Die jungen Mädchen bringen bunte Sträusse. Kinder johlen. Im Zaumzeug der Reitpferde, ja im Ge-

schirr der Zugpferde leuchten Dahlien und Asten. Halb erleichtert lächelt der jüngere Oberleutnant der städtisch gekleideten jungen Frau zu, die ihm an schönen Sommerabenden in fast wortlosem Zusammensein bis weit über Mitternacht leichten Wein, Kuchen und andere Freundlichkeiten geboten hat. Hell glitzern die Instrumente der Trompeter. Sie spielen einen freudigen Marsch. An der Spitze aber, vor der Musik und vor dem Major, über den Schimmeln der Fahnenwache, über dem Feldgrau der Reiter, flattert freudig an schlankem Schaft, leuchtet verheissungsvoll im kräftigen Licht der Herbstsonne, rot und weiss die Standarte.

DIE SANITÄT BEI DER TRUPPE

VON HANS DEBRUNNER

«Mein lieber Sohn, hast du schon nachgedacht über die Frage, was du werden willst?»

«Ja, Vater!»

«Und bist du mit deinen Gedanken zu einem Entschluss gekommen?»

«Nein: denn auf dem Wege, der mir gefällt, steht ein Hindernis.»

«Wird das Hindernis nicht deine Kräfte verdoppeln und dich zu besonderer Tüchtigkeit anspornen?»

«Nein, Vater. Das Hindernis ist nicht wie eine Aufgabe, die man lösen kann. Das Hindernis steht wider mein Herz.»

«Dann, mein lieber Sohn, ist dein Entschluss noch nicht reif. Aber vielleicht kannst du mir erzählen, worüber du nachgedacht hast.»

«Ich möchte gerne Arzt werden wie du, Vater. Aber ich möchte auch ein Krieger sein, um mein Vaterland zu verteidigen, wenn es in Gefahr ist. Das darf ich nicht, wenn ich Arzt bin. Ich bin dann nur ein Sanitäter ohne Wehr und Waffe.»

«Aber das Vaterland, das heute in Gefahr ist, wird morgen, wenn du Arzt sein wirst, in Ruhe leben und seiner Krieger nicht bedürfen.»

«Das Vaterland ist immer in Gefahr, wenn seine Söhne nicht Tag und Nacht bereit sind, seine Freiheit mit dem Leben zu schützen. So hast du selbst mich gelehrt.»

«Du hast die Worte gut verstanden, und ich sehe, dass dein Zwiespalt nicht leichtfertig zu lösen ist. Hast du nie daran gedacht, dass ich selber kraft meines Berufes Sanitäts-Soldat bin und dass ich meinen Dienst gerne tue?»

«Doch, Vater. Ich schäme mich; denn ich habe meinen Freund beneidet, dessen Vater an der Grenze eine Kompagnie Soldaten anführt. Der Krieger kann ein Held sein; darum will ich ein Krieger sein.»

«Der Krieger selbst hat sich den Retter und Helfer geschaffen. Die grossen Kriegshelden der neuen Zeit, die grossen Generäle der mächtigen Heere haben den Ausbau des Sanitätswesens gefördert und ihm ihre schönsten Gedanken geliehen. All die edlen Eigenschaften des Kriegers, die ich dir nenne als Festigkeit, Standhaftigkeit, Charakterstärke, Entschlossenheit, Mut, Selbstbeherrschung, sie sind freilich im höchsten Masse auch die seelischen Kräfte des tüchtigen Sanitäts-Soldaten. Indessen wirst du mich besser verstehen, wenn ich dir zeige, was die Aufgabe ist, die der Kriegsführer der Sanität zugeordnet hat und die in seinen Plänen mit einbezogen ist, falls er den Anspruch erhebt, ein guter Führer zu sein.»

«Erzähle, Vater; ich bin begierig zu hören und werde gut aufpassen.»

«Der Krieg ist das Gebiet körperlicher Anstrengungen und Leiden. Wenn wir antreten an unserer Grenze, um die Heimat zu verteidigen, dann wissen wir, dass wir das nur tun können unter Wunden, Schmerz und Tod. Solange wir stehn und streiten, hält uns der Gedanke an die Freiheit unseres Vaterlandes zusammen. Wo einer fällt und blutet, da ist er wieder allein, und sein Kamerad kann ihm die Hand nicht geben, dieweil er eben ladet. Aber er blutet doch für alle, für die andern; dürfen sie ihn da in seiner eigenen furchtbaren Not verlassen? Das darf wiederum nicht sein. Der Krieger organisierte den Sanitätsdienst. Während die feindlichen Heere sich zu vernichten streben, bringen sie die fertige Organisation mit, um die Schäden am Einzelnen wieder gut zu machen, die er fürs Ganze erlitten hat. Neben dem einen vorwärts drängenden Strom der kämpfenden Massen flutet ein Strom zurück, der alles aus der Gefahrzone ins gesicherte Hinterland mitnimmt, was an Mensch und Tier kampfunfähig geworden ist. Es liegt diesem Vorgang ein inneres Ordnungsgesetz zugrunde, das sich stets im Leben offenbart und das du später erkennen wirst. Wie der Rückstrom zu regeln und zu leiten sei, wurde von den Männern der Kriegswissenschaft aufs Genaueste festgelegt. So hat sich eine bestimmte Ordnung für die Versorgung, den Abtransport und die Übernahme der verwundeten und kranken Krieger herausgebildet, eine Ordnung, die im Kriege den wechselnden Umständen angepasst wird. Die Front reicht

eine Hand zurück in die Heimat und die Heimat reicht eine Hand hinaus an die Front. Die eine nimmt der andern soviel an Leid ab, als sie zu halten vermag, und fügt es ein in die Stätten der Tröstung und der Wiederherstellung. So wirst du verstehen, mein Lieber, dass nicht nur die Mittel und Menschen der Armee an diesem Teil der Aufgabe beteiligt sind, die uns ein Krieg stellen würde, sondern dass auch die Hilfen der Heimat, hilfsdiensttuende Männer und Frauen zur Verfügung gestellt werden.»

«Ich ahne ein Ganzes, Vater; aber sage mir, wie das geschieht.»

«Die erste Aufgabe besteht darin, den Verwundeten so rasch als möglich aus der Zone der Gefahr herauszubringen. Denn dort, wo er von seiner Verletzung zu Boden geworfen wurde, ist nicht Gelegenheit noch Raum für eine sorgsame Behandlung, für eine heilbringende Pflege. Der Verletzte muss heraus aus dem Getümmel der Schlacht, weil nur dann Hoffnung besteht, ihn für ein späteres Leben wiederherzustellen. Solange er gehen kann, wird er selber den Weg in eine sichere Deckung und von da nach rückwärts suchen, wo er den Kameraden trifft, der zu seiner Rettung bereit steht. Die vielen, die hilflos darniederliegen, müssen geholt werden, sobald auch nur die geringste Möglichkeit dafür sich zeigt. Das ist die grosse Tat der Menschlichkeit, die mitten im Kampf daran erinnert, dass die, welche sich gegenseitig die Herzen durchbohren, dennoch der Liebe bedürfen.

Der Rücktransport der Verwundeten kann nicht vom Schlachtfeld in einem Zuge bis in die Spitäler der Heimat erfolgen. Unter besonderen Umständen mag es einmal gelingen, im Flugzeug oder im Auto oder im Sanitätszug. Für gewöhnlich wird er durch eine Kette von Stationen geleitet, von denen jeder ihre eigenen Aufgaben zugewiesen sind. Als erste dieser Staffeln hat die Truppsanität zu gelten. Sie gehört als unablösbarer Teil zur Wehreinheit, zur Kompagnie, zur Batterie, zur Schwadron. Im Gefechtsdienst bleiben die Soldaten der Truppsanität so nah als möglich hinter der Kampflinie und begleiten ihre Bewegungen, um zur Hand zu sein, wo sie gebraucht werden. Sie suchen in ihrem Bereich ein gesichertes Lager, das sie für die Verwundeten als erste Zuflucht herrichten. Dann winden sie sich durch Busch und Granatloch so weit nach vorn, als ihre Sicherheit es gestattet, um nach Wegen und Mitteln auszuspähen, verwun-

dete Kameraden aus dem Feuerbereich zu holen. Sie selber dürfen nicht kämpfen. Ihre Standfestigkeit, ihr Mut erproben sich nicht im Sturm auf die feindliche Stellung. Sie sind nur mit Labeflasche und Tragbahre bewaffnet. Aber sie bringen den mitten im Kampfgetümmel seiner Qual überlassenen Verwundeten aus dem Verderben in eine erste Ruhe zurück. Natürlich hängen derartige Möglichkeiten ab von der Art des Streitens. Das wechselnde Geschick eines Infanterie-Gefechts lässt Kampfpausen entstehen, die von raschen und kühnen Zugriffen der Sanität auch am Tage ausgenützt werden. Die moderne Materialschlacht kennt kaum solche Lücken. Die Sanitäts-Mannschaft liegt bei der Truppe im Feuerschutz, wo Teile der Unterstände zu Verbandzimmern ausgebaut wurden. Ein systematisches Absuchen des Schlachtfeldes ist gewöhnlich nur nachts oder nach Frontverschiebungen möglich. Im Stellungskrieg können Tage vergehen.»

«Ich denke mir all das sehr schwer und kann mir nicht vorstellen, wie es geschieht.»

«Der Arzt als Offizier seiner Sanitäts-Soldaten ordnet sie zu Trägergruppen, je zwei Mann mit einer Bahre und teilt ihnen Suchfelder zu oder stellt besondere Aufgaben. Im Verwundetennest, wo er ihrer harret, werden die Verletzten gelagert, gelabt und für den weiteren Rücktransport vorbereitet. Denn in diesen Kellerlöchern, Bachsenken, Waldinseln, in denen das Lager improvisiert ist, kann man weder mit Sorgfalt operieren noch kunstreiche Verbände anlegen. Man lindert die Schmerzen; man löscht den Durst; man stillt die Blutung und legt das zerschmetterte Glied in eine provisorische Schiene. Die Befunde werden dem Blessierten auf eine Karte notiert und angeknöpft. Schon nahen als zweite Staffel des Sanitätsdienstes die Trägerkolonnen der Sanitätskompagnie, um die vorläufig versorgten Verwundeten aus den vordersten Lagern zu holen und teils auf Bahren, teils auf Wagen in die Hauptverbandplätze zurückzubringen. Der Sanitätler der Kompagnie aber geht mit seiner Truppe weiter und sucht sich neue Aufgaben. Du siehst, lieber Sohn, dass sie kühn sind und gefährlich; manch ein Sanitätsmann hat seinen Einsatz mit dem Leben bezahlt, manch einer seinen Leib dabei verstümmelt; aber die Aufgaben zeugen von höchster Kameradschaft. Sind sie da nicht auch schön zu nennen?»

«Sie sind es, mein Vater! Berichte mir weiter, wie es den Verwundeten ergeht!»

«Wir sprachen vom Hauptverbandplatz, den die Sanitätskompagnie vorbereiten muss. Ihr Abschnitt ist ungefähr der eines Regiments. Der Verbandplatz hat den Verletzten des betreffenden Abschnittes zu dienen. Er sieht schon eher aus wie ein improvisiertes Spital. Entweder im mitgeführten Zelt oder in einem geeigneten Gebäude werden Matratzen- und Strohlager, Verband- und Behandlungstische hergerichtet. Alles spielt sich noch verhältnismässig nah hinter den Linien ab. Der Hauptverbandplatz bietet den Verletzten weder genügend Ruhe noch ersehnten Schutz. Auch hier wird nur das Notwendigste getan, um den Verwundeten für den weiteren Rücktransport bereit zu machen. Lebensbedrohliche Blutungen werden gestillt; Eingriffe an den Atmungsorganen bei Erstickenungsgefahr können nötig werden; Transportschienen werden angelegt. Dann wird der also Versorgte der dritten Staffel übergeben, den aus Landsturmtruppen formierten Feldlazaretten mit ihren chirurgischen und allgemeinen Ambulanzen. Sie übernehmen die Einrichtung von Feldspitälern, die mit Röntgenapparatur und modernem Operationsbesteck versehen sind. Sie stellen zwei chirurgische Arbeitsgruppen, die sich am Operationstisch ablösen.

Die Verwundeten kommen entweder direkt von der Front aus den Verwundetennestern oder aus den Hauptverbandplätzen der Sanitätskompagnien, von wo sie durch Wagen, durch Autokolonnen eingeliefert werden. Die Ambulanzen richten daneben Sammelpätze für Leichtverwundete ein, die aufnehmen, was zu Fuss von der Front nach rückwärts strömt.

In den Feldspitälern werden die Verletzten endgültig versorgt; die infizierten Wunden werden operiert; Gipsverbände werden angelegt. Die Patienten bleiben solange im Feldspital, bis ihr Zustand den Abtransport in die vierte Staffel, die Militär-Sanitätsanstalten der kampffernen Heimat gestattet. Erst in der Heimat beginnt die ärztliche Bemühung um die letzte Wiederherstellung.»

«In einer solchen MSA. arbeitest du, Vater, wenn du im Dienst bist. Da habt ihr grosse und schöne Krankenhäuser eingerichtet, die du mir zeigst

hast, mit besonderen Abteilungen für die besonderen Verletzungen und besonderen Krankheiten. Das ist fast wie in unserm Kantonsspital.»

«Gewiss, mein Bub. Und dort arbeiten die Krankenschwestern und Samariterinnen, die sich freiwillig gemeldet haben, die Hilfsdienstsoldaten als Handwerker und Ordnungsbeflissene, die Ärzte und die Offiziere der leitenden Stäbe. Auch in unserem friedlichen Wachdienst wirken sie im Binnenraum und leisten eine Arbeit, die sich mit der unserer Landspitäler vergleichen lässt.»

«Was aber haben die andern zu tun, die Sanitäter bei der Truppe, in der Kompanie, im Lazarett, wenn der Krieg nicht wirklich ist?»

«Sie haben ihre Aufgaben für den Krieg unablässig zu üben. Sie führen Transporte durch, und ich habe kühne und schwierige Lösungen gesehen im Schnee und den Felsen unserer Berge, über Flüsse und Tobel hinweg. Sie richten die Krankenzimmer der Truppe ein, in denen die erkrankten Soldaten von ihnen behandelt und gepflegt werden. In den Sanitätszügen, die irgendwo im Innern der Schweiz bereit stehen, um die Verbindung zwischen dritter und vierter Staffel aufzunehmen, werden verwundete Kriegsgefangene unserer Nachbarländer ausgetauscht. In Märschen und kriegsmässigen Übungen werden die körperliche Leistungsfähigkeit, die Erstellung von Feldspitälern und Verbandplätzen, die erste Hilfe geübt, damit all das dem Sanitäts-Soldaten leicht von der Hand gehe, was er im Ernstfall zu tun hat und damit ein jeder wisse, wohin im Getriebe er sich in nützlicher Weise zu stellen habe.

Dies ist die Arbeit des Sanitäts-Soldaten. Er ist kein Krieger; denn er kann keine Schlachten schlagen. Im Augenblick der Verwundung aber fällt der Krieger aus dem Verband des Heeres heraus in sein Einzelschicksal zurück; er ist als Mensch allein mit seiner Qual. Und dieses Zurücksinken in die Hilflosigkeit des Einzelnen hat den Kriegsführer bewogen, seine Härte abzulegen und dem Heere ein Instrument der Barmherzigkeit zu gesellen.

Und nun entscheide du, wenn du es dir überlegt hast, ob du ein Arzt werden willst oder ob dir die Ehre und der Ruhm des Kriegers im Wege stehen!»

«Ich werde es mir überlegen.»

DIE MOTORTRANSPORTTRUPPE

VON M. DOERKS, THUN

1910 wurde das freiwillige Automobilkorps für Personenwagen aufgestellt. 1916 bis 1917 schaffte der Staat Motorräder, Personenwagen und Lastwagen an. Man begann Offiziere und Mannschaften zum Motorwagendienst umzuteilen. 1918 bis 1920 wurden die ersten speziellen Offiziersschulen und technischen Kurse für die Umteilung organisiert. Bis 1924 war der M.W.D. ein Dienstzweig. Dann erfolgte seine Einreihung als Truppengattung. Mit der Einführung der neuen Truppenordnung 1936 stieg die Zahl der in der Armee eingeteilten Motorfahrer um zweihundertfünfzig Prozent. Bis heute haben wir uns wieder um einen beträchtlichen Schritt weiterentwickelt. Organisatorisch war der Motorwagendienst eine Reihe von Jahren einer Sektion des Generalstabes, dann der Abteilung für Kavallerie und zuletzt, bis zur Mobilmachung 1939, der Abteilung für leichte Truppen unterstellt. Heute liegt die Führung der Motortransporttruppe in folgenden Händen: für die Mobilmachung ist die Sektion Mobilmachung im Armeestab zuständig – die technischen, wirtschaftlichen und kaufmännischen Motorfahrzeugbedürfnisse der ganzen Armee werden von der Abteilung Heeresmotorisierung bearbeitet –, und die Einteilungen, Beförderungen und Ausbildung unserer Waffe obliegen dem Chef der Motortransporttruppe. Mit Rücksicht darauf, dass der Begriff «der Motor in der Armee» eine ebenso grosse Bedeutung wie jeder andere Fragenkomplex erlangt hat, hoffen wir, wieder in Friedenszeiten zurückgekehrt, für unsere Waffe eine Abteilung Heeresmotorisierung mit einem selbständigen Waffenchef zu erhalten, der sämtliche Belange der Motortransporttruppe in seiner Hand vereinigt.

Die Motortransporttruppe umfasst alle einzeln und in Transportformationen eingeteilte Motorfahrer der Armee mit weinroten Patten und dem Steuerrad auf dem Ärmel. Sie sind ausgerüstet mit dem Karabiner und für die

Sicherung ihrer Kolonnen mit leichten Maschinengewehren auf Motorrädern. Bei dieser Waffe gelangen nur Leute zur Einteilung, die im Zivilleben einen Führerausweis besitzen. Da die anlässlich der Fahrprüfungen gestellten Anforderungen in den einzelnen Kantonen recht verschieden sind, kommt es immer wieder vor, dass in Rekrutenschulen einrückende Leute wegen ungenügenden Fahrkenntnissen entlassen und bei andern Truppen eingeteilt werden müssen. Unter Berücksichtigung der zivilen Fahrgelegenheit werden die Motorfahrer in den Rekrutenschulen für eine bestimmte Fahrzeuggattung besonders vorbereitet. Wir unterscheiden Motorrad-, Personenwagen-, Lastwagen-, Diesel-, Holzgas- und Car-Fahrer. Dieser Ausbildung und dem Wohnort entsprechend wird gegen Schluss der Rekrutenschule die Einteilung der Mannschaften vorgenommen.

Die bestqualifizierten Fahrer werden den Stäben zugewiesen, wo sie bisweilen ohne fachtechnische Vorgesetzte vollständig auf sich selbst angewiesen sind. Sie haben hohe Offiziere zu transportieren, Tag und Nacht den Kurierdienst zu versehen und für Reparaturen, Fahrzeugunterhalt, Betriebsstoffe, Verpflegung und Unterkunft oft selbst zu sorgen. Diese Umstände verlangen ein Personal, das charakterlich einwandfrei, im Fahren gut ausgebildet und technisch auf der Höhe ist. In Formationen bei anderen Waffen eingeteilte Fahrer müssen neben den allgemeinen Kenntnissen des «Motörers» die Spezialbedürfnisse der betreffenden Truppengattung beherrschen. Der Artillerie-Motorfahrer muss gewohnt sein, auf schwierigen Strassen, mit zirka fünf Tonnen schwerem angehängtem Geschütz oder mit verladener Feldkanone samt ihrer Mannschaft, Material und Munition, vornehmlich bei Nacht, mit aller Sicherheit zu zirkulieren. Der Motorfahrer der Fliegertruppe versteht mit den langen Flügelanhängern umzu gehen. Bei der Genie lernen unsere Leute schwere Spezialfahrzeuge wie Kompressoren, Funkstationen, Pontonanhänger usw. zu fahren. Die Fahrer einer Verpflegungs-Lastwagenkolonne kennen die Ladearten der verschiedenen Lebensmittel in Verbindung mit anderem Nach- und Rückschubmaterial. In den Sanitätskolonnen ist der Fahrer mit liegendem und sitzendem Transport von Verwundeten vertraut.

Die Kolonnen der Motortransporttruppe sind im Verbandsfahren beson-

ders ausgebildet. In kleinen oder grösseren Fahrzeugpaketen müssen sie normalerweise nachts Mannschaften und Material aller Art befördern. Ihr technisches Wissen und Können muss alle vorkommenden Strassenpannen weitgehend beherrschen, damit ausfallende Fahrzeuge die Strassen möglichst kurze Zeit verstopfen. Ein sicheres Lesen der Karte verhindert falsches Fahren der Verbandsspitzen und vor allem einzeln detachierter Fahrzeuge. Das Nachtfahren ist für die Lastwagenkolonnen von grösster Bedeutung. Infolge feindlicher Fliegertätigkeit wird ihre Zirkulation tagsüber die Ausnahme bilden. In diesem Falle aber muss die Truppe mit ihren grossen Fahrzeugen rasch und geschickt Fliegerdeckung beziehen können, was in vielen Landesteilen nicht sehr einfach ist. Das zivile Verkehrsgesetz und die militärischen Fahrvorschriften müssen gründlich bekannt sein. Der Verkehr auf organisierten Strassen verlangt eine tadellose Fahrdisziplin, damit überall der vorgeschriebene Fahrplan eingehalten und die Weisungen der Strassenpolizei befolgt werden.

Einteilungen und Beförderungen von Kader und Mannschaften sowie die gesamte Ausbildung unterstehen dem Chef der Motortransporttruppe, Oberst Ruf. Er kann als Begründer unserer gesamten Motorisierung in der Armee angesprochen werden. Seit 1920 leitet er in der Instruktion die ganze Ausbildung am Motor. Die Motortruppen haben unter seiner Führung eine Erziehung genossen, die vor einigen Jahren von der Landesverteidigungskommission als einzig dastehend erwähnt wurde.

Das taktische Fahren in geschlossener Formation muss gesichert werden. Das geschieht durch leichte Maschinengewehre auf Motorrädern. Im Allgemeinen bleibt je ein Lmg. in Sichtweite dem vordersten Fahrzeug voraus und ebenso hinter dem letzten Wagen zurück. Die Kolonnenwache vorn weist den richtigen Weg und hält die Strasse frei für die anrollende Formation. Die Kolonnenwache hinten meldet beim nächsten Stundehalt die ausgefallenen Fahrzeuge, hält die Verbindung mit nachfolgenden Verbänden aufrecht und beobachtet die Strasse auf mögliche Verluste an Material, Öl, Wasser oder Betriebsstoffen. In jedem Zug amtiert auf dem ersten Wagen der Spitzenunteroffizier als Tempochef. Er reguliert die Geschwindigkeit des vordersten Fahrzeuges und ist damit für eine gute Durchschnittsgeschwin-

digkeit verantwortlich. Der Schluss-Unteroffizier auf dem hintersten Fahrzeug kontrolliert die Pannewagen und meldet diese beim nächsten Halt seinem Zugführer mit Zeit, Ort und Grund des Ausfalles. Im Fliegermarsch können diese beiden Unteroffiziere je eine Gruppe übernehmen, wenn nicht Einzelfahren oder einfach Fahren mit grossen Abständen befohlen ist. Die als Fliegerbeobachter bestimmten Leute beobachten den Luftraum hauptsächlich in der Richtung, aus der die Kolonne kommt und melden feindliche Flieger mittels der reglementarischen Zeichen. Der dem hintersten Fahrzeug beigegebene Verbindungsmann gibt ein eventuelles Abreissen des nachfolgenden Zuges sofort nach vorn bekannt. Zugeteilte Sanitätssoldaten und Automechaniker besorgen den Reparaturdienst an Mann und Fahrzeug.

Die Bildung der vielen Arten von Transportkolonnen erfolgte auf Grund der Armeebedürfnisse. Einfacher und organisatorisch sauberer wäre die Schaffung einiger Standardtypen von Lastwagenkolonnen gewesen. Infolge mangelnder Fahrzeuge war das nicht möglich. Es musste jede aufgestellte Kolonne, um Fahrzeuge einzusparen, genau auf den Transportbedarf der betreffenden Heeresinheit abgestimmt werden. Entgegen der herrschenden Ansicht muss unsere Armee eher als übermotorisiert bezeichnet werden. Die für den Krieg unbedingt notwendigen Fahrzeugreserven sind nur schwach vorhanden. An Lastwagen müssen auch ältere Modelle, die nur schwerlich als voll diensttauglich erklärt werden können, der Truppe zugeteilt werden. Wenn wir heute den Forderungen einer modernen Armee-Motorisierung nur knapp genügen können, so ist der Grund darin zu suchen, dass infolge unseres Milizsystemes fast keine Motorfahrzeuge als Korpsmaterial angeschafft werden konnten und andererseits die wirtschaftliche Entwicklung des Nutzfahrzeuges in der Schweiz seit Jahren teilweise zugunsten der Bahnen nicht speziell gefördert, sondern eher gehemmt wurde.

Die Leistungen der Motortransporttruppe werden im Kriege eine grosse Rolle spielen. Obwohl die Eisenbahnen, was die Ladekapazität und Stundengeschwindigkeit betrifft, das fähigste Transportmittel sind, so ist ihnen der Motorlastwagen taktisch und technisch in unseren Verhältnissen doch überlegen. Während die Bahnen ihre Güter nur den Schienen entlang bewe-

gen können, bringt sie der Lastwagen an den Truppenstandort. Durch die Schienengebundenheit ist es der Bahn sozusagen unmöglich, sich Fliegerangriffen zu entziehen. Die Lastwagen dagegen verschwinden in die nächste Deckung. Die relativ wenigen Rollanlagen der Bahnen sind durch Feindeinwirkung bedeutend verwundbarer als die vielen Strassen unseres Landes. Durch Beschuss zerstörte Strassenzüge sind durchschnittlich leichter reparierbar als zusammengeschoffene Bahnbauten. Für die schweizerischen Raumverhältnisse sind die mittleren Tagesleistungen der Lastwagenformationen mit zirka hundertfünfzig bis zweihundert Kilometer und diejenigen der Personenwagen-Kolonnen mit über zweihundert Kilometer vollständig ausreichend.

Wie die Beschaffung der Pferde, so basiert auch diejenige der Motorfahrzeuge auf dem System der Requisition. Der ganze Fahrzeugbestand unseres Landes – mit Ausnahme der kriegswirtschaftlich belegten Wagen – wird im Kriegsfall der Armee zur Verfügung gestellt. Die Sektion Mobilmachung im Armeestab besorgt die Zuteilung der diensttauglichen Nutzfahrzeuge, entsprechend dem zivilen Standort, zu den verschiedenen Heereseinheiten. Dadurch, dass die Mobilmachung aller Lastwagen, Traktoren und Anhänger in der Hand der erwähnten Sektion vereint ist, wird eine gleichmässige Behandlung aller Nutzfahrzeugbesitzer des Landes und eine zweckentsprechende Zuteilung zur Truppe sichergestellt. Für gewisse Armeeabschnitte ergeben sich grosse Einzugsgebiete, indem die meisten unserer zivilen Motorfahrzeuge um die Industrie- und Handelszentren herum stationiert sind. Eine weitere Schwierigkeit ergibt sich aus dem Umstand, dass nicht jeder Zivilfahrer als Motorfahrer mit seinem eigenen Fahrzeug zu seiner Einheit einrücken kann. Die Wagen werden entweder durch Zivilpersonen oder durch Wehrmänner an den Stellungsplatz geführt. In beiden Fällen muss das Fahrzeug einem neuen Motorfahrer übergeben werden, und im letzten Fall kann der Wehrmann erst von hier aus zu seiner Einheit einrücken. Nur sämtliche Car-Fahrer und die meisten Lastwagenfahrer sind so organisiert, dass sie mit dem ihnen vertrauten Fahrzeug zur eigenen Einheit einzurücken haben. Je nach Requisitionsgruppe finden wir rote, weisse, grüne oder gelbe Mobilmachungszettel in den Verkehrsbewilligungen eingeklebt. Alle mit solchen

Marschbefehlen belegte Motorlastwagen werden von den Motorfahrzeug-Stellungs-Offizieren mit ihren Schatzungskommissionen voreingeschätzt. Dadurch werden die Fahrzeuge bei einer Mobilmachung nur noch revidiert. Personenwagen und Motorräder werden gemäss den Weisungen der Sektion Mobilmachung durch die kantonalen Automobilkontrollen mit Marschbefehlen versehen.

Die Fahrzeuge für Ausbildungs-Schulen und -Kurse werden grösstenteils durch den Armeemotorfahrzeugpark geliefert. Reichen seine Bestände nicht aus, so werden ebenfalls private Fahrzeuge eingemietet.

Dem Unterhalt der Motorfahrzeuge wird ganz besondere Beachtung geschenkt. Wird ein Pferd krank oder nicht ordentlich unterhalten, so lässt es sofort den Kopf hängen, frisst nicht mehr richtig und vermindert seine Leistung sichtlich. Schon die erste, ungefährliche Schwächung des Tieres zeigt sich rechtzeitig, wodurch Abhilfe ohne Schaden geschaffen werden kann. Wenn dagegen ein Motorfahrer ohne Öl, mit defektem Licht, zu wenig Kuppelungsspiel oder zu grosser Tourenzahl fährt, so zeigt sich der dadurch entstandene Fehler am Fahrzeug meist erst, wenn grosser Materialschaden entstanden ist und mit lang dauernden Reparaturen eingesetzt werden muss. Schmierer und salben hilft nicht nur allenthalben, sondern bewahrt auch vor zu grossem Materialverschleiss. Da der Fahrzeugunterhalt für den Einsatz der Truppe von ausschlaggebender Bedeutung und daneben sehr kostspielig ist, kann der Motorfahrer nicht zuverlässig genug erzogen werden. Die Erfahrungen bei uns und vor allem in unseren Nachbarstaaten beweisen genügend, wie bei unzulänglichem Fahrzeugunterhalt die Marschbereitschaft der Truppe rapid abnimmt und das Reparaturwesen ins Unermessliche ansteigt. Der tägliche Parkdienst am Motorfahrzeug und an den Waffen geht jeder andern Retablierung vor. Neben dem Auffüllen von Betriebsstoffen wird ein Kontrollheft geführt. Motor und Chassis werden durchgeschmiert, der Führerstand und die elektrische Anlage gereinigt. Bei Personenwagen und Motorrädern wird die Karosserie gewaschen. Kleine Reparaturen, wie Pneu flicken, Kerzenreinigung, Nachstellung der Bremsen usw. sind vom Fahrer selbst auszuführen. Bei normaler Fahrtätigkeit wird ungefähr alle zehn Tage

ein erweiterter Parkdienst vorgenommen. Dieser erstreckt sich in der Hauptsache auf die maschinelle Kontrolle des Fahrzeuges. Hinzu kommt die gründliche Schmierung von Wechsel-, Differential-, Kraftübertragung, Radlager und Instandstellung der Batterie. Alle zwei Monate gelangt ein Grossparkdienst zur Durchführung. Neben den Arbeiten des Tages- und erweiterten Parkdienstes erfolgt eine gründliche Reinigung von Motor und Fahrgestell. Durch eventuellen Motorölwechsel und Vornahme sämtlicher Reparaturen wird das Fahrzeug vollständig retabliert. Ein absolut zuverlässiger Fahrzeugunterhalt bildet die solideste und unumgänglich notwendige Grundlage der Motortruppen.

Das Reparaturwesen bei der Truppe ist soweit entwickelt, dass nur Reparaturen, die innert zwei mal vierundzwanzig Stunden ausgeführt werden können, durch die Truppenmechaniker ausgeführt werden. Grössere Reparaturen sind den Motorfahrzeug-Reparaturabteilungen und den Zivilgaragen zu übergeben. Die Werkzeugausrüstung der Kolonnen ist so eingerichtet, dass die häufigsten Pannen überall behoben werden können. Unsere Automechaniker sind in dem Masse ausgebildet, dass sie auch mit primitiven Mitteln in Feldverhältnissen die Fahrzeuge fahrbereit erhalten können. Bei strenger Fahrtätigkeit werden die Mechaniker in Tag- und Nachtschicht eingeteilt. Die einen reparieren tagsüber entsprechend der Arbeitszeit der übrigen Mannschaft und haben Freizeit und Ruhe mit diesen gemeinsam. Die andere Hälfte arbeitet die ganze Nacht, ruht, verpflegt und retabliert am späten Vormittag und ist nachmittags frei. Als Truppenmechaniker werden nur Leute mit abgeschlossener Berufsbildung zugelassen. Nach Absolvierung einer Rekrutenschule und eines Mechanikerkurses mit verschiedenen Prüfungen erhalten diese Leute das Mechaniker-Abzeichen auf die Ärmel des Oberarms und eine Eintragung im Dienstbuch. Die so ausgebildeten Truppenmechaniker sind in allen grossen Garagen sehr gesucht.

Fahrzeuersatz, grosse Reparaturen, sowie Nachschub von Bereifung, Betriebsstoffen und Fahrdienstmaterial werden durch die Motorfahrzeugparks und die Motorfahrzeug-Reparaturabteilungen besorgt.

Materialbeschädigungen, die ganz oder teilweise auf ein Verschulden des

Fahrers zurückzuführen sind, Verstösse gegen das Verkehrsgesetz und Unfälle mit Selbstverschulden werden sehr streng behandelt. Der Mann wird grundsätzlich zur Rechenschaft gezogen. Er haftet persönlich für entstandenen Schaden in dem Masse, als ihm ein Verschulden zur Last gelegt werden kann. Über Schadenbeträge bis hundert Franken entscheidet der Einheitskommandant unter Meldung an seine vorgesetzte Stelle. Grössere Schäden und Unfälle mit Personenverletzung werden durch den militärischen Untersuchungsrichter abgeklärt. Neben der Bestrafung hat der Fehlbare eine Kostenbeteiligung zu übernehmen, die seinem Verschulden, seinen Zivil Verhältnissen und seinen Qualifikationen entspricht. Aus diesen Umständen ergibt sich deutlich, welche grosse Verantwortung auf einem Motorfahrer lastet. Während ein anderer Soldat durch Unvorsichtigkeit vielleicht höchstens seinen Karabiner zerbrechen kann, wird dem Motorfahrer zum Beispiel ein Diesellastwagen im Betrage von vierzigtausend Franken mit Mannschaft und Material beladen anvertraut! Unser Waffenreglement verbietet denn auch für die ganze Dauer der Fahrtätigkeit eines Tages jeden Alkoholgenuß.

Aus diesen Gründen ist die Erziehung unserer Motorfahrer zur Selbständigkeit, Zuverlässigkeit und Pflichtbewusstheit von grösster Bedeutung. Im Allgemeinen ist sich der Motorfahrer seiner Stellung bewusst und den an ihn gestellten Anforderungen gewachsen. Es ist ihm eine stolze Freude, all die Verantwortungen übernehmen zu dürfen. Er liebt das Motorfahrzeug als sein Kriegsinstrument und weiss, dass seine entwicklungsfähige Waffe einer grossen Zukunft entgegenseht.

KRIEGSHUNDE

VON OTTO ZINNIKER

Die Tatsache, dass zur Austragung der Händel unter den Menschen Tiere herangezogen werden, schliesst etwas Hartes und Tragisches in sich. Wer Tiere liebt und sie wegen ihrer Selbstlosigkeit und Treue achtet, wird sich nur schwer mit dem Gedanken abfinden können, sie in den vordem Linien der Kämpfenden zu wissen. Es ist ein bitteres Geschick, dass die Taube, die uns auf ihren Flügeln den Frieden bringt, dass das Pferd, das uns die Erde bebauen hilft, und dass der Hund, der uns als zuverlässigster Freund begleitet, zu Kriegswerkzeugen abgerichtet werden. Wenn Tiere reden könnten... Vermöchten wir ihnen, wenn sie uns fragten, zu welchem guten Werk wir ihre Kraft und Intelligenz verwenden, ohne Beschämung Red und Antwort zu stehen?

Der Gedanke, Tiere als Helfer der Soldaten heranzuziehen, ist so alt wie die Kriege selber. Dass der Hund dabei eine besondere Rolle spielt, ist seinem feinen Geruchsinn, seinem ausgeprägten Orientierungsvermögen, seiner Anhänglichkeit und Zuverlässigkeit zuzuschreiben. Schon die Griechen und Römer rückten mit Kriegshunden auf, die sie, soviel bekannt ist, als ungezähmte Bestien auf die feindlichen Reihen losliessen, um beim Gegner Furcht und Panik hervorzurufen. Doch erst seit dem Weltkrieg 1914-1918 kann von einer systematischen Verwendung des Hundes an den Fronten gesprochen werden. Erscheint es nicht geradezu als Widerspruch, dass mit der gewaltig fortschreitenden Mechanisierung der Armeen dem Hunde in den modernen Kriegen noch ein Platz zugewiesen wird? Man staunt nur, wenn man erfährt, dass die Bedeutung des Kriegshundes erst in den allerletzten Jahren richtig erkannt und gewürdigt wurde. Die Nützlichkeit des Kriegshundes ist heute unbestritten, und nicht von ungefähr ziehen ihn die Armeeführer auch im gegenwärtigen Konflikt zur Bewältigung neuer und schwieriger Aufgaben heran. Die Haltung und Ausbildung des

Kriegshundes stellt bescheidene materielle Anforderungen, so dass mit geringem finanziellem Aufwand ein Kriegsmittel geschaffen werden kann, dessen Verwendungsmöglichkeiten noch lange nicht restlos ausgebaut sind. Wo der Hund an den Fronten auch immer eingesetzt wird, überall erspart er Mannschaften, die als Feuerkraft freigemacht werden, und überall tritt er als tapferer Retter auf. Tausenden von verwundeten oder vermissten Soldaten hat er schon nachgespürt und rechtzeitig Hilfe gebracht. Und wieviele Ungezählte hat er vor dem Tod in der Lawine bewahrt. Die Treue, Intelligenz und Widerstandsfähigkeit des Hundes bewähren sich im Krieg so sehr wie im Frieden.

In der Schweiz wurden die ersten Versuche mit Kriegshunden im Jahre 1928 durchgeführt. Die dabei erzielten guten Ergebnisse veranlassten die Armeeleitung zur Errichtung eines Kriegshundelagers in Savatan, das sich aber bald als zu klein erwies und 1936 verlegt und auf breiterer Grundlage neu aufgebaut wurde. Zum schweizerischen Kriegshundendienst werden Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten des Auszuges kommandiert, die sich dazu freiwillig melden. Sie haben einen Einführungskurs für Hundeführer zu bestehen und werden, sofern sie sich hiezu als tauglich ausweisen, dem Kriegshundendienst zugeteilt. Sie gehören im Zivilleben einem kynologischen Verein als Dressurleiter an und widmen sich im Kriegshundelager ihrem Lieblingssport im Wehrkleid im Dienste der Armee. Es ist eine flott zusammengewürfelte Gesellschaft aus allen Gauen der Schweiz. Ihre verantwortungsvolle Aufgabe wird durch soldatische Kameradschaft untereinander und durch die Liebe zu den ihr anvertrauten Tieren erleichtert. Ebenso bunt ist die Zusammensetzung der Hundegesellschaft. Im schweizerischen Kriegshundelager, das sich in stiller, einsamer Gegend neugierigen Blicken sorgfältig entzieht, begegnet man deutschen Schäfern, Appenzeller- und Berner Sennenhunden, Dürnbächlern, Neufundländern und einigen Bastarden, die den an sie gestellten Anforderungen so gut gewachsen sind wie die bevorzugtesten Moderassen.

Im Kriegshundelager werden die Tiere zur Verwendung bei den Truppen erzogen und abgerichtet, während gleichzeitig unerzogener Nachwuchs eingeliefert wird. Alle denkbaren, auf die Tauglichkeit zum Kriegs-

dienst hinzielenden Versuche werden durchgeführt. Dabei werden oft glänzend durchtrainierte und in ihrem Fach ausgezeichnete Hunde an Private veräussert, weil sie irgendeinen Fehler aufweisen, wie beispielsweise Schreckhaftigkeit vor dem Schuss, der sie an der Front zur Unbrauchbarkeit stempelt. Der Bestand im Kriegshundelager wechselt fortwährend. Gegenwärtig ist er besonders klein, da die Anforderung von Tieren von Seite der Truppen ein noch nie gesehenes Ausmass erreicht hat.

In der schweizerischen Armee wird auf die Abrichtung von Meldehunden, Sanitätshunden, Lawinenhunden und Zughunden das Hauptaugenmerk gelegt. Doch werden Kriegshunde auch zur Begleitung von Soldaten auf vorgeschobenen Posten, zur Bewachung von Eisenbahnlinien und Eisenbahnbrücken, Gefangenenlagern und andern militärischen Objekten, als Gasspürhunde und Traghunde verwendet. Der Dresseur, der sich mit dem jungen Tier zu beschäftigen beginnt, findet bald heraus, zu welcher Verwendungsart sich sein Zögling am besten eignet. Die Rekrutenschule beginnt für jeden Hund mit Gehorsamsübungen, die dasselbe bezwecken wie der Drill beim Soldaten. Er muss apportieren, mit und ohne Leine bei Fuss gehen, den Kopf immer links vom Führer in Kniehöhe haltend. Auf den Befehl «Platz!» legt sich der Hund nieder und rührt sich nicht, auch wenn sich sein Meister von ihm entfernt. Auf «Steh!» hält das Tier an, selbst wenn der Befehl, durch Handaufheben unterstrichen, von Weitem gegeben wird. Die Gehorsamsübungen werden ergänzt durch Kriechen im gedeckten, engen Graben und durch Sprünge auf der Hindernisbahn. Denn zur Folgsamkeit hat sich körperliche Gewandtheit zu gesellen, wenn sich der Hund im Gefechtsfeld unverehrt bewegen soll.

Wieviel Geduld, Verständnis und Hingabe es braucht, einen Hund zum kriegstüchtigen Helfer des Soldaten auszubilden, weiss nur derjenige, der mit dieser Arbeit betraut ist. Im schweizerischen Kriegshundelager waltet vorbildliches ritterliches Benehmen von Mensch zu Tier als oberstes Gebot. Kein grobes, jähzorniges Wort wird laut. Es darf keinem Tier gedroht, es darf noch viel weniger eines geschlagen werden. Hat es durch Unachtsamkeit, schlechte Leistung oder Widersetzlichkeit gegen einen ihm erteilten

Befehl Strafe verdient, dann wird es an die kurze Leine genommen oder zu einer zusätzlichen Gehorsamsübung befohlen. Schlechtes Betragen wird nicht mit billiger Scheidemünze zurückbezahlt, sondern durch militärisch gerechte Art an der Wurzel angesägt und in knapper Frist vollständig ausgerottet. Dem willigen, mit Lust und Eifer arbeitenden Kriegshund wird nach jeder Befehlsausführung verdiente Belohnung aus der Fleischbüchse des Dresseurs zuteil. Auch Worte des Lobes, wie «Brav, Estoc!», stehen reichlich in Aussicht und werden wie feinste Leckerbissen aufgeschnappt. Mit Liebe und List, die im Kriegshundelager und auf seinen Übungsplätzen unverkennbar Hand in Hand gehen, werden schon nach wenigen Wochen wahre Bravourleistungen aus den vierbeinigen Zöglingen herausgeholt.

Die Erziehung ist gegenseitig. Denn im richtigen Umgang mit dem Hund bildet sich auch der Mensch heran. Er lernt die Selbstbeherrschung, schleift am eigenen Wesen Unebenheiten ab und formt sich, bewusst oder unbewusst, innerlich und äusserlich zum Manne. Das Lager ist eine Charakterschule, die ihresgleichen nicht leicht finden dürfte. Das Verhältnis zwischen Führer und Hund ist ein durchaus kameradschaftliches und beruht ganz und gar auf gefühlsmässigen Werten. Genau wie beim Menschen, so gibt es auch beim Hund ausgeprägt offene und zugängliche, verschlossene und mürrische, misstrauische und streitbare, gutmütige und friedsame Individuen. Man begegnet Tieren, die gewisse Dresseure niemals anerkennen werden, und anderen wieder, die sich auf den ersten Blick gewinnen lassen. Auf die vielschichtigen Charakterschiedenheiten muss sorgfältig und konsequent Bedacht genommen werden. Sonst gelangt man zu keinem Ziel. Und es ist deshalb ganz fraglos, dass der Hundeführer sich in der Psyche des Tieres ebenso gut auskennen muss wie in seiner eigenen Seele. Gelegentlich auftretende Rätsel müssen sozusagen aus dem Handgelenk gelöst werden können. Wer dies nicht fertig bringt, wer es dem Tiere gegenüber an Takt und Verständnis fehlen lässt oder auch nur vorübergehend einer schlechten menschlichen Laune erliegt, eignet sich in Zeit und Ewigkeit nicht als Hundeerzeher. Nicht umsonst trifft man im schweizerischen Kriegshundelager ohne Ausnahme Männer, denen das Wohlwollen für die Tiere aus den Augen leuchtet, und deren überlegte, ruhige Selbstsicherheit

sich ununterbrochen offenbart. Es ist ein Erlebnis eigener Art, solche Leute bei ihrer ernsten Arbeit zu sehen.

Das Lager selber wird mit höchster Umsicht verwaltet und geführt. Alles ist auf peinliche Ordnung und Reinlichkeit abgestimmt. Jeder eingelieferte Hund erhält eine eigene, sauber gestrichene Boxe mit Liegerost, auf den im Winter Stroh geschüttet wird. Der Ausgang führt in einen umgitterten Zwinger, der vier Hunden Raum genug zum Tummeln bietet. Hygienisch einwandfrei wie die Unterkunft ist auch das Essen, das in kräftigem Mischfutter, Grünfutter und Fleisch verabfolgt wird. Die Ausbildungszeit dauert fünfzig Tage mit täglich zwei bis vier Stunden Arbeit. Im blumenumhegten Hauptgebäude des Lagers, das die Mannschaftsräume, die Materialkammern und die blitzblanke Hundeküche enthält, ist ein Operationszimmer mit allen erdenklichen Medikamenten und Instrumenten untergebracht. Hier werden kranke und verletzte Tiere ärztlicher Behandlung unterzogen, wobei Krankenschwestern mit flinken Handreichungen aufwarten. So ist im schweizerischen Kriegshundelager für eine den modernsten Anforderungen entsprechende Wartung und Pflege der Tiere, die dem Vaterland im Ernstfall wertvolle Dienste leisten werden, bis ins kleinste Sorge getroffen.

Auf welche Verwendungsarten wird der schweizerische Kriegshund abgerichtet? An der Spitze steht der Meldehund. Man zieht die Anhänglichkeit des Hundes in dem Sinne zunutze, dass durch zwei Führer und zwei Tiere (deutsche Schäfer oder Appenzeller Sennenhunde) je eine Equipe gebildet wird, wobei die vollständig zum Kriegswerkzeug erzogenen Hunde als Meldeläufer zwischen zwei Kommandoposten hin und her zirkulieren. Sie versehen auf diese Weise den Meldedienst mit erstaunlicher Zuverlässigkeit zu allen Tages- und Nachtzeiten und bei jeder Witterung. Die durchschnittliche Strecke beträgt zwei bis fünf Kilometer und die mittlere Geschwindigkeit pro Kilometer eine bis vier Minuten. Der Meldehund, der natürlich auch zum Transport von Verpflegungsmitteln, Verbandstoff, Medikamenten und Munition eingesetzt werden kann, bietet dank seiner Behendigkeit und relativen Kleinheit ein schlechtes Schussziel. Deshalb leistet er namentlich dort Hervorragendes, wo das Gelände vom Gegner eingesehen ist oder unter schwerem Feuer liegt. Der Melde-

hund hat seine Aufgabe nach zwei Methoden zu lösen: die eine stützt sich auf sein ausgesprochenes Ortsgedächtnis, die andere bedient sich seines Geruchsinnes, wobei zwischen den beiden Endposten mit einer wohlriechenden Flüssigkeit aus der Tropfkanne eine mehrere Stunden haltbare künstliche Spur gezogen wird. Ich sah einen draufgängerischen, schlohweissen Schäfer, der im Kriegsfall mit Kaliumpermanganat angemalt und so gut wie unsichtbar gemacht wurde und zwei gutmütig-schlaue Appenzeller Sennenhunde sich des Befehls «Meldung!» so sicher und rasch entledigten, dass mir die Arbeit des schweizerischen Kriegshundelagers hohe Achtung abnötigte.

In unserem vielgestaltigen, gebirgigen Gelände spielt auch der Sanitätshund eine gewichtige Rolle. Seine Aufgabe besteht im Auffinden von Verwundeten und Vermissten in unübersichtlichem Gefechtsfeld, das der Durchforschung durch Leute mehr oder weniger entzogen ist. Der Sanitätshund wird so sorgfältig abgerichtet, dass er Wälder, Schluchten, Geröllhalden in genau vorgeschriebenen Zickzacklinien absucht und dabei jeden Baum, jede Bodenvertiefung und jeden Fels durchstöbert. Er bringt dem Verwundeten die erste Hilfe und ermöglicht der nachfolgenden Sanitätsmannschaft durch Aufzeigen der Stelle den Abtransport. Dem Sanitätshundewesen wird in unserer Armee immer grössere Bedeutung zugemessen.

Das nämliche gilt vom Lawinenhund. In den österreichischitalienischen Gebirgskämpfen des letzten Weltkrieges erlitten fünfunddreissigtausend bis vierzigtausend Soldaten den Lawinentod. Diese Tatsache hat die schweizerische Armeeführung dazu bewogen, dem Lawinendienst und damit auch dem Rettungswesen im Gebirge die notwendige Aufmerksamkeit zu schenken. Aus den Reihen der ausgebildeten Sanitätshunde wird eine Anzahl für diesen schweren Dienst im Hochgebirge besonders geeigneter Tiere ausgesucht und im Rahmen der Lawinenkurse der Armee einem harten Spezialtraining unterworfen. Die zum Rettungsdienst herangezogenen Mannschaften und Hunde werden in lawinengefährdeten Gegenden stationiert. Bei Lawinenunfällen können, auch wenn Zivilpersonen betroffen werden, beim Armeekommando, Abteilung für Sanität, Kriegshundendienst, telephonisch Lawinenhunde angefordert werden. Je rascher es ge-

lingt, einen Hund einzusetzen, umso grösser ist die Wahrscheinlichkeit, Verschüttete noch lebend zu bergen. Dem Lawinenhund steht zweifellos eine grosse Zukunft bevor. Die bisherigen Versuche dürfen als durchaus gelungene Bewährungs- und Leistungsproben angesprochen werden. Zu bedenken bleibt allerdings, dass derartige Rettungsaktionen nur dann erfolgreich verlaufen werden, wenn die Lawinenhunde innert kürzester Frist an die Unfallstellen befohlen und nach Möglichkeit *vor* der Sondierungsmannschaft eingesetzt werden können. Durch die Schaffung möglichst zahlreicher Rettungsdienststationen und durch umsichtige Verteilung derselben wird die schweizerische Armeeführung auch diese Frage lösen. Das bisher Erreichte ist ein vielversprechender Anfang, der des Ausbaues durchaus würdig ist.

Mit ebenso viel Erfolg werden Hunde auch als Zughunde eingesetzt. Hiezu eignen sich der Berner Sennenhund, der Dürrbächler, der Polarhund sowie einige kräftig gebaute Bastarde. Mit einem ebenmässig-sanft anliegenden Kummer angetan, verbeissen sie sich mit solchem Eifer in ihre Aufgabe, dass es eine Lust ist, ihre frohe Ausfahrt zu verfolgen. Die belgische Armee verwendete Zughunde schon im Weltkrieg 1914 bis 1918. Die Schweiz setzt die Versuche mit guten Ergebnissen fort. Im Hochgebirge, in Schnee und Eis, haben die Zughunde zur Bewältigung schwieriger Nachschubsverhältnisse zweifellos ihre volle Berechtigung.

So wird der Hund zum unentbehrlichen Begleiter und Helfer des Soldaten im Kriege erzogen. Er ist genügsam, treu und zuverlässig, welche Aufgabe ihm auch immer übertragen werden mag; er versteht zu leiden ohne zu klagen und gibt, wenn es sein muss, das Leben für seinen Herrn. Ist ein schöneres Vorbild für den Wehrmann denkbar?

BRIEFTAUBEN

VON PETER SCHMID

«Perchè porti una gallina alla tua manica?» fragt mich die schöne, schwarzäugige Maria in dem rebenüberdachten Grotto, in dem wir allabendlich unserm Nostrano aus den bemalten Pocalini schlürfen, und tippt mit dreistem Finger auf den schwarzen Vogel, der unsern linken Ärmel zielt. Und wie ich ihr mit den lebenswürdigsten Übersetzungskünsten erkläre, dass die schwer zu deutende Gestalt weder eine Ente noch ein Huhn, sondern eine Taube darstelle, huscht ein freudiges Lächeln über ihren Mund: ach so, Brieftaubensoldaten seien wir, ein hübscher Dienst müsse das sein, mit den herzigen Tierchen zusammen. Und dann blitzt der Schalk aus ihren Augen: ob wir sie schon gegessen hätten, Polenta mit Tauben, köstlich, könne sie nur sagen. Aber hier stösst sie auf unsern lebhaften Widerspruch: wir sind dieses häufigen, plumpen Scherzes satt; nie würden wir es dulden, dass unsern Lieblingen auch nur eine Feder gekrümmt würde; denn unsere Tauben lieben wir wie treue Kameraden, und wie ein guter Hirte für sein letztes Lamm in die Felsen steigt, um das Verirrte zu retten, so hangen auch wir an jedem einzelnen unserer Schützlinge. Nur ein Vater oder ein Liebender vielleicht kann das Gefühl drängender Unruhe nachempfinden, das uns oft umhertreibt, an dem wir oft uneingestandenermassen würgen, wenn eine Taube, die uns besonders ans Herz gewachsen war, nach einem Fluge ausbleibt. Es hält dich dann nirgends mehr; ständig zieht es dich nach dem Schlag, immer und immer wieder zählst du die Häupter deiner Lieben, ob inzwischen die angefressene Zahl nicht wieder voll geworden sei. – Und die Tauben wissen um unsere Zuneigung und belohnen sie durch eine entzückende Vertraulichkeit. Dies ist es ja, was uns vor den Soldaten anderer Truppengattungen auszeichnet: man kann eine Waffe lieben, man kann für sie sorgen wie für ein Kind; aber sie kann uns unser lebendiges Gefühl nicht zurückgeben, sondern

bleibt der zärtlichsten Sorgfalt gegenüber ein kalter, fremder Gegenstand. Die Taube aber ist ein lebendiges Wesen wie wir: Liebe und Hass, Freude, Trauer oder Sehnsucht, keines ist ihr fremd, und wir fühlen uns irgendwie still und tröstlich verstanden, wenn wir mit ihr sprechen.

Wir können ihr alles sagen; denn stets liebt sie unserem Gespräch zu lauschen, mit kokett gewendetem Köpfchen. Doch diese Verbundenheit mit dem Lebendigen ist nicht nur ein erfreuendes Geschenk, sondern noch viel mehr eine Verpflichtung. Jeder Diener am unendlichen Leben, amte er nun als Gärtner, Bauer oder Arzt, jeder fühlt den Ernst seiner heiligen Aufgabe, die in Schöpfung und Bewahrung besteht, und so erfahren auch wir, ohne dass wir es ahnen mögen, den stillen adelnden Segen unseres verantwortlichen Tuns.

Der König Salomo war ein weiser Mann, und als solcher hat er es nicht versäumt, in seinem Hohelied die Kunde seiner edeln Verehrung für das Taubengeschlecht zu überliefern. «Siehe, meine Freundin, du bist schön! Siehe, schön bist du! Deine Augen sind wie Taubenaugen zwischen deinen Zöpfen», preist er seine Geliebte, und diese nimmt antwortend wie ein musikalisches Motiv das Kompliment auf: «Seine Augen sind wie Augen der Tauben an den Wasserbächen, mit Milch gewaschen, und stehen in Fülle». – Taubenaugen! Nur wer ihren Zauber kennt, versteht es, dass man sich nach ihnen sehnen kann wie nach denen eines schönen Mädchens. Da funkelt ein unergründliches weinrotes Dunkel im Köpfchen eines schneeweissen Täubers. Da strahlen alle Nuancen des Gelben: wähle dir das liebe, rötliche Orange jener blau gehämmerten Täubin oder die kühle Intelligenz, die sich in dem blassen Ocker jener roten spiegelt. Allzu mannigfaltig sind die Meinungen der Züchter in der Wertschätzung der Irisfarbe, als dass man sich für eine dieser Theorien mit gutem Gewissen einsetzen könnte; unbestritten wesentlicher zu ihrer Beurteilung ist des Auges lebendiger Glanz, der uns neben ihrer schlankeren und kleineren Gestalt sogleich die Brieftaube von ihrer faulen, dicken häuslichen Rassengenossin oder gar von der Hefe der verrassten Strassentauben unterscheiden lässt. Nicht die kleinste Bewegung entgeht ihrem scharfen Blick, und von der Feinheit ihrer Reaktion auf unsere Gebärden können wir mit beinahe untrüglicher Sicherheit auf die Leistungsfähigkeit einer Brieftaube schliessen. Vornehm

und von selbstbewusstem Adel ist ihre Haltung, hoch aufgerichtet die gewölbte breite Brust. Nicht zufälliger Liebeswillkür sind solch herrliche Leiber entwachsen. Erst eine weise Veredelung in langjähriger Zuchtwahl aus den klügsten und kräftigsten Fliegern, aus den edelsten Körperformen bringt jene Aristokratie unter den Tauben hervor, auf deren Zuverlässigkeit im Meldeflug wir mit Sicherheit vertrauen können. Wir kennen jedes einzelne Tier genau, wissen um seine Tücken und Fähigkeiten und um den Grad seiner Bereitschaft. Aus dem Kontrollheft ersehen wir, welche Strecken es schon geflogen ist und mit welcher Schnelligkeit. In unseren Bergen, wo das unübersichtliche Gelände die Orientierung erschwert, wo plötzliche Witterungsumschläge oder Raubvögel die Reise der sanften Boten stören, müssen wir uns mit einem Stundendurchschnitt von sechzig bis achtzig Kilometern zufrieden geben, und nur mit Neid können wir auf die Leistungen der belgischen Tauben blicken, die so gewaltige Strecken wie Barcelona-Brüssel oder gar Rom-Brüssel auf Wettflügen mit einer Geschwindigkeit von hundertdreissig bis hundertfünfzig, bei Rückenwind sogar von zweihundert Kilometern zurückzulegen imstande sind. Freilich handelt es sich hier um sportliche Höchstleistungen: für den Belgier ist die Taube was für den Engländer das Pferd; es gab belgische Millionäre, die vor dem Krieg ihren Brieftauben regelrechte komfortable Wohnungen einrichteten, Riesensummen für Zucht und Unterhalt durch eigenes Personal ausgaben und ebensolche in Wetten einsetzten. Belgien ist das Mutterland des europäischen Brieftaubenwesens, und auch in unserm Schweizer Tauben rollt das Blut flandrischer Urahnen. Sie sind aber weniger auf den Sport als auf ihre militärische Pflicht der Nachrichtenübermittlung abgerichtet und daher eher auf kurze und mittlere Strecken eingeflogen. Auslandsflüge finden höchstens wider unsern Willen statt; die höchste und gefährlichste Leistung, die in Friedenszeiten von ihnen verlangt wird, ist der sogenannte Chiassoflug, bei dem sie mit der Bahn in die Südschweiz fahren, um dann, meist unter fühlbaren Verlusten, über den Gotthard zu ihren deutschschweizerischen Heimatschlägen zurückzukehren. Tauben, die diese schwere Probe wiederholt bestanden haben, dürfen als durchaus zuverlässig und meist als hervorragende Zuchttiere gelten: denn ihre Flug-

tüchtigkeit und ihr Orientierungsvermögen vererben sich bei richtiger Paarung auf ihre Nachkommen. Es bleibt den erfahrensten unter uns Brieffaubensoldaten vorbehalten, diese Rechnung auf die Zukunft auszuführen, die richtigen Partner zum Paare zu fügen, mit dem Bestreben, bei dem künftigen Geschlechte Vorzüge zu steigern, Übel zu vermindern oder gar zu beseitigen.

Sobald die Täuber den kommenden Frühling als holden Zwang in den Knochen verspüren, beginnen sie ihre Augen sehnsüchtig nach einem der zierlicher gebauten Weibchen auszuschicken. Mit unermüdlicher Hartnäckigkeit trippeln sie der Fliehenden nach, suchen sie zu stellen und empfehlen sich mit zahllosen Verbeugungen und dem inbrünstigsten Rufen, das ihre geblähte, schillernde Kehle hervorbringt. Bald lassen sie in der Verfolgung den gespreizten Schwanz rauschend über den Boden schweifen, bald trägt sie ihre Liebestollheit in flatternder Jagd über Nester, Trittbretter und Stangen, immer der Geliebten auf den Fersen, die sich ebenso ausdauernd der bedrohlichen Werbung durch die Flucht entzieht. Wohl aber dem Täuber, wenn ihn seine Schöne erhört; graziös bietet sie ihm den Schnabel zum Küsschen; dann trippelt der stolze Liebhaber um die Geduckte herum, besteigt mit königlicher Gravität ihren Rücken und begattet sie in einem überaus anmutigen, tänzerisch-leichten flatternden Abgleiten. Die ganze Liebesbezeugung wahrt bis ins letzte eine spielerisch-galante Höflichkeit, so ungleich viel vornehmer und keuscher als bei andern Tieren, etwa bei den Hühnern, wo die triebhaftdumpfe Überwältigung und die gemeine List des Hahnes in einem kindlich-missverstehenden Gemüt unweigerlich den Gedanken an eine Bestrafung erwecken.

Liebe ist rätselhaft, auch bei den Tauben; nicht immer findet die Gattenwahl unsere Billigung, machen sich doch nicht selten gerade die edelsten Tiere einer ausgesprochenen Mesalliance schuldig oder treiben sich gar in offensichtlich lasterhafter Absicht herum. So erinnere ich mich eines Täubers, den das für eine Militärbrieffaube beträchtliche und von ausserordentlicher Tüchtigkeit zeugende Alter von fünf Jahren durchaus nicht an der jugendlichsten Verliebtheit hinderte. Und ebenso schien auch das äussere Merkmal seiner Bejahrtheit, die riesige, hässliche Nasenwarze, eine gewisse zarte Taubenjungfer eher zur Liebe anzufeuern, als sie davon abzuschre-

cken; ja es machte den Anschein, dass diese, wie viele junge Mädchen, die edle Courtoisie des ehrwürdigen Freiers dem Draufgängertum seiner jungen, hübschen Nebenbuhler vorzuziehen ihre Gründe hatte. Was half es, dass die jungen Herren mit schräggeneigtem Köpfchen und eifersüchtigem, missbilligendem Blick die trippelnde Flucht verfolgten? Sie mussten dem alten Herrn das Küsschen schliesslich doch gönnen, das der prüde junge Schnabel ihm gewährte; als er freilich sich anschickte, die intimem, verbotenen Früchte seiner Galanterie zu geniessen, brach, wie auf geheime Verabredung, in demselben Augenblick ein Sturzbach von Neidlingen zerstörend und kämpferisch in das verschwiegene Idyll ein. Aber diese unliebenswürdige Überrumpelung konnte es nicht hindern, dass der lasterhafte Greis schliesslich doch seine Geliebte in derselben Nestetage ansiedelte, in der bereits seine ungeliebte, bejahrte legitime Gattin hauste, ihr Gelege unermüdlich mit Federn, Strohhalmen, Nägeln und vom Dach geraubten Schindeln polsterte und jede Nacht kosend an ihrer Seite verbrachte, während die gute Alte trostlos und einsam über nackten Eiern kauerte und nur ab und zu einen flüchtigen Besuch ihres Herrn Gemahls zur Erfüllung seiner notwendigsten ehelichen Pflichten erfuhr.

Es ist klar, dass wir Brieftaubensoldaten kein Verständnis für die rührenden und empörenden Herzensromane unserer Zöglinge aufbringen dürfen. Alle neuen Militärschläge sind mit geräumigen, abschliessbaren Nistzellen versehen, in welche wir die rücksichtslos nach der züchterischen Notwendigkeit gefügten Paare zur Zwangsehe einsperren, nachdem in einer längern Zeit strenger klösterlicher Trennung der erotische Trieb in ihnen zur Siedehitze gesteigert worden ist. Nach anfänglichem Zögern oder gar nach hitzigem Streit entschliessen sich dann die meisten Brautpaare zur Hochzeit, und nach acht Tagen unruhigen Treibens liegt denn auch bereits das erste Ei im Nest, dem am übernächsten Tage ein weiteres folgt. In rührendem Wetteifer wechseln nun Mann und Frau in der Erfüllung ihrer elterlichen Pflichten ab: wer am Morgen das Gelege hütet, erfreut sich am Nachmittag der Ablösung durch den Ehegemahl, und nicht selten sitzen sogar beide einträchtig über ihrer Brut und kraulen sich kosend mit dem Schnabel

die Köpfchen. Deutlich offenbart sich die verschiedene Sinnesart der Mütter, wenn unsere Hand sich dem Neste nähert, um sachte die Eier zur kontrollierenden Beobachtung freizulegen. Während die Phlegmatiker, ohne sich zu rühren, es bei einem kurzen, murrenden Laut des Unwillens bewenden lassen, erheben sich die Sanguiniker und Choliker in scheuer oder zorniger Kampfbereitschaft drohend über ihrer Brut und setzen sich mit Schnabel und Flügeln, hackend und schlagend, zur Wehr. Nach siebzehn Tagen bemerken wir eine feine Spalte in der Eierschale, dann ein winziges Löfflein, durch das sich die Spitze eines Schnabels drängt, und wenn wir nach einigen Stunden wieder nachschauen, piepsen uns frierend zwei kleine Taubenbabies entgegen, immer ein Bübchen und ein Mädlein, mit hässlichen, unförmig grossen Schnäbeln, weit aus dem Kopfe tretenden Bollaugen und in ihrer Nacktheit nur von einigen gelben Strähnen umstrahlt. Rasch nehmen sie an Grösse zu; starke Federkiele schiessen wie Lanzen zwischen dem blonden Flaum hervor, und die Beinchen sind bereits am sechsten Tage so kräftig, dass wir sorgfältig, um die noch weichen Knochen nicht zu verbiegen, den numerierten Aluminiumring mit dem Geburtsjahr darüber stülpen müssen, der seinen Träger zeit seines Lebens als Briefftaube ausweist, und zwar erhält das Weibchen die gerade Zahl, der Täuber, der sich durch Grösse und frühzeitiges protestierendes Schnabelhacken zu erkennen gibt, die ungerade. Die beiden Täuflinge werden darauf gewissenhaft samt ihrer Abstammung in eine Zuchtkontrolle eingetragen, die uns bei spätem Zwangspaarungen ermöglicht, uns ein genaues Bild von den Erbeigenschaften unserer Heiratskandidaten zu machen. Nicht jede Brut erfreut uns durch lückenloses Gelingen: oft warten wir vergeblich auf das Schlüpfen der Jungen, oft finden wir sie, besonders in unsern kalten Gebirgsschlängen, am Morgen erfroren unter der Mutter liegen, wenn diese etwa nachts gewissenlos das Nest verlassen hat.

Weit draussen vor dem Dorfe, in einem Garten voll blühender Apfelbäume, steht unser Schlag. Ein flüchtiger Beschauer könnte in ihm einen Hühnerhof vermuten; ein dunkelgrün getarntes Holzhäuschen mit schwachgeneigtem Pulldach öffnet sich mit einem grossen Fenster auf einen umgitterten Hof, in dem unsere Zöglinge sich tummeln. Unter der

weissgestrichenen, weithin sichtbaren Stirnleiste liegt der durch Drahtgardinen verschliessbare Ausflug. Im Innern bilden fünf Stockwerke geräumiger Nistzellen mit Tonnestern die Rückwand. – Im Wohnhaus gegenüber haben wir in einer Küche unser Büro eingerichtet, in dem wir jeden Abend die Ereignisse des Tages einem Tagebuch an vertrauen und eine genaue Kontrolle über Taubenbestand und Futterbedarf führen. Die Wände zieren neben anmutigen Plakaten von Schweizer Kurorten die neuesten Befehle, mit denen das ferne Kommando meinem Kameraden und mir ab und zu das Bewusstsein unserer Abhängigkeit mitten in unserer Eigenherrlichkeit in Erinnerung ruft. Vielbeneidet ist unsere Freiheit; wochenlang sehen wir kein Feldgrau als das eigene, und selbst das Essen braue ich mir mit einsamer Kunst zusammen. Hier zeigt sich nun deutlich, wer dem Namen des Brieftaubensoldaten Ehre macht, ob einer dem stillen Gesetz der Verantwortung und der soldatischen Pflicht aus eigenem Willen zu folgen vermag oder ob er im Rausch gewählter Bindungslosigkeit sich jener liebenden Aufgabe entzieht, die dem Gewissenhaften mit sanftem Zwang den Taglauf formt. Nur ab und zu taucht unversehens vor unsern Fenstern ein besterter Kragen auf, und wir sehen uns von höherer Gewalt zur Rechenschaft gezogen: in jede Ecke dringt der Blick des Gestrengen, ob wir sie fleissig gesäubert, in jedes Nest, ob wir der Jungtauben gewissenhaft gewartet haben. Jedesmal, wenn der Besuch befriedigt abzieht, atmen wir erleichtert auf: und doch – ein wie viel lebendigerer Antrieb zur Arbeit als die Angst ist doch die Liebe!

Früh morgens schon rüttelt uns der Tagesbefehl aus den Betten, der um sieben Uhr die Reinigung des Schlages und die Fütterung verlangt. Wir ziehen uns zu der schmutzigen Arbeit die Arbeitskleider über und jagen alle müssigen, nicht brütenden Vögel durch den offenen Ausflug ins Freie zum sogenannten Zwangsflug. Zunächst setzen sie sich widerstrebend und unwillig aufs Dach, um dort ihre morgendlichen Liebeswerbungen fortzusetzen, und erst wie ich mit einer Schweizerfahne heraus komme und sie mit einer leicht scheuchenden Bewegung ins Gitter stecke, stossen sie, wie aus einem plötzlichen Entschluss ihres geschulten Gemeinschaftsbewusstseins, alle zusammen in einem Augenblick ab, mit angestregtem, klatschendem Flügelschlag. Sobald die nötige Flugschnelligkeit erreicht ist, ebbt die brau-

sende Brandung ihrer Flügel zu einem gleichmässigen, ruhigen Wogen ab, das sich hie und da zum reinen Schweben glättet. Gewaltig scheint uns die starre geometrische Reihung einer Fliegerstaffel am Himmel, die brummend ihre vorgeschriebene Bahn zieht; schön aber ist das weite, leise sausende Kreisen dieses lebendigen Geschwaders, dessen geheime organische Ordnung uns in ihrem wetteifernden Wechsel mit dem Zauber des Rhythmischen bestrickt. Ganz anders ist dieser Flug um den heimatlichen Schlag als das unsichere, suchende Kreisen der in der Ferne zum Meldeflug abgeworfenen Brieftauben mit ihrem nervösen Unbehagen. Reine Freude am zwecklos-festlichen Dasein spricht hier aus den weitgezogenen Schleifen, in denen uns durch die Wendung des Taubenkörpers immer wieder der malerische Wechsel des Lichts entzückt, wenn der stahlblaue Glanz der bestrahlten Flügeldecken plötzlich in den Silhouettenschatten vor dem hellen Himmel umschlägt, in dem nur ab und zu die mutwillige Bewegung eines einzelnen Vogels auf blitzt. – Doch sieh! schnell hat sich einer aus der Schar gelöst und strebt mit heftigem Flügelschlag voraus; es ist der herrliche weisse Täuber mit dem Rubinauge, ein einsames, tolles Spiel zu beginnen. Wie in einem Konzert das Soloinstrument, so berauscht sich der Ausreisser an den reichen Figuren seines Fluges, lässt sich in schrägem Sturz mit blitzschneller Wendung abtrudeln und wirft sich darauf mit ein paar kräftigen Schlägen wieder empor; bald hemmt er seine Bewegung um die verfolgende Schar nachstürmen zu lassen, bald entgeht er ihr wieder in übermütiger Flucht, um sich von neuem dem Genuss der Leere hinzugeben. – Immer wieder reisst er die Schar mit sich; die Ungetreuen, die, den länglichen Körper aufrichtend, mit gespreiztem Schwanz und hastigem Flattern den Flug hemmend, aufs Dach niedergegangen sind, wissen genau, dass es kein Zurück in den Schlag gibt, solange die Fahne draussen flattert, und gesellen sich lärmend wieder zu ihren Genossen, schrauben sich höher in die durchsonnte Luft, jenem funkelnden weissen Wesen nach, bis sie sich für unsere Augen in einem schmerzlichen Meer von Licht verlieren.

Indessen befreien wir mit Scharreisen und Besen Boden, Trittbretter und Nester vom Kot, füllen frisches Wasser nach und schütten die Körner, zwan-

zig Gramm für jede Taube, in die hölzerne Futterrinne. Schon stürzen aus den Nestern die Brütenden herbei, und nach der Entfernung der Fahne prasselt auch draussen der Schwarm aufs Dach nieder und drängt sich vor dem Ausflugloch. Eine Deckrinne hindert die Ungestümen daran, mit ihren kotigen Pfötchen in das Futtertröglein zu treten und durch Beschmutzung der Körner Krankheiten, besonders Würmer zu übertragen. So müssen sie sich denn dazu bequemen, sich beidseitig fein artig wie die Soldaten in zwei Reihen auszurichten, die nur ab und zu durch einen neu Hereindrängenden in ihrer gleichmässig und emsig pickenden Ruhe gestört werden. Zuerst suchen sie die begehrten grossen Maiskörner heraus, dann den Weizen; erst dann kommt die Wicke an die Reihe, und schliesslich verschwindet die Gerste nur noch widerwillig in den wählerischen Schnäbeln. Dann tauchen sie diese gierig ins Trinkgefäss oder knabbern damit am Taubenstein, einer harten Masse aus Lehm, Lebertran und andern Zutaten, die den Tauben als Ergänzung zum Körnerfutter auf ein paar Stunden in den Schlag gestellt wird. – Die glücklichen Eltern dagegen suchen sogleich ihre Nistzelle auf, wo die Jungen sie piepsend und unbändig nach Nahrung verlangend empfangen und wechselweise ihren unförmigen Schnabel in den weitgeöffneten der Eltern stecken, die unter angestrengtem Würgen und am ganzen Leibe erzitternd die in ihrem Kropfe vorverdauten Körner hinein erbrechen. Dann setzen sie sich geduldig und die weiter heischenden Schnäbel mit sanfter Liebkosung abwehrend wieder auf ihre Kinderchen.

Am Nachmittag bestellt die alte Aurelia ihren Garten neben dem Taubenschlag, und da ihr die Furchen nicht recht gerade gelingen wollen, anbiete ich mich, ihr zu helfen, lasse vor der Alten die Hacke durch das Erdreich schürfen und betrachte die gebückte Gestalt, wie sie nachrückend Kartoffel für Kartoffel in das frische Erdreich gleiten lässt. Die Tauben trippeln und flattern dazwischen in stur beobachtendem Lauf, picken ab und zu eilig ein Körnchen auf oder versammeln sich in einem zierlichen Stern um ein vielversprechendes Stück Ton oder Holz, von dem sie erst ablassen, nachdem es von allen Schnäbeln geprüft und missbilligt worden ist. «Ja diese Tauben!» beginnt die Alte zu klagen, «mir wäre es recht, wenn Sie sie einschliessen würden. Alle Samen fressen sie mir weg, alle jungen Keimblätter,

und schliesslich wird mein Garten leer stehen.» Ich muss mir alle Mühe geben, um der Frau klarzumachen, dass die Tauben, dank besonderem Wohlwollen des Schöpfers, beim «Feldern» fast ausschliesslich die schädlichen kleinen Schnecken und Unkrautsamen aufnehmen und also dem Garten nur Nutzen bringen. Doch für heute will ich ihrem Wunsch willfahren, ist es doch bereits fünf Uhr, die Stunde der zweiten Fütterung. Die kleinen Schelme, die an ein pünktliches Abendessen gewöhnt sind, wissen meinen Aufbruch wohl zu deuten, flattern zu Dutzenden auf das Fensterbrett des Büros und beobachten gierig durch die Scheiben, wie ich der Futterkiste die Körner entnehme. Ich suche ein paar Maiskörner heraus, öffne, ihren stummen Bitten gehorchend, das Fenster und verteile sie unter die hungrigen Schnäbel, freundlich plaudernd, hier begünstigend, dort abwehrend, wie eine Mutter, die Schokolade unter ihre Kinderschar verteilt. Doch schon haben sich die Kühnsten neben mir hinunter an den Boden gewagt und suchen ihn emsig bis in die kleinste Ecke nach verirrt Körnern ab, und wie ich die Futterbüchse zur Hand nehme, flattert es sogleich von allen Seiten auf mich ein. Zwei Rauflustige lassen sich auf meinem Kopf in einen wüsten Prestigekampf um diesen Ehrenplatz ein, und auf den Armen entbrennt über der Futterbüchse aus wirtschaftlich-materiellen Ursachen ein Krieg. Er beginnt wie üblich mit heuchlerischen diplomatischen Verbeugungen und dem lebenswürdigsten Gurren, das sie rollend ihrer geblähten Kehle entlocken, während die Flügelspitzen schon bedrohlich zucken und leere Schnabelhiebe in die Luft die Gefechtsfühlung herzustellen suchen. Und dann hebt der Tanz an: wohlgezielte und überlegte blitzschnelle Flügelschläge betäuben den Gegner, und schon haben sich die beiden Schnäbel ineinander verbissen; die rosafarbenen Füsschen zerkratzen in stemmender Schärfe meine Hände; die Köpfchen rütteln sich mit stummer Wut, und die mächtigen Brüste drängen sich gegeneinander, um mit ihrer Wucht den Gegner zum Sturze auf den Boden zu bringen. Die zähe Nüchternheit ringender Tauben bietet einen geradezu grandiosen Anblick; da ist nichts von jener spielerischen Theatralik, die den Ernst des Hahnenkampfes komisch durchgeistert. So wie ihre Liebe zum dichterischen Symbol geworden ist, so göltig ist auch die kalte Leidenschaft ihres kämpferischen Hasses. Verschwiegen ist der Tri-

umph des Siegers: mit strahlendem Blick verfolgt er den Sturz des Gegners und schnell mit einer hastigen Bewegung den erbeuteten Federbüschel aus dem weit aufgerissenen Schnabel, um sich dann dem ungestörten Genuss des Siegespreises in der Büchse zuzuwenden. Aber schon landet wieder ein Nebenbuhler auf deren Rand, ein zweiter, ein dritter, der sich infolge des Platzmangels kurzerhand auf den Rücken seines Vorgängers niederlässt und sich den verlockenden Körnern zubeugt, bis die ganze Schar unter dem Ansturm neuer Gäste das Gleichgewicht verliert und als flatternder Knäuel zu Boden stürzt.

Zweimal in der Woche stellen wir den Tauben das Badegefäß in den Hof. Alle werfen sich sogleich begierig in das lockende Nass, und binnen Kurzem hat sich das Becken in ein Gewimmel von wohligh sich dehnenden, tauchenden und flatternden Vogelleibern verwandelt, aus dem die Wasserspritzer nach allen Seiten hüpfen und rund herum den Boden nässen. Nachher legen sich die Badenden wohligh mit weit ausgebreiteten Flügeln in die warme Sonne und lassen sich blinzeln trocknen. – Natürlich gehört auch eine dauernde gesundheitliche Beobachtung zu unsern Pflichten, so vor allem der Kampf gegen Federmilben und Läuse. Und selbst operative Eingriffe werden feineren Soldatenhänden nicht erspart, wenn wir etwa bei einem Patienten den gelben Knopf entdecken, eine leider recht häufige, ansteckende und vererbliche Krankheit, bei der sich im Hals der Taube kleine gelbe Punkte zeigen, die besonders bei Jungtauben bis zu Erbsengrosse anwachsen und zu qualvollem Erstickungstode führen können. Durch rechtzeitige, natürlich recht schmerzhaftige Entfernung mit einem feinen Häckchen und Eingeben von einer Messerspitze doppelkohlensauren Natrons wird die Gefahr, wenn nicht beseitigt, so doch eingeschränkt. Aber auch andere Proben feinfühligere Geschicklichkeit werden von uns verlangt. Da muss zum Beispiel ein gebrochenes Beinchen eingegipst, eine Risswunde von einem Raubvogel genäht werden, die besonders in unsern Bergtälern manchen schmerzlichen Verlust auf dem Gewissen haben. Wie schrecklich war doch jener Winter in dem Schlage dicht unter dem verschneiten Hochwald! Wie ein dräuendes Todesurteil lag dort der des sommerlichen Hochwildes entbehrende Sperber hungrig auf der Lauer und pflegte, kaum dass sich eine Taube ins Freie wagte,

mit mörderischer Schnelligkeit herabzuschliessen. Kalte Stunden lang harrete ich des Räubers im Versteck; doch ein geheimer Sinn schien ihn zu warnen: vor keiner Flinte liess er sich blicken und erschien dann plötzlich, unerwartet und vernichtend wie das jüngste Gericht. Doch die Überraschung ist seine einzige Waffe: gelingt es einer Brieftaube, sich seinen Fängen zu entziehen, so vermag selbst seine gewaltige Stärke nichts gegen ihre grössere flüchtige Schnelligkeit auszurichten, und die erlittenen Verletzungen heilen bei unserer Pflege schnell und gut. Schlimmer sind Flügelbrüche durch Berührung mit Telephondrähten, die nie wieder zur frühem vollen Leistungsfähigkeit gesunden, so dass das verletzte Tier gewöhnlich abgetan werden muss.

Nicht minder wichtig als Zucht und Pflege ist das Training der Brieftauben. Wohl ist ihnen ihr Heimtrieb eingeboren; aber dass dieser nur durch weise Schulung zum sichern Willen wird, hat schon mancher Taubenwart erfahren müssen, wenn er etwa aus Versehen junge, noch nicht eingeflogene Tauben bei einem grössern Fluge eingesetzt hat. Solche müssen sich fast immer verlieren und spurlos verschwinden, wenn sie nicht wider Tessiner Tradition vom Finder statt der Polentapfanne dem nächsten militärischen Kommando zugestellt werden. Sobald die Jungtiere flügge geworden sind und der dürftige Flaum, der noch als zarte Heiligen glorie unvollendeter Kindschaft das schon erwachsene Blau ihres Köpfchens umspielte, gefallen ist, schliessen sie sich, zuerst zögernd, dann immer sicherer, dem Zwangsflug der alten Schar an und lernen dadurch die nähere Umgebung des Schlags kennen. Dann beginnt unsere Erziehung, indem wir sie beobachtend zunächst von ganz kurzen, dann immer steigenden Entfernungen ohne Führung starten lassen, bis wir es schliesslich wagen dürfen, sie mit einigen alten Routiniers zusammen auf eine längere Schulungsreise zu schicken.

Es stehen uns zu diesem Zwecke drei Arten Transportkäfige zur Verfügung: im Infanterie- und dem grösseren Kavalleriekorb werden die Tauben vollständig unbeweglich in Kissen eingebettet, damit sie sich bei der rüttelnden Bewegung nicht Schwanz- und Flügelfedern zerbrechen; bei jedem längeren Marschhalt wird aus beigeschnallten Rohrgittern und einem Netz

ein Ruhekäfig am Boden erstellt, in dem sich die Vögel die eingeengten Glieder lüften und dehnen können, bis sie die erneute Marschbereitschaft wieder in ihr altes Zwangsbett verbannt. Praktisch wird fast nur noch der grosse, viereckige Radfahrerkorb verwendet, in dem die Tauben sich frei bewegen können, weil sich die Möglichkeit eines Federbruches als weniger gefährlich erwiesen hat denn die dauernd Lähmung jeder Bewegung in den drückenden, heissen Polstern, in denen nicht selten schon einzelne auf dem Transport die Flugfähigkeit eingebüsst oder gar den Erstickungstod gefunden haben.

Auch die alten Tauben bedürfen eines ständigen Trainings, um nicht der Faulheit und der Unbereitschaft zu verfallen. Während des Winters wird dieses auf kürzere Distanzen bis zu zehn Kilometern vom Tauben wart, im Sommer auf ausgedehnten, anstrengenden und oft schwierigen Patrouillen durch die gesamte Mannschaft der Brieftaubenzüge im Aktivdienst durchgeführt. Wenn uns mancher Kamerad anderer Waffengattungen um die Beschaulichkeit unseres winterlichen Schlagdienstes beneiden mag, so bezahlen wir diese in der heissen Jahreszeit mit einer umso härteren, freudig ertragenen soldatischen Zucht. Mit unsern Taubenkörben, Gewehr und Proviant für oft mehrere Tage am Rücken, verfolgen wir schwitzend die steinigen Pfade der Tessiner Bergtäler, lassen uns in den Dörfchen mit neugierigen Blicken bestaunen, tauchen unter in die mächtigen Schatten der Kastanienhaine oder verweilen benommen auf den alten gewölbten Brücken und dürsten nach dem magischen Blau ihrer Bäche, die sich oft unter ihnen in Spiegeln tiefstergründlicher dunkler Reinheit ruhend zu verlieren scheinen. Und weiter führt uns der verschlungene Pfad, über Pässe und Gipfel, auf weglose Schneegefülle und die Gletscher des Hochgebirges. Oft, wenn unsere Schläfen hämmern, wenn das Auge stumpf wird und es uns scheint, es wäre nun genug der Mühsal, mischt sich in das unwillige Knirschen unserer Bergnägel auf dem Granitgestein plötzlich ein zartes Gurren, das sich als tröstliche Botschaft hinter unserem Rücken erhebt. Dieses unsterbliche Lied der Liebe, das selbst dann nicht schweigt, wenn wir auf steilen Schneehalden gleiten, stürzen oder uns gar samt dem Taubenkörbchen über kugeln, erinnert uns mit sanfter Mahnung daran, dass hinter allem widrigen Schicksal, auch unserem kriegerischen Tun, das ewige Leben weitergeht und

wirkt; wir fühlen uns im Lauschen von der Werbung jenes andern leis umstrickt, und alle Müdigkeit stiehlt sich unmerklich aus unsern Gliedern.

Haben wir die im Tagesbefehl bestimmte Abflugstelle erreicht, kritzeln wir dort Meldungen und Skizzen auf hauchdünnes Spezialpapier, bezeichnen sorgfältig Abflugsort und -zeit, Absender und Adressaten, ferner die Zahl der abgeschickten Vögel, falten und rollen die Blättchen kunstgerecht zu einem schmalen Röllchen, das wir einer leichten Aluminiumkapsel anvertrauen, und entnehmen dann den Körbchen die erforderliche Anzahl Tauben, gewöhnlich drei bis fünf, die sich angstvoll und murrend vor unserer greifenden Hand in einer Ecke zusammendrängen. Eine flüchtige Untersuchung überzeugt uns, dass von den zehn Handschwingen mindestens neun ihren Dienst versehen, und wir befestigen dann vorsichtig die Kapsel über dem Kontrollring an dem widerstrebenden und leicht verletzlichen Füßchen. Nachdem wir die Tierchen aus unserem Gamellendeckel getränkt haben, um ihnen die Lust zu nehmen, sich zur Stillung des Durstes unerlaubterweise an einem Bache oder Brunnen zu verweilen, treten wir zusammen und lassen, alle im selben Augenblick, die unruhig nach Freiheit Strebenden aus der sachte sich hebenden Hand in die Luft entgleiten. Mit rauschendem Schlag werfen sie sich in den Talraum und lassen sich kreisend durch die Aufwinde längs den Hängen in die Höhe tragen. Sogleich stellt sich die erfahrenste und intelligenteste Taube zur Führung an die Spitze, und hinter ihr strömt die wechselnde Formation der übrigen Schar. Ab und zu versucht irgendein Naseweiser, sich der kundigen Leitung zu entziehen und jäh abspritzend seine eigene Bahn zu ziehen; aber bald wird er seiner mangelnden Gefolgschaft inne und gesellt sich naheilend wieder zu seinen Genossen. Unsere Augen folgen den weiten, oft unvermittelt in unsicherer Nervosität umschlagenden Linien, die die Vögel in den Himmel zeichnen, bis sie uns eine scheinbar plötzlich aufdämmernde Erkenntnis in der Richtung ihrer Heimat entführt.

Wer mag das Geheimnis der Kraft ergründen, die sie lenkt? Denn ist es eine Erklärung für die verblüffende Sicherheit, womit diese Tierchen selbst aus gewaltigen Entfernungen oder in dem Irrsal unserer Gebirgstäler ihren Schlag wieder finden, wenn wir zu den Allerweltsbegriff des In-

stinktes unsere Zuflucht nehmen? Wozu dient dann das lange suchende Kreisen beim Abflug? Und warum wäre dann der verhüllende Nebel neben dem Schneesturm ihr vernichtendster Feind, während selbst der ergiebige Regen ihnen nichts anzuhaben vermag? Es ist eine merkwürdige Tatsache, dass Radiokurzwellen, Gewitter und die Erdstrahlung gewisser Orte den rätselhaften Orientierungssinn zu stören und die Tauben in die Irre zu leiten vermögen, so dass französische Militärkreise selbst die Möglichkeit von Brieftaubenfallen in Form von ausgedehnten Strahlungsnetzen zur Störung des feindlichen Nachrichtendienstes erwogen. Diese geheimnisvollen Wesen scheinen von einer Art elektrischem Navigationsgerät geleitet zu werden, sicherlich verbunden mit einem ausserordentlich scharfsichtigen und -sinnigen intellektuellen Orientierungsvermögen. Viel umstritten ist der nächtliche Meldeflug, von dem einige private Züchter gute Erfolge zu melden wissen, während andere von seiner Unmöglichkeit überzeugt sind. Ein Versuch, den wir einmal unternahmen, ergab das komische Schauspiel, dass die abgeworfenen Tauben wie Betrunkene in der Luft herumtorkelten und gar mit dumpfem Geräusch zusammenstießen, bis sie verzweifelt dem nächsten Baum zustrebten, um dort die Nacht zu verbringen.

Indessen späht der Taubenwart den ganzen Tag nach seinen Lieblingen aus, lockt sie, wenn sie nach ihrer Heimkehr nicht sofort den Schlag aufsuchen, wie eine guterzogene Brieftaube es zu tun pflegt, durch Pfeifen, freundliche Zurufe und mit Körnern hinein, löst die Meldekapsel vom Füsschen, notiert auf dem Blättchen die genaue Ankunftszeit und leitet seinen Inhalt an das angegebene militärische Kommando weiter.

Auf diese Weise kann durch zwei oder drei Tauben in ein paar Minuten von einem entlegenen Posten ohne Funkgerät eine Beobachtung übermittelt werden, zu deren Bestellung ein Meldeläufer Stunden benötigen würde. Als eines Tages italienische Truppenansammlungen in der Nähe unserer Grenzen beobachtet wurden, verteilte sich sogleich unser ganzer Zug auf die verschiedenen Grenzposten. Ich wurde einer Abteilung Tessiner Alpini im Onseronetal zugeteilt, deren Patrouillenmannschaft auf ihren Streifen zu begleiten und sie im Gebrauch der Tauben zu unterrichten mir oblag. In einem alten Heuschober, hart an der Grenze, hatten wir uns

eingesetzt, und jeden Tag ging um die Mittagszeit ein Taubenpaar mit einer chiffrierten Meldung über unsere Beobachtungen an das Brigadekommando ab. Jeden Abend brachte mir das Postautomobil neuen Nachschub, den ich über Nacht in einer Kiste verschloss und ausser einer gewissen festen Reserve einsatzbereiter Tauben anderntags an die abgehenden Patrouillen verteilte. – Doch auch im Gefecht ist der Brieftaubensoldat der Begleiter der Spähtruppe; dicht vor den feindlichen Linien vertraut er seine Nachricht den geflügelten Boten an, die sie sicher an ihr Ziel bringen, auch wenn die Patrouille durch den Feind überrascht, aufgerieben oder gefangengenommen werden sollte. Er sucht nach dem Kampf gemeinsam mit der Sanität das Schlachtfeld ab, um auf schnellstem Wege die Trägerkolonne zu einem entlegenen verwundeten Kämpfer zu rufen. Wo Verrat oder feindliche Kühnheit die Verbindungslinien durchbrochen, wo die Maschine in der Hölle zerstörender Mächte versagt, gerade in jenen Augenblicken, wo es um Sieg oder Niederlage ganzer Armeen geht, da wird auf einmal die schlichte und so oft von Laien als idyllische und überholte Narrheit verachtete Leistung der Brieftauben als unschätzbare Hilfe bedeutsam. Vom Opfer eines solchen schlichten Vogels kann das Schicksal einer Nation nicht minder abhängen als vom Einsatz jedes einzelnen Soldaten. Zu einem unvergesslichen Beispiel aufopfernder Treue ist im vergangenen Weltkriege jene letzte Taube aus dem Fort Vaux der belagerten Festung Verdun geworden, die den äussersten Notschrei der erschöpften eingeschlossenen Besatzung ins Hinterland trug, trotz schwerer Verletzung tapfer ihren Flug fortsetzte und sterbend noch die Nachricht in ihren Schlag brachte, welche die rechtzeitige Entsetzung der Bedrängten veranlasste und damit vielleicht das Schicksal Frankreichs entschied.

Im Laufe der Geschichte haben sich alle Waffen vom primitiven Werkzeug zu technischen Wunderwerken mordender Kunst entwickelt; nur die Brieftauben gurren noch dieselbe alte Liebesmelodie, der schon Alexander der Grosse auf seinen Feldzügen lauschen mochte. Ist es nicht ein tröstliches Sinnbild, dass diese in allem Wandel ewig gleichen Boten des wütenden Kriegsgottes zugleich die Träger des Ölzweiges, Symbole des Friedens sind?

AUS DEN SOLDATENSTUBEN

SCHWEIZER VERBAND VOLKSDIENST – SOLDATENWOHL

VON V. PFUND

«Dieser Weg ist kein Weg, wer es dennoch tut, zahlt Strafe», diese alte Verbottafel würde am besten den Zugang zu einer entlegenen Soldatenstube, von der hier einiges erzählt werden soll, illustrieren.

Ein weites Grenzgebiet, das verschiedene Höhenzüge im Jura umfasst, ist militärisch besetzt. Über Berg und Tal, durch dunkle Waldungen und sumpfiges Gelände, geht die Fahrt ins Blaue. Abseits vom letzten Dorf, fern von jedem Komfort, stehen wir unvermutet einigen Holzbaracken gegenüber, und neben einer Türe fällt uns ein bescheidenes Schriftplakat in die Augen:

Soldatenstube

No...

Schweizer Verband Volksdienst – Soldatenwohl

Die Grenzbesetzungszeit 1914bis 1918 wird wieder lebendig;

Als die langen kalten Abende den Aufenthalt in den truppenüberfüllten, primitiven Dörfern des einsamen Jura unbehaglich werden liessen, kamen die Jammerbriefe an Mütter und Frauen zu Hause. Da waren es in erster Linie die abstinenten Frauen, welche sich um das Wohl der Soldaten sorgten. Es zeigte sich sofort, dass auch die hohen Truppenführer ohne Weiteres zur Hilfe bereit waren, falls tatkräftige Hände sich der Organisation von Soldatenstuben annehmen würden. Am 9. November 1914 trug Else Spiller der Armeeleitung in Bern das Anliegen des Zürcher Bundes abstinenten Frauen vor, man möchte für die richtige Freizeitverwertung der Soldaten an der Grenze sorgen.

Am 22. November wurden schon die ersten Soldatenstuben in Glovelier und Bassecourt dem Betrieb übergeben, in Lokalen, die erst von Schmutz

und Unrat gesäubert werden mussten, um wohnlich und heimelig gestaltet werden zu können. Aus ungezählten Werkstätten, Kellern, Schulstuben und auch gelegentlich einer Kapelle wurde ein Heim geschaffen, das behagliche Wärme ausstrahlte und zu Ruhe, Spiel und Lektüre bei Speis und Trank für wenig Geld offen stand. Die Briefsammlungen aus jener «Pionierzeit» des Verbandes zeigen ergreifend schön, wie sehr die Soldatenstuben im Laufe der vier Mobilisationsjahre dankbar als Ersatz im besten Sinne für das schwer vermisste Heim anerkannt wurden.

Die klare und entschiedene Haltung der Armeeleitung zugunsten des Verbandes Soldatenwohl half nicht nur persönliche, sondern auch sachliche Widerstände brechen. Vielen war die praktische Bekämpfung des Alkoholismus durch die Errichtung alkoholfreier Soldatenstuben anfänglich nicht angenehm, doch bald bewies der rege Verkehr die wachsende Beliebtheit dieser Stuben bei der Truppe.

Für Einrichtung und Inventar wurden in der Zeit von 1915 bis 1920 181,000 Franken aufgewendet. Die «Konsumations-Einnahmen» betragen 5,7 Millionen Franken. Man hat die Gesamtzahl der Besucher der Soldatenstuben nach den Umsatzziffern auf nicht weniger als fünfzehn Millionen geschätzt. Hinter diesen Zahlen steht eine gewaltige Summe an Kraft, Geist und Liebe. Und heute nach zwanzig Jahren springt uns mitten in einer menschenleeren Juragegend das anfangs erwähnte Plakat in die Augen. Eine schmale Blumenrabatte zieht sich längs der Baracke hin und zeigt schon von aussen, dass eine sorgende Hand im Innern waltet. Wie gemütlich und heimelig ist der ganze Raum! Die Soldaten nehmen hier ihre Mahlzeiten ein und verbringen ihre Freizeit nach gewohnter Soldatenstuben-Weise. Mehr als ein Dutzend Tageszeitungen stehen zu ihrer Verfügung, verschiedene Spiele, gute Schreibgelegenheit und, was vor zwanzig Jahren noch undenkbar war, ein Radioapparat vermittelt die neuesten Nachrichten und die Verbindung mit der «zivilisierten» Welt. Die Aufgabe für die Soldatenmütter in diesen heimeligen Baracken ist eine sehr schöne. Im grossen und ganzen haben sie sich überaus gut in die nicht immer leichte Aufgabe eingelebt und sind glücklich, der Truppe dienen zu dürfen. Sie stehen den ganzen Tag der

Mannschaft zur Verfügung, sodass sie immer da sind, um kleine Sorgen tragen zu helfen.

Auf allen Tischen stehen Blumen, die meisten wurden von rauhen Soldatenhänden gepflückt. Das Büfett sieht appetitlich aus. Kaffee, wohl der begehrteste Trank, duftet einladend, Süssmost und andere kühle Getränke stehen bereit; aber nicht nur für den Magen wird hier gesorgt, auch abgerisene Knöpfe werden angenäht, oder, was weniger prosaisch ist, gute Ratschläge erteilt, mehr als einmal mit einigen tröstenden Worten geholfen. Wieviel grosse und kleine Sorgen sind nach einer Aussprache weniger schwer zu tragen, wie manchen Ausweg findet eine Frau, wenn der Mann bedrückt ist!

Die Truppe ist beim Schanzen, und nun lassen wir die junge Soldatenmutter reden, welche schon viele Wochen in dieser abgelegenen Gegend für ihr Wohl sorgen hilft:

«Meine Soldateska stellt ein Sammelsurium von prächtigen Typen dar; der Schale nach oft rauhe Kerle, ungeschlacht ihre Sprache, derb die Umgangsformen. Vielleicht ist dieses Benehmen eine naturnotwendige Reaktion des Menschen, der ungefragt in den eng anliegenden Wafienrock geknöpft werden musste. Aber wer mit dem feinen Gespür des Herzens in das Tun und Reden meiner Mannen hineinhorcht, weiss, dass unter der soldatischen Rauheit ein sehr empfindsames Herz schlägt. Alle, alle sind sie mir lieb wie eigene Kinder, und so fühle ich wiederum auch sie als wohlwollende, geschlossene Front hinter mir stehen. Und sollte wirklich einmal das Horn zum Streite blasen, sollten wirklich Freiheit und Gottesglaube, die Grundlage des politischen und sittlichen Bestandes unserer Heimat, einmal ernsthaft gefährdet sein, so wissen unsere Lieben im Hinterland, dass immer noch der Schütze Teil an den Marklinien unserer Berge Wache hält: Er aber hat sin Armbrust gespannt, wann er wusste, dass der Landt-Vogt allda für-ryten wurd gen Künsnacht zu siner Burg. Und Er durchschoss den Landt-Vogt mit einem Pfyl, dass Er ab dem Rosse fiel und von Stund an tod was.

Wir haben auch schon welsche Truppen hier gehabt; die Stimmung, welche meine Gehilfin und mich beim Abmarsch dieser Truppe beherrschte, war unvergesslich:

Grauer Himmel, feiner, anhaltender Regen, und wir zwei allein und frös-

telnd vor der Türe. Da marschierten sie auf einmal aus dem Nebel heraus «im gleichen Schritt und Tritt», mit Vollpackung, Gewehr geschultert. Als sie uns erblickten, wurde «à droite» kommandiert, und alle Gesichter drehten sich uns zu: die Hände flogen grüssend in die Höhe und hundert «Au revoir» klangen in den stillen Morgen hinaus. Krampfhaft lächelten wir zurück und winkten, bis der Letzte im Nebel verschwand – aber dann war es mit unserer «Tapferkeit» zu Ende und das lautere Wasser kugelte uns die Wangen herunter. Wortlos lauschten wir den verhallenden Schritten nach ... fertig! Wieder ein kleiner Lebensabschnitt vorbei, unwiederbringlich, eine kurze, doch liebgewonnene, menschliche Gemeinschaft, auf immer dahin!

Stumm und mit einer Art schmerzlicher Verbissenheit stürzten wir uns hinter den Stubenboden und fetten ihn bis Mittag blank.

Die geräumige Baracke dient ab und zu als Vortrags-Saal; auch schon ein Kompagnieabend wurde darin gefeiert und zwar alkoholfrei. Echte Soldatenfröhlichkeit und humorvolle Darstellungen aus dem täglichen Leben wechselten ab mit frohem Gesang bis tief in die Nacht hinein. Wie dankbar bin ich für die schöne Aufgabe, welche ich als Soldatenmutter habe finden dürfen, auch wenn nicht immer alles reibungslos geht. Eigene Wünsche haben eben während diesen Monaten zurückzustehen, und auf vieles müssen wir in diesen primitiven Verhältnissen verzichten.»

Nach dem Zusammenbruch des französischen Heeres suchten etwa vierzigtausend französische und polnische Militärpersonen Zuflucht in unserer Heimat. Der Schweizer Verband Volksdienst – Soldatenwohl, wurde gebeten, zuerst im Berner Oberland, dann auch in der Ostschweiz Soldatenstuben zu errichten. Bis zur Repatriierung eines Teiles der Internierten waren neun sehr grosse Stuben für Franzosen in Betrieb, die nicht nur als Speiseräume, sondern auch als Theoriesäle benützt wurden. Die Polen werden hauptsächlich in der Landwirtschaft und für Strassenarbeiten verwendet, so dass auch hier Aufenthalts räume geschaffen werden mussten. Gerade diese Leute empfinden es besonders dankbar, wenn sie hie und da ein Wort über ihre Sorgen reden dürfen. Wie viele von ihnen haben Frau und Kinder zu Hause, betagte Eltern oder doch wenigstens gute Freunde, die sie in diesen

schweren Zeiten sich selbst überlassen müssen. Dass Fluchtversuche nicht selten sind, ist trotz dem durchwegs guten Verhältnis mit der schweizerischen Wachmannschaft menschlich begreiflich. Und gerade da kann die Internierten-Soldatenstube auch wieder eine besondere Mission erfüllen.

Als sich vor fünfundzwanzig Jahren die Grenzbesetzung über Erwarpen lange hinauszog, hielt in zahllosen Wehrmännerfamilien die Not ihren Einzug. Der Verband Soldatenwohl eröffnete am 1. Oktober 1916 eine besondere «Abteilung Fürsorge». Sie wurde durch Verfügung des Generalstabschefs vom 24. Januar 1917 dem Armeestab unterstellt, blieb jedoch bis zum 1. April 1922 Bestandteil des Verbandes. Von diesem Zeitpunkt ab ging die Fürsorge für Wehrmännerfamilien an die Eidgenössische Zentralstelle für Soldatenfürsorge in Bern über. Der Verband hat während der fünfzehn jährigen Dauer dieser seiner Abteilung etwa 4,7 Millionen Franken Unterstützungen vermittelt und für Material und Löhne zur Herstellung von Wäsche und Kleidungsstücken durch Heimarbeit über 400,000 Franken ausgegeben. Die Unterstützungspraxis des Verbandes Soldatenwohl erwies sich als derart überlegt und gewissenhaft, dass der Bundesrat sich bei der Verbesserung der staatlichen Notunterstützung für Wehrmänner wesentlich von den gemachten Erfahrungen des Verbandes leiten liess.

Der lange Grenzdienst hatte die Tuberkulose unter den Soldaten stark gefördert. Besuchern der Sanatorien und Etappensanitätsanstalten fiel auf, dass die Untätigkeit bei dem kranken Wehrmanne schwere psychische und körperliche Nachteile zeitigte. Im Einverständnis mit dem Armeearzt rief der Verband Ende 1916 eine weitere Abteilung ins Leben, die «Beschäftigung kranker Wehrmänner». Durch mündlichen Unterricht oder nach schriftlicher Anleitung sind in den Jahren 1917 bis 1939 für etwa 370,000 Franken Waren hergestellt worden, hauptsächlich Kreuzstichstickereien, Bast- und Holzarbeiten. In den letzten Jahren wurden stets noch sechs- bis achttausend Franken Arbeitslöhne bezahlt. Wenn auch der einzelne Mann keine grossen Beträge erhält, so bringt diese Arbeitsmöglichkeit doch einen willkommenen Zuschuss an den Unterhalt der Familie oder eine Ergänzung zur Rente der Militärversicherung.

Alle diese Werke des Verbandes Soldatenwohl zugunsten der Wehrmänner hatten als spontane Improvisationen begonnen. Die Wirksamkeit auf dem Gebiete der Arbeiterfürsorge dagegen wurde von langer Hand vorbereitet und schrittweise durchgeführt. Die Nervosität, die durch die lange Grenzbesetzungszeit in die Wirtschaft unseres Landes hineingeraten war, hatte die Wohlfahrtsbetriebe der Industrie gelegentlich zum «neuralgischen Punkt» in den Beziehungen der beiden Parteien erkranken lassen. Else Spiller, deren Tatkraft und grosses Organisationstalent während der Mobilisationszeit so bahnbrechend gewirkt hatte, war die gegebene Persönlichkeit, um auch hier wieder neue Aufgaben zu lösen. Sie erkannte, dass die Führung von Wohlfahrtseinrichtungen in neutrale Hände gehört, und so trat sie mit ihren reichen Erfahrungen ihren neuen Wirkungskreis an. Am 26. August 1919 führte eine wirtschaftliche Studienreise die Pionierin der Soldatenstuben nach den Vereinigten Staaten von Amerika und nach England. Während ihrer Forschungsreise, und im Anschluss daran in der Schweiz, hatte sie wiederholt Gelegenheit, ihre Pläne mit massgebenden Industriellen zu erörtern. Das Erdreich, auf das ihre Anregungen fielen, war durch die bitteren Erfahrungen des Generalstreiks aufgeschlossen wie nie zuvor.

Das Soldatenwohl wandelte sich um in den Schweizer Verband Volksdienst – Soldatenwohl. Von der einfachsten Verpflegungsstätte, in der die Werkbelegschaft ihr von zu Hause mitgebrachtes Essen und in der Stube selbst gekaufte zusätzliche Speisen und Getränke verzehren kann, bis zu der Führung von Studentenheimen und Grossstadthotels ist ein gewaltiger Schritt. Die erste Industrie-Unternehmung, die im Herbst 1917 eine Arbeiterstube durch den Verband führen liess, war die für ihre grosszügige Arbeiterwohlfahrtspolitik bestbekannte Maschinenfabrik Gebrüder Bühler in Uzwil. Schon 1920 erhielt der Verband den ersten Auftrag einer öffentlich-rechtlichen Körperschaft. Die Stadtgemeinde Biel übertrug ihm den Betrieb ihrer städtischen Volksküche. 1924 rief eine eidgenössische Amtsstelle den Volksdienst, 1925 die SBB. für ihre Milchküchen des Kreises II, auch die Post-, Telegraphen- und Telephon-Verwaltung lässt ihr Personal in Zürich, Bern und St. Gallen durch die Postdienstküchen des Verbandes verpflegen. Drei Ferienheime, vier grosse Hotelbetriebe, neben über hundert Kantinen

und Wohlfahrtshäusern öffnen jährlich Millionen von Gästen ihre Tore. Vom Bodensee bis in das Waadtland, vom Wallis bis in den Tessin, vom Jura bis in das Bündnerland erstreckt sich hier ein Netz, dessen Fäden bei der Zentralleitung zusammenlaufen. Es ist ein Gebot der Dankbarkeit für zahlreiche Anregungen aus dem Ausland, auch ausserhalb der Landesgrenzen zu wirken, wo es im Interesse von Landsleuten geschieht. So führt der Verband drei Kantinen im badischen Grenzgebiet und seit 1934 das der Eglise Suisse de Londres nahestehende und wesentlich aus Schweizergeld errichtete Hotel Foyer Suisse in London.

Die Kriegsmobilmachung unserer Armee im August 1939 brachte wieder die Aufgaben aus der Gründungszeit von 1914. Zentralleitung und Hauptbüro wurden von früh morgens bis spät abends mit telephonischen und schriftlichen Anfragen und Auskünften in Atem gehalten. Der Verband war getreu seiner Tradition wieder restlos bereit, seine Dienste und Erfahrungen Heimat und Volk zur Verfügung zu stellen, sei es seinen Wehrmännern an der Grenze oder der Zivilbevölkerung im Hinterland. Und heute wie damals steht Frau Else Züblin-Spiller an der Spitze der Organisation und beweist immer wieder aufs Neue, dass sie die eigentliche Seele des Verbandes ist. Dank ihrer klaren, überlegenen Arbeitsweise und ihres verblüffenden Organisationstalentes in allen Lagen, dehnt sich das segensreiche Wirken für eine gute Sache immer weiter aus. Ein Kreis von mehr als fünfundzwanzig Jahren Volksdienstarbeit hat sich in einer Zeit geschlossen, da Volk und Land erneut von Lebensgefahr umgeben sind, und alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter stehen treu auf ihrem Posten, heute wie damals!

DIE WOHLTAT DES LIEDES

AUS DEN ERINNERUNGEN DES SOLDATENSÄNGERS

HANS ROELLI

I.

Dunkelheit, die der Wald tagüber hütete und in Moos und unter dichten Tannen verbarg, legt sich nun auf die Wiese und die vielen lauschenden Gesichter. Die Bäume scheinen ohne Last und wurzellos zu sein, nach den Tönen der Nacht sich wiegend.

Die Soldaten ballen sich zu einer schwarzen Wolke, die – müde ihrer Blitze und Angriffe – auf die Erde sank.

Ein fremder Vogel gurgelt und bricht plötzlich ab. Die Finsternis ist wie ein grosses samtenes Tuch, das jeden Schrei erstickt.

Mein Lied geht nur bis zu den schwarz Zusammengeballten, die es leise, immer etwas zu spät und zögernd zurücksingen. Die Nacht wird nicht berührt davon: sie sammelt ungestört den Schlaf der Wälder, der Blumen, der Tiere und der Bauern in den fernen Gehöften.

Wir singen hin und hinüber.

Es ist nicht die Zeit des Mondes und seiner Verzauberung, keine Entrückung des Himmels und des Landes, keine Milchstrasse, die sich mit der Strasse des Tales vermischt; die Sterne stehen klein und hart. Vollkommen ist diese Nacht – bis das weisse heftige Licht der Karbidlampe aufflammt und unsere Gesichter, unser Zurücksinken, das Waldstück und die Wiese zu sich emporreisst. Wir entrinnen dem schneeigen Feuer nicht, Hand und Mund brennen zuckend mit.

Die Töne steigen und schwellen, runden und blähen sich, bis sie das Übermass kaum mehr ertragen. Die Soldaten haben sich erhoben, Stirnen und Knöpfe blitzen. Einer schlägt, oder ist es die Schwinge eines mächtigen Vogels? an die Lampe, die zischend zerfällt. Mitte, Sichtbarkeit, Nacktheit, die unser Leben bedeuten, erlöschen. Wir feiern ein Fest heute. Der Traum

der Wiese, die Nähe der Herzen, das zärtliche Tasten von einem zum andern, von dem wir nun glauben können, er sei brüderlich und göttlich zugleich, erfüllen uns wieder.

Wir singen von Bruder und Gott.

Du singst deine Worte, ich singe meine Worte: zusammengetan ist es die selbe Weise, die selbe Liebe, die selbe Lebenskraft.

Als wir aufbrechen, erwacht der Wald an unseren unbeholfenen Schritten; er brummt, er dröhnt, er wirft die Kronen aneinander. Er weckt uns selber auf.

Das Fest ist zu Ende. Die Wachen werden abgelöst.

Noch sitze ich am Tisch der Offiziere unter der gelben schaukelnden Lampe. Der Hauptmann hebt sein Glas und sagt: «Das Lied ist wie ein Gruss von Daheim in unser heutiges Leben; wir sehen wieder die hellen Giebel, die Sonnenblumen in den Gärten. Unsere Kinder winden kleine Kränze. Es tut gut, immer wieder daran erinnert zu werden, wozu wir hier im Walde, an der Grenze stehen.»

Der blutjunge Leutnant am Tischende lächelt vor sich hin und neigt den haselbraunen Kopf.

«Herr Leutnant, schenken Sie ein!» ruft der Hauptmann barsch.

Der Leutnant erhebt sich, sichtlich verwirrt. Dann schlägt er die Absätze zusammen.

II.

Ich blicke zurück. Dort oben, im dunkelgrünen Walde, wohnt die Kompanie. Die Waldwiese, auf der ich gestern nacht sang, leuchtet in einem helleren leichteren Grün.

Sie jauchzen mir nach.

Bis mich ein Kornfeld, schon gelb und von reifender Schwere gebogen, verdeckt.

Ich schendere durch den Staub dahin: wolkig wirbelt er hinter mir auf. Doch zittern diese geringen Wolken jetzt nicht? Drängt sich in meine schleppenden Füße nicht ein fremdes Rollen? Ist ein Gewitter nahe? Der Himmel ist bis in seine Ferne heiter.

Das Rollen verstärkt sich. Die Strasse beginnt zu beben. Der Saum des

Kornfeldes beginnt zu wippen. Gleichmässige Schläge treffen mich; unwillkürlich suche ich mich einzuordnen –

Ein Bataillon stampft vorüber, barhäuptig, die Stahlhelme angehängt; Arme, Beine, die zusammengekniffenen Augen, die offenen Lippen vorwärts gerichtet, aus Strasse, Staub, Hitze, aus Tal und Kornfeld vorwärts dem Ziele, dem Leben, dem Tode, der Einkehr entgegen.

Ich schliesse mich den letzten an, den im Staube wie in milchigem Nebel Schwankenden, diesen grau und weisslich Verwandelten, in die der Schweiss Furchen und Bäche gräbt. Sie achten meiner nicht, sie starren auf die marschierende Reihe vor ihnen, auf das ebenmässige, durch nichts aufzuhaltende oder zu brechende Aufsetzen und Abheben der Füsse. Sie achten meiner auch nicht, als ich für mich zu singen anfangen. Nach einer Weile lockern sie nur ein wenig die Schultern, die Gespantheit verliert ein wenig ihre Unabänderlichkeit.

Da und dort löst sich eine Faust.

Schliesslich greift mein Singen doch vorwärts über die Reihen. Das Summen eines goldenen Bienenvolkes scheint über ihnen zu schweben. Sie recken die Hälse. Sie geben es weiter.

Sie singen.

Nicht meine Weise. Irgendein Lied, das ihr müdes Herz leichter schlagen lässt. Tänzelt weit vorne der Schimmel des Majors nicht?

Ich lasse mich zurückfallen und horche auf das ganz langsame stete Verklingen der Schritte.

Wieder ist die Strasse leer und still. Wieder ziehe ich gemächlich durch den Staub und erfrage bei einem begegnenden Bauern den Weg nach der Kantonsstadt Reusslingen. Er mustert mich misstrauisch und sagt: «An die drei Stunden ist's schon noch.»

«Dann könnte ich unterwegs übernachten.»

«Bist ein Musikant?» Geringschätzig tönt es.

«Ja.»

«Was tust du denn in Reusslingen?»

«Ich singe für die Soldaten.»

«Soso», es tönt schon fast anerkennend. «Komm mit.»

Hinter Obstbäumen verbirgt sich ein habliches Bauernhaus. Johannisbeeren umbuschen den Garten und halten sein unbekümmertes Blühen zu-

rück. Mägde und ein altes Knechtlein rasten im Schatten bei Most, Käse und jenem gutduftenden dunklen selbstgebackenen Brot.

«Wie wär's mit einem Lied?» sagt der Bauer, als ich meinen größten Durst gelöscht hatte.

Das alte Knechtlein steckt sich die Pfeife an; die Mägde kichern vorerst und singen dann mit.

Es ist ein schönes wohlgefälliges Tun: die Johannisbeersträucher bücken sich, der Duft der Blumen strömt sich über uns aus – der Schatten, in dem wir rasten, ringelt sich hoch wie der Rauch der Pfeife. Alles scheint sich zu bewegen. Grillen und Käfer im Grase klettern auf die höchsten Halme und halten nach den Sängern Ausschau. Der ferne Kuckuck verstummt betroffen.

Eine kleine verborgene Gemeinde singt. Könnte sie doch ihr herzliches menschliches Singen weitergeben, von Freund zu Feind, von Welt zu Welt!

III.

Schon wärmt die Sonne mir den Rücken. Der scharfe Geruch der Morgenröte steigt auf. Schreite ich aus, schwebe ich?

Ein Wagen holt mich ein. Ich darf aufsitzen.

So geschieht es, dass ich, das Rütteln des Wagens, das Rollen der Räder, das Schlagen der Hufe noch in Sinn und Gliedern, schwankend und ungesammelt in das nüchterne Schulzimmer trete.

Der Zug Soldatenbäcker sitzt links, die Schulmaitli der zweiten und dritten Klasse räkeln sich rechts. Mittendurch zieht sich, wie um die Trennung zu verdeutlichen, ein schmaler Gang, einem genauen Gartenweg vergleichbar, der nicht nur die Blumen, sondern auch die Jahreszeiten trennt: hier das unruhige, kaum flügge Gerispel ersten Frühlings mit dem leisen Gold- und Birkenhauch über Scheitel und Zöpfchen – dort der späte graue eintönige, nur durch wenig Buntheit aufgeheiterte, kühle und stillgewordene Herbst. So wenigstens dünkt es mich zu sein.

Die Soldaten nehmen mein erstes Lied hin, ohne die Hände zu rühren, ja ohne aufzublicken. Die rankigen Maith hingegen klatschen, lärmern, springen auf und werfen ihre kleinen Hände hoch wie rosige Bällchen. Die

Zöpfe, dünne unansehnliche Mäuseschwänzchen, schaukeln. Erstaunt, unsicher drehen sich die Soldaten. Einer lächelt. Ein anderer ruft den Maitli ein lustiges Wort zu.

Ich bedanke mich bei den Kleinen mit einem Kinderlied. Sie wagen, da es jetzt sie angeht, sich kaum zu rühren. Dafür trampeln, lachen und klatschen nun ihrerseits die Soldaten.

Ein artiges Spiel hebt an. Ich singe wechselweise den Kindern und Kriegern. Die Fröhlichkeit einer Weise veranlasst einen Soldaten, nach einem hüpfenden Zopfe zu greifen und ihn zu sich hinüberzuziehen. Ein kecker Anderer bricht in die Reihe blondgoldiger Maitli.

Mehr und mehr vermischt sich der Garten: lose Leichtigkeit und Blumenzartes rankt sich am Grau der ernsten und doch auch schon schwanken und dahin und dorthin sich neigenden Stämme empor.

Bin ich nicht der glückliche, kaum sich bückende Gärtner, der seinen Garten wie im Märchen von selber blühen sieht? Soll ich Einhalt gebieten, zwischen die Beete Furchen und Rot zu Rot, Blau zu Blau und Grau zu Grau legen? Kann ein solches Blühen ausarten, sich überblühen, je sich aufgeben?

Ich brauche nicht mehr mitzutun. Sie singen sich zu, sie überreden sich, sie flüstern sich Geheimnisse ins Ohr. Ein Bärtiger hat den Arm um ein Jüngerlein gelegt; er ist nachdenklich geworden und schaut an mir vorbei. Auf einmal weiss ich: er denkt an Daheim, er hat eine Frau, er hat Kinder, um die er in gleicher Weise sorglich und schützend die Arme legt.

Jener grübelt aus seiner Tasche ein Hämpfelchen Süssigkeiten und teilt aus. Er lacht dazu und erwehrt sich nicht der streckenden Hände.

Aber auch die Maitli geben: hier ein Zeichenblatt mit Schiffen und Schmetterlingen, dort ein Znülibrot, hier eine Wiesenblume, dort einen Griffel. Es kommt ja nicht darauf an, was sie geben, sondern dass sie geben mit ihrer Freude, mit ihren sich überpurzelnden Stimmchen, mit ihren grossen, gläubigen, frisch-glänzenden Augen.

Ein strammer Korporal lüpft das Kleinste der Kleinen zu mir aufs Podium: es beschenkt mich wortlos mit einem Nidelzeltli, das in seiner warmen Hand klebrig geworden ist.

Alle stehen auf. Und wie ich ihm einen Kuss auf sein Pfirsichwänglein drücke, stampft und lacht es durcheinander.

Der Oberleutnant sagt nachher verwundert zu mir: «Sie sind ein Tausend-sassa, wie haben Sie das nur gemacht? Das Lied allein –»

«Doch», unterbreche ich ihn, «das Lied allein hat es zuwegegebracht. Man singt noch viel zu wenig. Bei einem Worte kann man sich finden, bei einem Liede kann man sich lieben.»

Ich stosse meine Gitarre langsam, nicht ohne vorher zärtlich die Saiten gestreichelt zu haben, ins Futteral und hänge sie über.

Das Schulhaus widerdröhnt von frohen Rufen und singendem Klingen. Erst als der Wald mich aufnimmt und zuinnerst das Moos meine eigenen Schritte dämpft, wird es ruhig.

Ich lege mich hin. In der stillen Dämmerung fallen mir die Augen zu.

IV.

Ich schrecke auf. Jäher Sturm peitscht den Wald. Ein Heer grauer zorniger Elefanten stampft die Stämme nieder. Der Himmel klafft auf. Fremde Vögel verfinstern ihn. Aus den grauen, zornigen Tanks zuckt Feuer. Aus den Flugzeugen heulen Bomben. Die Stadt fällt zusammen. Ich flüchte. Ich werde eingekreist. Tausend Räder rollen über mich, tausend Mauern stürzen auf mich zu. Nichts kann mich retten. Als das letzte ungeheure, wesenlose und doch alles Wesenhafte Vernichtende mich anrennt – erwache ich. Das Moos ist von Lichtern durchschimmert, die Bäume streben feierlich himmelan.

Aus der Tiefe tönt ein stetes feines Pochen. Ich streiche über die Stirn, wie um das Furchtbare, das an mir haften bleiben könnte, fortzuscheuchen. Das stete feine Pochen wird stärker. Ich gehe ihm verwundert nach. Vielleicht bin ich doch in einem Märchenwald. Vielleicht klopfen Spechte mir ein Wunder wach, vielleicht ein schlafendes Dornröschen, vielleicht ein Dutzend schnarchender Zwerge, vielleicht eine Flucht rötlicher Rehe.

Auf dem schmalen Pfad sprengt ein Reiter daher und hat Mühe, sein Ross vor mir zu zügeln. Der Hauptmann bückt sich herab: «Du, Hans, hier?»

Ich bin selber überrascht, auf meinen Jugendfreund zu stossen, und nicke bloss.

Er haut mit seinem Haselrütlein ins Gezweig. Ich erzähle ihm mein Erlebnis in der Schulstube.

Er überlegt kurz. «Du könntest eigentlich auch meiner Kompagnie, die dort drüben (er macht eine unbestimmte Handgebärde) ihre Gräben zieht, etwas zum Besten geben.»

Er sagt es rasch, als könnte er nachträglich seine Worte bereuen.

«Warum nicht?» Ich erkläre mich gerne einverstanden. Nun weiss ich auch, woher das stete Pochen kam. Des Hauptmanns Soldaten sägen den Wald, hängen Ketten um die verwundeten Stämme und zerran sie vollends nieder. Sie schaufeln, das hartnäckige Wurzelwerk zerschneidend, feuchte Höhlen und Gräben, treiben Löcher in die modrige Erde, errichten Tankfallen, schuften sich unter den Bäumen durch, bauen Maschinengewehrnester und laden die Wirms der Stacheldrähte mit elektrischen Strömen.

Sie sind düster wie ihr Tun selbst. Sie hocken jetzt auf den weissen Schnittflächen der gefällten Bäume oder lehnen, Pickel und Schaufeln noch krampfhaft in den Händen, an die Zementklötze und Tebalken.

Ich kann sie nicht erheitern. Sie verstehen nicht, weshalb ich sie aus dem Dunkel ihrer Arbeit herausgerissen habe – sie misstrauen mir, die Furchen zwischen den Augen werden tiefer.

«Was soll ich noch singen?» frage ich unsicher.

«Unser Kompagnielied!» ruft irgendeiner. Und schon brummen sie es, tonlos und ohne Freude. Ich schlage dazu die Akkorde und singe aus dem Stegreif noch ein paar Strophen dazu, nicht ohne dabei ihres strengen Hauptmanns zu gedenken. Sie sehen ihn forschend an. Der Hauptmann lacht sich aus der Verlegenheit. Der Wald horcht erstaunt auf. Die Soldaten zeigen ihre Zähne.

Ich will gehen. «Sing noch eins zu deinem Lmg.», meint ein witzig sein Wollender. «Sing noch eins!» wiederholen andere.

Wenn der Hauptmann nicht abgebrochen hätte, stünde ich vielleicht heute noch im Wald bei den Schauflern.

Nun sägen sie wieder, die Ketten rasseln, die Pickel schlagen, auf die Schaufeln häuft sich die schwarze feuchte Erde; sie flechten die Äste ineinander zu mächtigen Bienenkörben – und doch ist, scheint mir, nicht

mehr das selbe wie vorher: an ihren Lippen formt sich ein Ton, um ihre Bewegungen schwingt ein Lied.

Der Hauptmann begleitet mich ein Wegstück.

«Schade, dass wir keine Zeit zum Singen haben», und er haut mit seinem Haselrütlein ins Gezweig.

«Glaubst du nicht, dass die Freude, die ein Lied bringen kann, den Zeitverlust mehr als aufwiegt?»

«Nein», sagt er schroff. «Singen macht weich, wir brauchen Härte!»

«Sind wir selber nicht mit Liedern herangewachsen, angefangen beim Wiegenlied deiner und meiner Mutter?»

«Das ist lange her. Unterdessen sind wir Männer geworden.» Er klopft hörbar auf seine Brust.

Ich sehe meinen furchtbaren Traum vor mir. Leise sage ich: «Aber das Lied bringt Hoffnung und versöhnt, wäre es auch nur einen Augenblick lang.»

Er wendet sich ab. «Adieu!»

Ich stolpere querdurch und halte solange nicht an, bis ich das stete Pochen nicht mehr vernehme.

In der Abendlichtung stehen Rehe. Der rote Rock einer Magd leuchtet im Felde wie Mohn. Ein weisser Kirchturm, im Gewoge von Hügeln schier versunken, kündigt Dorf und Rast.

Ich beeile mich, um anzukommen.

V.

Das grosse kleine Dorf weiss es: heute singt einer den Soldaten im Leuengarten.

Der stellvertretende Kompagniekommandant, Oberleutnant Felber, ist aufgeregt: er erwartet den Regimentskommandanten. Die Soldaten machen es sich unterdessen bequem. Sie schäkern in der Rebenlaube mit der schwarzlockigen Rösi und stellen die Bierkrüge hart und scheppernd auf die eisernen Tische. Sie sind wieder einmal Gäste, Herren, die man gut und rasch bedienen muss, wenn man sie nicht verlieren will. Sie lehnen lässig zurück, sehen dem flüchtigen Rauch der Zigarette nach und wären allmählich in die zivile Selbstgefälligkeit gesteuert, wenn nicht der Oberst eingetreten wäre. Sie jagen hoch und stehen stramm.

Oberleutnant Felber stellt mich vor.

Die Kinder, die am Gitter hingen und hinter ihnen gwundrige Bauern, drängen vor. Sie starren mit offenen Mündern den mächtigen Obersten mit den dicken Goldstreifen an seinem Käppi an und blicken wieder auf mich, den fremden Musikanten.

«Gestatten Sie, Herr Oberst, dass ich vorerst für die Kinder singe; sie können es ja kaum erwarten?»

Der Oberst nickt freundlich.

Kaum bin ich mit meinem «Ringel Reih je» zu Ende, als ein braunes barfüssiges Maitli von vielleicht sechs Jahren ungeniert ruft: «Unggle, du häsch säb mit de Ängel und de Fäcke vergässe.» Und ohne eine Antwort abzuwarten, stellt sich das kleine Ding vor uns hin und singt mit seiner hohen piepsigen Stimme mein «Ringel Reihje» Strophe um Strophe, deutlich und schön der Ordnung nach.

Die Soldaten sind mäuschenstill geworden; die weiter Entfernten stehen auf, alle schauen unverwandt, mit lächelnden Augen auf das Kind, das unbekümmert, ernst und sehr wichtig weitersingt. Erst beim donnernden Beifall erschrickt es. Fort möchte es, doch der Oberst hält es fest.

«Wie heisst Du?»

«Vreneli.»

«So. Willst du eine Schokolade oder einen Süssmost?»

Es überlegt.

«Beides?» fragt er geduldig.

Das Vreneli nickt.

Nun sitzt es auf dem festen Knie des Obersten.

Und ich singe. Und alle, auch der Kommandant und das Vreneli singen mit. Das heisst, das Vreneli tut bloss so – es lutscht verstohlen an seiner Schokolade.

Auch die draussen Stillestehenden singen. Selbst der geschäftige Wirt und die bedienenden Leuentöchter halten mit. Aus den Nachbarhäusern tönt es zurück. Die Sterne, die mit der zunehmenden Nacht tiefer glänzen, tanzen und der Mond, der über jenen spitzen Giebel wandert, lächelt leise und schenkt uns sein Licht. Wir brauchen keine Lampe anzuzünden. Die Blumen im Garten stossen die Kelche aneinander; blaue zarte Glocken läuten. Der Nussbaum brummt im tiefsten Bass, der Dorfbrunnen klingelt.

Das grosse kleine Dorf singt noch, als der mächtige Oberst längst weggefahren ist und wir auseinandergegangen sind.

VI.

Ein Lastwagen überschlägt sich, die Räder der Kanone rollen schwer und unerbittlich, eine Handgranate platzt vorzeitig, ein Ross bäumt sich auf, ein stürzender Stein streift dich, eine verirrte Kugel trifft ein nicht gewolltes Ziel – du brauchst nicht vom Krieg umbrandet zu sein (noch ist Friede), und doch liegen sie hier im weissen hohen Zimmer, im Geruch von Karbol, betreut von der leise und tröstlich sprechenden Schwester.

«Es geht ihnen schon besser», sagt der Arzt und schiebt mich, den Widerstrebenden, ganz hinein; «singen Sie, vielleicht nicht allzulaut.»

Mitten im hohen, schier feierlichen Zimmer stehe ich und fange zögernd zu singen an. Es ist mir, ich singe in einem leeren Tal an ferne kleine weissverschneite Berge. Mag sein, dass die kleinen weissen Berge mich nicht hören: ich singe vor mich hin, von der Freude zu leben, von der Liebe zu dir, von einer flüchtigen Wolke, vom abendlichen Wind, der den Duft des Lindenbaums auf die Strasse weht, von den Wandersleuten, die immer weitergehen, weil sie keine Einkehr finden und von den Trunkenen an den fernen dämmrigen Wirtshaustischen. Ich singe von der roten Koralleninsel im blauen Meere, die wir gerne erreichen möchten und von der dichten Rosenhecke, in der die Wunder schlafen. Ich singe von der Sehnsucht nach der Heimat, von den Flüssen, die an ihren Sonntagen kleine Boote tragen, von Mädchen, die am Ufersand warten, von schleifendem Tanz und geflüsterten Liebesschwüren und von den Gebirgen, über die der Mond wandelt in seiner sanften Schöne, von den Sternen, den funkelnden Lampen der Engel.

Und Gott! ich müsste Ihn lauter bei Seinem unendlichen Namen rufen, eindringlicher, sicherer, jubelnder.

Köpfe schälen sich aus den kleinen weissen Bergen. Schütteln sie nicht den Schnee ab? Ihre Augen, noch fiebernd und glänzend, oder schon still und neu geworden, begegnen mir.

Der hier sucht sich an der Betthantel hochzuheben, jener wölbt das gesun-

de Bein unter der Decke – einer will sprechen, ein anderer lächelt, weither, kaum sichtbar (noch steht der Tod hinter ihm).

Ich singe auch Lustiges, Tanzendes in derselben behutsamen Leisheit. Ich halte die Stimme, nicht mein Bekenntnis zum Leben zurück. Tod, wer bist du? Die Türe, die sich zum Leben auf tut. Geburt, was bist du? Die Gewissheit des Lebens und des Todes zugleich.

Der Arzt gibt mir ein Zeichen.

Der Weg zur Türe ist länger als mancher Weg, den ich schon ging. Ich weiss, sie sehen mir nach.

Der Arzt sagt: «Ich danke Ihnen.» Ich blicke ihn verwirrt an. Die Schwester drückt mir die Hand. Es erstaunt mich. Was habe ich mehr getan, als meine Not, meine Lust, meine Mühsal, meine Leichtigkeit besungen?

Der Spitalgarten ist streng gegliedert. Nur Blumen blühen, die hier sein dürfen, blasse, schmale, nicht mit den Glocken und Kelchen läutende.

Die Strasse stürzt auf mich zu. Die Gesunden, die Lauten, die Derben nehmen mich auf.

«Er ist betrunken», sagt ein Vorübergehender.

Auf dem benachbarten Hügel werfe ich endlich den Kopf hoch. In der Ferne leuchten über der Dunkelheit der Wälder, über der Wirrnis der Städte und Dörfer kleine weissverschneite Berge.

VII.

Das Licht schwankt auf mich zu.

«Wir dachten, wir fänden Euch nicht mehr», sagt der Wachtmeister und stellt die Laterne ab. Unsere Beine schimmern, unsere Gesichter bleiben im Dunkel.

«Es ist ein weiter Weg, die Nacht überraschte mich», brumme ich ärgerlich.

«In dieser mondlosen Nacht kann man sich leicht verlieren; sogar unser Hauptmann hat uns einmal nicht gefunden.» Er lacht fröhlich. «Wir wohnen hier oben auch schier schon im Himmel.»

Wir steigen. Ein Schneefeld, einer ruhenden Wolke ähnlich, die den Tag erwarten will, hellt die Nacht leise auf. Der gefrorene Schnee knirscht. Das

Das Licht der Laterne tanzt darauf wie ein gelber Mückenschwarm.

Endlos erscheint mir die Wanderung. Wieder stosse ich ins schwarze Nichts.

«Duckt Euch», ruft plötzlich mein Begleiter, «wir haben keine Kirchentüre!»

Ich stolpere, geblendet von der Lampe und verwirrt von vielen Stimmen, in die Hütte.

Ich schlürfe heissen Tee; essen mag ich nicht. Dann nestle ich am Sack der Gitarre. Ein rundbärtiger Soldat nimmt mir das Instrument aus der Hand. «Du bist müde, du brauchst uns nicht zu singen – »

«Ich tu es gerne», widerspreche ich.

Der Rotbraune mir gegenüber schüttelt den Kopf. «Wir, wir acht hier, singen dir eins.»

Sie beginnen leise, als dürfte es noch nicht sein. Dann werden sie lauter und zuversichtlicher. Der enge Raum hält die Lieder zusammen, sie verflattern nicht, sie klingen geballt, sie scheinen hart und rund wie Haselnüsse zu sein. Angefeuert singen sie jetzt – einer stupft mich stolz – ein Lied von mir. Ich höre zu, auf dem Rücken liegend, im niederflackernden Schein der Lampe. Einer legt noch eine zweite Decke über mich. Und leise, wie sie begannen, zerrinnt ihr Singen wieder und bricht in Kommandorufen ab. Ein paar springen auf, um ihre Kameraden, die in der Nacht stehen, abzulösen. Die offene Türe macht die Lampe schwanken. Der Wind, der hereinzieht, riecht nach Stein und Schnee. Aber seine Schwere spüre ich kaum mehr. Eine köstliche Leichtigkeit durchrieselt mich; dunkel und samtig wird es um mich.

Bevor die Sonne aufgeht, treten wir hinaus in die strenge Kälte, in die blasse Unbegrenztheit des Horizontes.

«Dort», der Wachtmeister deutet gegen Osten, «steht auf jener schwarzen Kuppe einer unserer Wachtposten. Bald wird die Sonne ihn haben.»

Seltsam, unvergesslich wird mir dieses Bild bleiben: Während der Fels, auf dem er regungslos Ausschau hält, in Nacht und Schlaf verharrt, beginnt der Wachtposten sich schimmernd herauszuschälen, umblitzt von silbernen Sternen. Sein Herz funkelt, der ganze Mann flammt auf wie eine Fackel.

Urplötzlich wird der Fels mitgeriffen, und der Soldat steigt aus den hellen Flammen, aufrecht, unverletzlich, die Hand am Gewehr, die Augen in die Ferne, in das andere Land gerichtet.

Der Vortragsdienst des Armeekommandos teilt mir heute mit: «Der Posten 149 im nördlichen Grenzwall möchte Sie gerne wieder einmal bei sich haben. Nur müsste es noch vor der definitiven Ablösung, am besten anfangs September sein. Machen Sie den Kameraden die Freude!»

LUFTSCHUTZ

VON MAX WOHLWEND

1936

«.. wird gemäss den gesetzlichen Bestimmungen, unter Verdankung der geleisteten Dienste, aus der Wehrpflicht entlassen.»

Schon damals, als ich in den Landsturm umgeteilt wurde, gab es mir einen argen Ruck, und ich weiss, dass ich nicht allein blieb, dem diese Umteilung innerlich zu schaffen machte. Dass wir in die Jahre gekommen waren, bewiesen das Dienstbüchlein, die Einteilungsnummern auf Achseln und Käppi und das neugefasste alte Gewehrmodell. Daran war nun nicht zu rütteln. Dass wir uns irgendwie verkleidet vor kamen, wird uns kaum jemand übelnehmen. Als Zivilisten brauchten wir schliesslich niemandem das Geburtsdatum unter die Nase reiben; weder innerlich noch äusserlich bestand dazu ein Grund. Die folgenden Inspektionen führten dann die in Altersuniformen gesteckten «Jungen» Jahr für Jahr zusammen, und jedesmal erlebten sie die gleiche Überraschung: Wie, letzte Garnitur? – Nicht möglich!

Unerbittlich war der Tag der Entlassung herangerückt. An einem kalten, regnerischen Dezembermorgen versammelten wir uns in halb verlegener, halb wehmütiger Stimmung in einem Theoriesaal der Kaserne. Der Vorsteher der Militärdirektion sprach kurz und bündig und nicht ohne einen Schuss Wärme. Wir waren entlassen, endgültig aus der Wehrpflicht entlassen – nach den gesetzlichen Bestimmungen und unter Verdankung der geleisteten Dienste. Nun standen wir also ausserhalb. Da war keiner, den es nicht im Halse gewürgt hätte, als er die Kaserne verliess. Hinter uns hatte sich der Kreis geschlossen, der Hunderte von Tagen der soldatischen Gemeinschaft in sich barg. Wie waren sie angefüllt mit Erlebnissen und Ereignissen, durchzogen von ernstem Tun und fröhlichem Treiben, umwölkt von Sorgen um Familie und Volk, immer und überall aber bestimmt durch die Kameradschaft, die alle Härten und Nöte milderte, die das Du und Ich aus-

glich und einen jeden einfügte in den grossen und stolzen Schicksalsverband! Und nirgends wie da zeigte es sich hinterher, dass die Zeit alles reinigt und klärt, Unstimmigkeiten und Ungemach in die Vergessenheit drängt, so dass zuletzt nur noch ein schönes Bild der Einheit und Einigkeit in der Erinnerung brennt. An jenem Abend, der uns zum letztenmal im Wehrkleid zusammenführte, begann der Gedanke an die Verabschiedung die Soldatenherzen zu rühren und die unvermeidliche Rückschau zu besonnen. Endlose Märsche in sengender Hitze bekamen in der Erinnerung einen Zug ins Grossartige, die windigste Unterkunft ging mit einem romantischen Stich in die Schilderung ein, der immer verhasst gewesene Drill fand endlich seine wohlverdiente Rechtfertigung und sogar die schlimmen Tage von Krankheit und Tod erhielten ein erhabenes Gesicht. Es ging uns wie dem Bergsteiger, der auf seiner Rückkehr von einer gefahrvollen und mühseligen Fahrt einzig und allein von der erschauten Herrlichkeit erfüllt ist. In später Nacht haben wir uns damals getrennt. Aus treuen Dienstkameraden von damals sind inzwischen ebenso treue Lebenskameraden geworden.

1937

«... Sie haben sich... zwecks Einteilung in die Luftschutzorganisation, punkt... einzufinden.»

Offengestanden, ich war im ersten Augenblick wie vor den Kopf geschlagen. Auf den 31. Dezember 1936 war ich aus der Wehrpflicht entlassen worden und nun, drei Wochen später, im Januar 1937, schien sich der Staat auf einmal anders besonnen zu haben. Er liess mir nicht einmal richtig Zeit, mich mit der Rolle des endgültigen Zivilisten abzufinden. Keiner von uns war erbaut darüber, und der eine und andere meinte, dass es nun des Guten doch genug sei und jüngere, noch nie gemusterte Leute zum Dienste herangezogen werden sollten... Mit langen Gesichtern sassen wir in den Bänken eines Kasernenzimmers und warteten auf den Aufruf zur sanitärischen Untersuchung. Sie war von gewohnt militärischer Kürze. Ich wandte ein, dass mich mein Beruf an manchem Abend der Woche beanspruche, hier und auswärts, aber die beiden Herren hinter dem Tisch trösteten mich mit der Versiche-

rung, dass es sich um eine wenig zeitraubende Angelegenheit handle. Ich wurde also tauglich befunden. Die erste Zeit war unerquicklich. Viele Fragen gesetzlicher und organisatorischer Natur mussten erst einmal geklärt werden. Das Jahr 1937 erbrachte einen Gasmaskenkurs und einige Abende Fachausbildung und Soldatenschule. Als wir das erstmal die Gasmasken überstülpten – wir sassen an langen Tischen einander gegenüber –, da kamen wir uns vor wie unmögliche Lebewesen, die von irgendeinem verwunschenen Stern hergeweht worden waren. Gewiss, es wurde gelacht und gewitzelt; aber manch einem ging der kalte Schauer über den Rücken. Erhebend war und ist der Augenblick in der Tat nicht. Wären wir in Uniformen gesteckt, hätte sich unter Umständen die Gedankenverbindung mit einer unumgänglich militärischen Notwendigkeit herstellen lassen; aber in unseren Zivilkleidern kamen wir uns entwürdigt vor. Die Fachausbildung beschränkte sich auf Vorträge und Übungsversuche. Die Organisation war erst im Werden begriffen, und die Leiter sahen sich vor ganz neue Aufgaben gestellt. Es mussten Dinge ins Auge gefasst werden, für deren Behandlung jede Erfahrung fehlte; es galt mit eingebilddeten Ereignissen zu rechnen, die möglicherweise in der Zukunft eintreffen könnten; Annahmen und Vermutungen waren einzufangen und vorläufig einmal im Geiste zu verwirklichen. So war es erklärlich, dass manch eingeschlagener Weg wieder verlassen wurde und der Ausbildungsplan verschiedene Veränderungen erfahren musste. Aber, und das war die Hauptsache, wir alle hatten das Gefühl, dass Kräfte am Werke waren, die endlich doch das Richtige finden und das Notwendige schaffen werden. Bei der soldatischen Ausbildung war darauf Bedacht zu nehmen, dass da junge und alte, gediente und ungediente Männer in einen Verband eingefügt werden mussten, in dem sich nach und nach die Ungleichheiten auszugleichen hatten. Hier zeigte es sich, was für ein geschickter Griff damals getan worden war, als man den aus der Wehrpflicht entlassenen Jahrgang einschloss. Diese erfahrenen Soldaten wurden in der folgenden Ausbildungszeit zu willigen Lehrmeistern des Einzelnen, der Gruppe, des Zuges, der Kompagnie. 1937 brachte uns die Uniform, bestehend aus Stahlhelm, Luftschutzüberkleid mit Armbinde, Mütze und Leibgurt. Schön

ist sie nicht; angenehm ist sie im Sommer, jedoch umständlich im Winter. Mannschaft und Bevölkerung haben sich an sie gewöhnt und damit sei sie eingehender Kritik enthoben. (Unterdessen bekam der Soldat einen Mantel und ein Paar Hosen aus gutem Tuch und in schönem Blau. Die Offiziere tragen seit einiger Zeit eine militärisch kleidsame Uniform. Es soll nicht unerwähnt bleiben, dass jeder Angehörige der Luftschutztruppe den Rucksack mit Inhalt und Zubehör sowie die Wolldecke aus der eigenen Tasche bezahlt.)

1938

«Der passive Luftschutz hat den Zweck, Personen und Sachwerte vor den Folgen von Luftangriffen nach Möglichkeit zu bewahren.» Art. 1 des Dienstreglementes für die Organisationen des passiven Luftschutzes.

Zur Aufklärung und zum besseren Verständnis dessen, was noch zur Sprache kommt, sei hier ein kurzer Hinweis auf die Organisation und deren Aufgaben erlaubt.

Die Luftschutztruppe umfasst Stäbe und Dienstzweige nach folgenden Verhältniszahlen:

I. Stäbe (schwarze Kragenpatten)	5
II. Dienstzweige:	
Alarm, Beobachtung und Verbindung (weisse Patten) .	9
Polizei (grüne Patten)	15
Feuerwehr (rote Patten)	38
Sanität (blaue Patten)	17
Chemischer Dienst (gelbe Patten)	8
Technischer Dienst (orange Patten)	8
	100

Die Hauptaufgaben der Organisationen des passiven Luftschutzes bestehen in:

- der Aufklärung der Bevölkerung und Überprüfung der von ihr zu treffenden Vorkehrungen;
- der Lösung besonderer technischer Aufgaben;
- der Aufrechterhaltung geordneter Verhältnisse für das öffentliche Leben;
- der Hilfeleistung bei Schädigungen.

Dass die gesamte Bevölkerung ihren Teil zur Lösung dieser Aufgaben beizutragen hat, ist selbstverständlich, und sie hat bis jetzt bei der Verdunkelung und der Entrümpelung sowie durch die Errichtung von Schutzräumen bewiesen, dass sie im grossen ganzen guten Willen und richtiges Verständnis zeigt.

Ich bin der Polizei zugeteilt worden, trotzdem ich bis dahin noch nie etwas mit ihr zu tun hatte. Es fiel und fällt heute noch manchem nicht leicht, immer die richtige Einstellung zu seinem neuen zusätzlichen Wirkungskreis zu finden. Immerhin hat der Dienst an sich den grossen Vorteil, dass er ausserordentlich vielseitig ist und keine geringen Anforderungen an den Geist stellt.

«Wesen und Aufgaben der Polizei verlangen eine besonders gute Disziplin, die für die andern Dienstzweige des passiven Luftschutzes vorbildlich ist» heisst es in unserer Dienstanleitung. Nun, wir sind nach und nach eine beachtenswert disziplinierte Truppe geworden, und wir schätzen diese Disziplin nicht um ihretwillen, sondern um unsertwillen; denn wir haben erkennen gelernt, dass sie im Ernstfall uns nicht nur das Richtige tun lässt, sondern zugleich unser Halt und Schutz ist. Aber da sind noch besondere Gaben und Fähigkeiten zu vermerken, die ein Polizist haben muss.

Er muss *sehen* können! Seine Meldungen dürfen keine Erzeugnisse der Einbildungskraft sein, sondern müssen den nackten Tatsachen entsprechen.

Er muss *riechen* können! Wenn z.B. Gas in der Luft ist oder am Boden liegt, dann heisst es schnell handeln, wenn einem das eigene Leben und das der andern lieb ist.

Er muss *hören* können! – auch das, was im Verborgenen vorgeht, etwa in verschütteten Häusern oder in den obern Stockwerken von Gasbomben getroffener Gebäude.

Er muss *vermuten* können! – und die Vermutung begründen, wenn er eine notwendige und sinngemässe Vorkehrung veranlassen will.

Er muss...!

Vor allem aber, und das scheint mir die grosse Errungenschaft unserer Zeit zu sein, er muss nach der Erkenntnis handeln:

Zeit ist Leben!

Je schneller die Meldung, desto rascher die Hilfe. – Ja, einst war es so, dass Zeit Geld und nur Geld bedeutete; heute aber, und möge es immer so bleiben, und zwar in allen Belangen des Daseins, bedeutet Zeit Leben, kostbares, einmaliges Leben.

Das Jahr 1938 hatte uns ein voll gerüttelt Mass von Aufgaben gestellt. Die Organisation wurde immer straffer, die Zielsetzung immer klarer. Am politischen Himmel zeigten sich indessen bedenkliche Wolken. Der Kriegsgott hatte den Wagen bestiegen.

1939

Die theoretische und praktische Ausbildung ging weiter im gewohnten Rahmen, jedoch in gesteigertem Masse, und dann kam am 29. August die Mobilisation und mit ihr das grosse Erlebnis:

Kameraden!

Denn was bis heute gefehlt hatte, war die völlige Gemeinschaft, die auf sich selbst gestellt ist und keine äussere Verbindung mit dem Zuhause kennt, war die treibende Kraft der Not und Gefahr, die den Menschen aus seinem bürgerlichen Gleichmass hebt und ihn in den streng geschlossenen Kreis der militärischen Ordnung stösst. Bis zu diesem Tage hatten alle diejenigen, die vorher nie Dienst getan, keine richtige Vorstellung von der Tatsache, dass sie nicht nur für Abende oder Nachmittage aus ihren Gewohnheiten gerissen, sondern nun für Tage, Wochen und Monate oder gar Jahre der Selbstbestimmung enthoben werden.

Wir alten Kameraden waren indessen wieder angetreten wie 1914 und standen in Reih und Glied, wenn auch in einer andern Einheit und mit andern Leuten und in einem andern Kleid als damals. Jedoch, Dienst ist Dienst! Und das bedeutet für jeden Einzelnen, ob hoch oder niedrig, Mannszucht, Gehorsam, Bereitschaft von Geist und Körper. Und seltsam, es war, als ob plötzlich zwei Jahrzehnte bürgerlichen Lebens und Erlebens in die Vergangenheit versänken. Man war aus einem langen Urlaub zurückgekehrt, schnellte die Rechte an den Helm und grüsste seine Kameraden. Was hatte es zu besagen, dass viele neue Gesichter auftauchten. Das Du war für

jeden bereit, und wer die dargebotene Rechte ohne Zögern und herzhafte ergriff, bekannte sich zu seinesgleichen. Wir alle, auch diejenigen, die wir uns vorher nicht einmal kannten oder kaum je gesehen haben, rückten uns in dem Augenblick eines kurzen militärischen Grusses näher. Ob dick oder dünn, reich oder arm, mehr oder weniger gescheit, für solche Unterschiede gab es jetzt keinen Raum. Und zur Ehre der «Neulinge» sei es gesagt, dass sie sofort erkannten und erfüllten, worauf es ankam. Es steckt in unserem Volke eine soldatische Begabung und eine kriegerische Überlieferung, die im gegebenen Fall nur angerufen zu werden braucht und schon beherrscht sie jeden Einzelnen von Kopf bis zu Fuss. So war denn auch für die Uneingeweihten alles, was sich da abspielte, ganz selbstverständlich. Es zeigten sich jeweils Unterschiede anderer Art. Schon am ersten Tage bei der grossen Geduldübung, wenn der Soldat warten und nochmals warten muss, bis in der Einheit alles bis auf die Zahnbürste klappt. Nirgends wie in dieser eigenartigen Windstille wird das Wesen des einzelnen Soldaten offenbar. Der eine kramt eine Wurst aus dem Rucksack, ein anderer lässt seine Augen in die Umgebung des Reviers schweifen, wo dienst- und hilfsbereite Kinder ungeduldig auf einen Wink warten; ein Dritter hockt mit einem Buch auf dem harten Kiesboden und kümmert sich weiter um nichts: irgendwo stecken vier oder fünf den Kopf in die gleiche Zeitung und fressen die neuesten Meldungen. Überall steigen Röchlein auf, verschiedenartig in der Farbe und auch im Duft. Witze werden gerissen. Volltöniges Gelächter erschallt. Zwei lassen einen endlosen Schwatz los. Einer schimpft sich die Sorgen zur Brust hinaus. Ein anderer übt sich umständlich im Fluchen. Und auf einmal ist ein Soldatenbild vollständig. Nicht nur das Tuch, sondern auch die Sprache ist ausgewechselt. Die Stimmen haben einen neuen Klang, sind männlich laut geworden. Selbst die Stillen werden mit hineingezogen in diesen neuen Kreis von Menschen, in dem für einen Aussenstehenden so viel Unverständliches geschieht. Nur der Eingeweihte weiss, was für ein geheimnisvoller Prozess hier vor sich geht.

«An die Säcke!» Stumpfen und Zigaretten verschwanden, ein letzter Bissen wurde hinuntergewürgt, die Helme wurden aufgesetzt, die ganze Mannschaft wartete auf den nächsten Befehl.

Die Unterkunftsräume sollten bezogen werden. Namen wurden gerufen, Befehle erteilt. In wenigen Augenblicken waren die Strohlager errichtet. Der in der Länge einmal gefaltete Mantel wurde hingelegt, die Wolldecke darauf ausgerichtet, der Rucksack vorn hingestellt, zur Rechten das zweite Paar Schuhe und zur Linken die Gasmasken mit dem Helm darauf. So sehen unsere Paradebetten aus! Nach dem Zimmerappell verändert sich dann dieses merkwürdige Stilleben; denn dann begibt sich der Soldat ins Nest und gräbt bald seine Glieder in die raschelnden Halme. Bevor es soweit ist, muss indessen noch viel Arbeit verrichtet werden. Die Mannschaft ist auf Mensch und Ausrüstung zu untersuchen. Eine Menge Papier wird verschrieben. Jeder merkt, dass es ernst gilt und dass seine Person ernst genommen wird. Aber er merkt auch, dass es jedem andern ganz genau gleich ergeht wie ihm, dass keiner auch nur um ein Haar breit mehr oder weniger gewertet wird.

Der geheimnisvolle Prozess geht weiter, immer sichtbarer werden Richtung und Ziel. Wenn nach der ersten gemeinsamen Verpflegung die Leute am Abend auf dem Vorplatz herumstehen oder zusammensitzen, hat sich in jedem ein spürbarer Wandel vollzogen. Ein Gefühl der Zusammengehörigkeit gewinnt im Innern eines jeden immer mehr Raum. Da wir unsern Platz nicht verlassen dürfen, sind wir von der Welt draussen abgesondert und ganz auf uns angewiesen. Schon tastet jeder das menschliche Gelände ab: die ersten Anbiederungen beginnen. Langsam senkt sich der Abend.

Schon lange beobachtete ich einen Kameraden, der, mit dem Rücken an einen Baumstamm gelehnt, auf seinen untergeschlagenen Beinen sass. Sein Blick startete unverwandt über alle Dinge dieser Welt hinweg in den Himmel hinein. Was mochte seine Seele erschauen? Ich trat langsam und leise an ihn heran. Plötzlich wandte er den Kopf, sprang erschrocken auf und stand stramm: «Korporal, Soldat...». Ich reichte ihm die Hand. Ein Lächeln huschte über sein Gesicht. Wir kamen ins Gespräch. Er sei viele Jahre in der Fremdenlegion gewesen, habe harte Zeiten und Kämpfe miterlebt. Heute arbeite er meist auf Bauten und sorge für eine Frau und drei Kinder. Der Mann ist einfach, klug und bescheiden. Es war dunkel geworden. Un-

vermittelt sagte er: «Auf gute Kameradschaft, Korporal!» machte rechts-umkehrt und verschwand.

Träge verrann die Zeit. Die Stimmen wurden leiser. Eine dumpfe Müdigkeit legte sich über den Platz. Fast kein Laut mehr war hörbar. Die Gruppen lösten sich schweigend auf. Einer nach dem andern begab sich ins Kantonement. Um zehn Uhr war Appell. Niemand fehlte. Schon legten sich die ersten ins Stroh. Der Kantonementschef verlas die Wachen. Die Fassmannschaft für morgen wurde bestimmt. Auch der Name meines Fremdenlegionärs fiel. Er blinzelte mir zu und winkte verheissungsvoll mit der Feldflasche. Seine Ration für morgen war sichergestellt. Nur noch wenige sassen aufrecht im Strohnest. In einer Ecke erhob sich ein umfangreicher Bass. Vorläufig störte er niemanden; aber jeden überfiel die Ahnung, dass dieses Sägewerk einmal den tiefsten Schläfer wecken werde. Sie drehten ihn auf die Seite, steckten ihm Strohhalme in die Nase, alles half nichts, der Mann lag nach ein paar Augenblicken wieder friedlich auf dem Rücken und trieb es womöglich noch ärger als zuvor.

«Lichterlöschen! – Ruhe!» Noch lehnte sich der Geist eines manchen gegen diese Vergewaltigung auf. Als ob man Ruhe befehlen könnte, wo die Seele zu wachen gewohnt ist! Ja, in dieser ersten Nacht geschieht Ungewohntes, ganz abgesehen von der Sonderbarkeit des Bettes und der Tatsache, dass man den Schlaf mit Unbekannten teilt. Die Gedanken können noch so weite Flüge unternehmen, immer wieder kehren sie zurück und kreisen in engsten Ringen, flattern schliesslich müde und gebändigt in diesem Raume, in dem Mann an Mann liegt, jeder dem gleichen Schicksal anheimgegeben. Wir sind eine richtige Schicksalsgemeinschaft, denn wir teilen die Arbeit, das Brot und den Geist – wir teilen das Leben und, wenn es sein muss, den Tod.

Wie seltsam plötzlich alles Geschehen auf dieser Welt ist, noch kaum greifbar; denn alles begibt sich in der Mitte und am Rande zugleich! Da steht ein Mensch, einsam und verlassen, im Feuerschein und Brandgeruch einer wehen Zeit. Er hat sich von Frau und Kind, von Freunden und Bekannten getrennt. Sein Haus ist still und leer geworden. In seinem Garten blühen die letzten Rosen. Er liebt das Leben, seine Schönheit und Güte. Und nun liegt er da im Stroh und kann den Schlaf nicht finden.

Schnarcht drauf los, Kameraden! Ihr wunderlichen Künstler macht keine schlechte Musik. Verzeiht auch mir einmal, wenn ich euch wider Willen wach erhalte. Weckt mich nicht; denn so lange ich schnarche, bin ich weg von dieser Welt und träume vielleicht von lauter herrlichen Dingen. Mein Schlaf aber bringt mir Stärkung, und ich will euch dankbar sein, wenn ihr ihn nicht stört., Gefährten der Ruhe! Kameraden der Tat! Es kann einmal sein, dass kein Tag mehr wird und keine Nacht mehr niedersinkt, dass die Welt grau wird und mit ihr alles, was in ihr ist, dass die Zeit stille steht und uns keine frohe Stunde mehr winkt, dass das Blut in unseren Adern stockt und das Herz verkrampft; dann Kameraden, wollen wir uns bewähren, ich, du da und du dort, ein jeder, alle, alle für einen, einer für alle.

«Korporal! Schläfst du noch nicht?»

Es war der Fremdenlegionär. Er hockte vor mir auf dem Boden. Weiss der Kuckuck, wie er hereingekommen war, er hatte sein Lager weit abseits von dem meinen.

«Ich habe viele Nächte nicht geschlafen, dort drüben im Sand. Ich wache gern, wenn die andern schlafen. Es ist die einzige Zeit, die uns gehört, Korporal. Im Dienst gehören wir den andern. Kannst dich auf mich verlassen.»

Wir drückten uns die Hand. Lautlos, wie er gekommen, verschwand er wieder. Langsam legte sich der Aufruhr in meinem Innern. Das Schnarchorchester schien Dämpfer aufgesetzt zu haben. Ich spürte die Nähe des Schlafes. Ja, wir gehören den andern, den Kameraden, dem Volk, dem Land – wir gehören nicht uns, sondern dem Herrn über allen Dingen. Gott segne euren Schlaf, Kameraden!

Wir begannen uns einzurichten und sozusagen häuslich niederzulassen. Bald sah es denn auch wieder so aus, als wären wir mitten im vierjährigen Weltkrieg irgendwo in einem Schulhaus oder sonst einer Unterkunftsgelegenheit im Norden oder Süden der Heimat, auf jeden Fall ausserhalb des bürgerlichen Erlebniskreises, ganz auf uns und die soldatische Gemeinschaft gestellt. Während die Altgewohnten rasch ihr militärisches Gehaben und vor allem den richtigen Ton fanden, benahmen sich die Neulinge in vielen Dingen noch vorsichtig und zaghaft, allerdings auch nur solange, bis sie entdeckten, dass hier andere Gesetze gelten und das Leben

sich nach besonderen Gesichtspunkten ordnet. Wir verblieben in ständiger Alarmbereitschaft, durften also den immerhin grossen und schönen Spiel- und Turnplatz vor unserem Kantonement nicht verlassen. So kam es, dass sich die Zuwege gegen Abend mit Angehörigen füllten, Frauen, Bräute, Kinder und sonstiges Angebinde. Wer keine derartige Verbindung mit der Aussenwelt herstellen konnte oder wollte, schloss sich je nach Verlangen oder der augenblicklichen Verfassung einer Kartenspielenden Gruppe an oder gesellte sich einem der vielen gesprächseifrigen Häuflein zu. Aber nicht nur in der Zeit vom Hauptverlesen bis zur Nachtruhe spielte sich das gleichsam persönliche Leben des Soldaten ab, sondern zwischen Exerzieren, Meldeübungen, Wetterdienst, Gasmasken-Instruktion und Wachtdienst fand sich immer wieder Raum für Begebenheiten eigener Art. Da schickte einer meiner Freunde eine mächtige, gut gewürzte Wurst auf die Wache, die trotz der kleinen Zahl von Nutznießern in unglaublich kurzer Zeit verschlungen wurde. Die Folge war ein ganz gewaltiger Durst. Weil nun im Dienst nur erlaubt ist, was ausdrücklich angeordnet wird, oder dann, wenn Not am Mann ist, was einer unternehmen kann, ohne dabei entdeckt zu werden, behelfen wir uns mit kaltem Tee. Einer aber, der den Auftrag hatte, den Vorplatz von Papierfetzen, Zigaretten- und Stumpfenresten zu reinigen, begab sich eigenwillig auf die Reise, indem er, stets seiner Arbeit obliegend, den Weg auf die Strasse und diese entlang bis zum nächsten Wirtshaus fand, wo er sich eine Flasche Bier erstand, diese unter die Bluse barg und dann, immer fleissig auflesend, zurückkam. Dabei hatte er nun allerdings das Pech, dem Tagesoffizier in die Hände zu laufen, der denn auch die köstliche Schwelung sofort entdeckte und den Mann mit der Flasche zum Fundort zurückschickte. Eine vornehme Erledigung des Falles! Dass der Betroffene doch noch zu seinem Bier kam, war zwar keine lobenswerte, jedoch in ihrer Art witzige Vergeltung. Er traf nämlich mit dem Wirt, ohne dass dieser eine Ahnung hatte, was gespielt wurde, eine klare Abmachung, nach der das begehrte Nass einem Buben, der in einer Viertelstunde erscheine, auszuliefern war. Der Junge musste dann die wohl vermummte Flasche auf die Wache bringen, und zwar mit der Bestimmung, sie einem Soldaten X. auszuhändigen. Dieser, genau so ahnungslos wie der Wirt, übergab sie

dann pflichtgetreu dem sich sofort meldenden Erwerber. Wann und wo das Bier getrunken worden ist, bekam niemand zu wissen, und das war nun richtig gehandelt; denn nirgends wie bei den Soldaten gilt der strenge Grundsatz, dass einer für alles, was er eigenmächtig unternimmt, auch die volle Verantwortung trägt.

Dass es damals noch Leute gab, die sich ihre eigene Meinung über den Luftschutz und seine Angehörigen bildeten und den Zweck unseres Daseins auf ihre Art zu deuten versuchten, dessen belehrte mich ein blauäugiges, blondzöpfiges, kleines Mädchen, das auf der Strasse auf mich zusprang und sich vor mir aufstellte:

«Bischt du au en Luftibus?»

«Ja, natürlich!» sagte ich rasch und herzlich; denn ich ahnte schon, was hinter der Frage steckte. Tatsächlich gestand mir die Kleine, dass die Mutter den Vater immer so nenne. Nun aber war sie zufrieden und trollte sich vergnügt davon.

Ach, wie vieles liesse sich erzählen aus jener Zeit; aber nur noch ein artiges Erlebnis sei hier erwähnt. Ich hatte meine Frau gebeten, mir zwei Flaschen Süssmost zu bringen. Sie kam denn auch getreulich am Abend an, hatte aber nur eine Flasche im Tragnetz. Die andere tränke ein anderer dort vorn. Er sei halb am Verdursten gewesen. Als ich nachher den Schwerenöter fragte, ob er auf seine Rechnung gekommen sei, meinte er, dass die Bevölkerung volles Verständnis für uns hätte. Er sei dagestanden und habe mit den Leuten zu plaudern angefangen, dabei seien ihm eine Flasche Süssmost, eine Flasche Bier und eine Apfelwähe angeboten worden, was er alles mit Dank entgegengenommen hätte. Wenn ich übrigens einen Schluck Bier wolle, solle ich mich nur bei ihm melden. Wir blieben damals zehn Tage im Dienst. Das Jahr 1939 bescherte uns noch zwei Kaderkurse und eine Alarmübung. Es klang wehmütig und sorgenvoll aus.

1940

Ein bewegtes Jahr! Unvergesslich bleibt uns allen, die wir damals bis in den Morgen hinein patrouillierten, die erste verdunkelte Nacht. Ich erinnere mich noch genau an jede Einzelheit. Die Zeit vor Mitternacht teilten wir mit unseren erlebnisdurstigen und neugierigen Mitbürgern, die sich auf Strassen

und Wegen herumtrieben und die Dunkelheit bestaunten. Besonders fröhlich nahm sich eine Gruppe älterer Frauen und Jungfern aus, die im Gänsemarsch, jede eine hellzündende Ampel in hochehobener Hand, aus einem Hause heraus auf die Strasse kamen und dort schnatternd und lachend in einer Zweierkolonne zum Abmarsch antraten. Sie waren höchst überrascht, als wir ihnen klar machten, dass diese Aufführung nicht angehe und vor allem einmal die Leuchten zu verschwinden hätten. Unsere anbefohlene und auch geübte Höflichkeit reizte sie zu heftigem Widerspruch. Aber es half ihnen alles nichts, die frommen Lichtsucherinnen mussten sich der Dunkelheit anvertrauen. Köstlich war auch jener Mann mit dem Schwips, der, sich einfach nicht mehr zurechtfindend, erklärte, die Strasse, in der er wohne, möge sich zu ihm herbemühen; für ihn bestände durchaus keine Verpflichtung, sie in dieser lästerlichen Finsternis aufzusuchen, um sich dann am Ende doch ganz wo anders zu befinden, als wo er hingehöre. Auf meine Frage, wohin er sich zu begeben hätte, antwortete er lakonisch, dass mich das nun wirklich nichts angehe. So liess ich ihn sitzen und beauftragte nachher eine Gegenpatrouille, sich nach dem Mann umzusehen. Sie fand ihn nicht mehr vor. Die Kühle hatte ihn offenbar zur Vernunft gebracht und heimgetrieben. Nach Mitternacht wurde es immer stiller und einsamer um uns. Wortlos schritten mein Kamerad und ich die steinernen Reihen ab, die stumm und unsichtbar die Strassen säumten. Wir liessen die Füsse ihre Arbeit verrichten. Schemen gleich gingen wir zu, immer zu, an uns selber vorbei; denn wir waren ja nur noch ein Befehl, der, mit Augen und Ohren ausgerüstet, durch die Nacht fährt, lautlos, ungesehen, und nur da, wo ein Licht sich regt oder ein Geräusch ertönt, anhält und zur Ordnung weist. Wie herrlich ist die Einsamkeit in den Bergen und wie schaurig die Vereinsamung mitten zwischen den Wohnstätten, die angefüllt sind mit schlafenden Menschen, deren Seelen, von einem Traum entführt, in weltfernen Gefilden tummeln.

Und wenn die Welt in die ewige Nacht versänke und kein Tag mehr käme?

Mich erfüllten auf einmal jene packenden Verse, die Johann Peter Hebel der «Vergänglichkeit» weihte:

«... s'isch alles öd und schwarz
Und todtestill, so wit me luegt – das siehsch. Und seisch di'm
Kamerad, wo mit der goht: Lueg, dort isch d'Erde gsi, ...»

Alarm! Ich war in einem Randbezirk der Stadt postiert, wo gerade ein Zürcher Bataillon Quartier bezog. Da ich den Befehl hatte, auf das Zeichen hin für leere Strassen zu sorgen und Wiesen und Felder von menschlichen Geschöpfen zu säubern, meldete ich mich vorerst einmal auf dem Bataillons-Kommando, wohl ahnend, dass ich als Korporal zusammen mit einem Mann kaum imstande sei, auch das Militär zum Verschwinden zu bringen. Die Einsicht, dass im Alarmfalle auch die Feldtruppe Anordnungen des Luftschutzes zu befolgen habe, gewann nach einem kleinen Geplänkel die Oberhand. Beim ersten Ertönen der Sirenen ging denn auch alles nach Wunsch, der zweite Alarm platzte aber gerade ins Hauptverlesen hinein, und da war ich um das Machtwort des Kommandanten froh. Ich musste laufen, was das Zeug hielt, um die ungeduldigen Soldaten, die verärgerten Bauern und die vorwitzige Jugend unter Dach zu bringen und zu halten. Ein Fliegergeschwader brauste heran und strich tief über die Häuser und Baumgärten hinweg. Ich ging in Deckung hinter einen dickstämmigen Birnbaum und wartete das Ende ab.

Es kamen die aufregenden Maitage. Wiederum waren wir aufgeboten. Meine Erinnerung kreist immer um die kritische erste Nacht herum, die angefüllt war mit Gerüchten, Vermutungen und Ahnungen. Ich hatte einen bewaffneten Wachtdienst zu organisieren, der mich dann selber für Stunden in die regnerische, kalte Nacht hinausbefahl. Wir sahen sie damals vorbeifahren, die kleinmütigen, verwirrten und verängstigten Menschen, die ihrem Schicksal zu entrinnen suchten. Ihr seltsames Tun bestärkte uns in der Erfüllung der Pflicht, und wir wachten unverzagt, horchend und beobachtend, bis in den Morgen hinein. Es war das erstmal, dass uns der Ernst vor Augen stand: aber da war nicht einer, der nicht von einem flammenden soldatischen Geist ergriffen gewesen wäre.

In der folgenden Woche wurde ich mit der Schiessausbildung der Hilfspolizei und einer starken Gruppe der Hilfsfeuerwehr unseres Luftschutzes

kreises beauftragt. Tag für Tag blieb sich mit gesteigerten Anforderungen das Programm gleich: Gewehrkenntnis, Gewehrturnen, Laden, Entladen, Zielübungen, Schussabgabe. Stundenlang lagen und knieten die Schiessgewohnten im Stand auf den Matten neben ihren Kameraden, die vorher noch nie ein Gewehr in Händen hatten. Die Leute waren unermüdet im Üben und Prüfen. Und der Erfolg? Es wurden, was man nicht für möglich gehalten hatte, nicht nur gute, sondern in Anbetracht der kurzen Ausbildungszeit und der nicht mehr unterbietbaren Anzahl der zur Verfügung gestellten Patronen überhaupt nur gute Resultate erzielt. Die wenigen, die verblieben, werden ihrer Lebtag keine Schützen. Die Begeisterung war so gross, dass sich die meisten nachher einem Schiessverein anschlossen, um die erworbene Fähigkeit weiter zu pflegen und womöglich zu steigern.

Im Sommer wirkte ich als Instruktions-Unteroffizier in einer Rekrutenschule mit. Auch hier zeigte sich bei den Leuten ein Eifer, der seinesgleichen sucht. Von der Persönlichkeit des Kommandanten, der ständig auf den Übungsplätzen zu sehen war, ging etwas aus, was jeden einzelnen Mann sich selber gegenüber unerbittlich und unbeirrbar stimmte. Als er dann bei der Vereidigung das Wort ergriff und an Stelle der Fahne, die wiederum nicht aufzutreiben gewesen war, die herüberleuchtenden Alpen als ewiges Symbol unserer Freiheit ins Bild setzte und die Stadt zu unseren Füßen unserem besonderen Schutz empfahl, da löste sich aus beglückter Brust stolz und kräftig der Eidschwur.

Diese Rekrutenschule erhielt noch eine besonders schöne Schlussnote durch einen Bataillonsabend, verbunden mit einer Feier des fünfzigsten Todestages von Gottfried Keller.

Unauslöschlich bleibt der Eindruck haften, den mir die Dichtigkeitsprobe der Gasmaske machte. Eines Tages wurden wir vor einen gewaltigen Glaskasten geführt, der mit Tränengas angefüllt war. In Gruppen traten wir an, die Gasmasken wurden angepasst, Schlauch und Bänder geprüft. Bereit! Ich führte an. Langsam stieg ich eine kurze Rampe hinauf, tappte gebückt durch einen niedrigen Gang, erklomm bedächtig eine Leiter, liess mich vorsichtig auf einen Querweg hinunter, machte eine Art Hechtsprung durch ein liegendes Fassgewölbe und wollte mich nun besinnend und ver-

schnaufend aufrichten. Aber ein niedriger Gang zwang mich wieder auf die Knie. Bis dahin war alles gut gegangen. Diese neue Finte gab mir jedoch auf die Nerven, und mit meiner Ruhe war es aus. Herz und Lunge begannen hart zu arbeiten. Hie und da blieb ich an Ort, stehend oder auf den Knien, und versuchte, meinen Willen zu raffen. Wieder ging es eine Leiter hinauf, wieder mussten niedrige Gänge bewältigt werden. Ich sah mich nach meinen Kameraden um, und erkannte, dass ich offenbar viel zu rasch vorgegangen war. Das Blut hämmerte in den Schläfen; aber ich war merkwürdig ruhig geworden und hatte das Gefühl, dass ich noch stundenlang in dieser vergasteten Luft zu verweilen vermöchte. Die Leute waren aufgeschlossen und ich ging weiter, immer weiter, ohne daran zu denken, wo und wann diese seltsame Fahrt ihr Ende haben könnte. Höchst überrascht stand ich dann plötzlich vor der Tür zum Vorraum. Ich öffnete sie und schloss sie wieder hinter dem letzten Mann. Mechanisch machten wir die vorgeschriebenen Armbewegungen und die Schritte hin und her. Dann traten wir ins Freie, in eine strahlende, warme Sonne hinaus. Als ich mich der Gasmasken entledigt hatte, war ich für einige Augenblicke benommen. Am Brunnen tauchte ich Gesicht und Hände ins Wasser und auf einmal stand ich wieder in gewohnter Frische im Leben.

Das Jahr 1940 stellte uns eine neue Aufgabe: die Entrümpelung. Ich musste die Kontrolle in einem einst selbständigen, heute eingemeindeten Dorf durchführen. Bauernhöfe, Mietshäuser, Villen. Es war eine strenge, aber lehrreiche Tätigkeit. So ungelegen sie mir damals kam, so möchte ich doch nachträglich die vielen äusseren und inneren Einsichten nicht missen, die sie mir vermittelte.

Die Verdunkelung ist seit Langem eine ständige Einrichtung geworden, und dass uns seit Monaten die Überwachung der Massnahmen obliegt, ist jedermann bekannt. Über unsere Erfahrungen und Erlebnisse zu berichten, kann ich mir erlassen, denn es ist schon genug darüber gesprochen und geschrieben worden. Die Hauptsache wäre, dass endlich einmal auch die Nachlässigen zum Rechten sähen.

1941

Die Ausbildung der Luftschutztruppe ging und geht weiter; bereits sind die ersten grössten Übungen, die alle Dienstzweige in Zusammenarbeit zum Einsatz brachten, hinter uns. Die straff organisierte, militärisch disziplinierte Truppe ist sich ihrer grossen und hohen Aufgabe bewusst und ihr auch gewachsen. Wir sind bereit! Die Bevölkerung hat ihre Einstellung zu ihr bereinigt und ist von ihrem Zweck nach den Erfahrungen der letzten Kriegsmonate überzeugt.

VOM FRAUENHILFSDIENST

VON E. FORCART-RESPINGER

«**H**err Oberst, Späher X. meldet Fliegerbeobachtungsposten Y. Bestand x Mann, alle anwesend.»

In militärischer Haltung steht das junge Mädchen vor seinem Vorgesetzten; mit klarer, präziser Stimme wird die Meldung vorgebracht. Das scharfe Auge des Obersten prüft die Mannschaft; dann befiehlt er: «Ruhe, Arbeit fortsetzen!» Die Späherinnen kehren zum Gerät, zur Landkarte, zum Telefon zurück. Sie stehen Wache auf einsamem Fliegerposten. Ein Surren ertönt! Nun gilt es hoch oben im Zenith den einsamen Vogel ins Blickfeld des Glases zu bringen. Es ist gelungen, und nach bestimmtem Code wird die Meldung durchgegeben. Solange der Flieger sichtbar ist, wird sein Weg verfolgt und der Auswertezentrale mitgeteilt.

Auf dem abschüssigen Wege werden drei Mädchengestalten in feldgrauen Schürzen mit Soldatenmützen auf den Köpfen sichtbar: die Ablösung naht. Genau wie bei den Soldaten vollzieht sich die militärische Zeremonie; dann steigt die erste Gruppe den Weg hinunter zum Kantonement. «Was tut ihr jetzt nach dem Dienst?» «Kochen», lautet die lakonische Antwort. Die Mannschaft des Fliegerbeobachtungspostens besitzt ein eigenes Kantonement in einem gemieteten Bauernhaus und verpflegt sich selbst. Die jungen Studentinnen, Künstlerinnen, Bürolistinnen, die den Mannschaftsbestand ausmachen, suchen nicht nur mit dem Fernglas den Himmel ab, lernen nicht nur mit dem blossen Auge die Flugzeugtypen aller Herren Länder zu erkennen; sie müssen auch kochen, fegen und putzen und ihr Kantonement blitzsauber in Ordnung halten!

Frauen in der schweizerischen Armee, militärisch eingeteilt, militärisch erzogen! Mit Kopfschütteln wäre eine solche Sache vor einigen Jahren noch abgelehnt worden. Als aber die Kriegsgefahr näher rückte, regten sich solche Wünsche auch unter den Schweizerfrauen. «Frauenhilfsdienst in allen krieg-

führenden Ländern», immer wieder fiel das Auge auf Texte und Bilder, die von Frauen an der Arbeit sprachen.

Das schweizerische Rote Kreuz leistete in dieser Hinsicht Pionierarbeit: schon seit Jahren hatte es Samariterinnen und Pfadfinderinnen für den Kriegsfall verpflichtet. Bei der Kriegsmobilmachung im September 1939 rückte mit dem männlichen Sanitätspersonal eine stattliche Anzahl von Krankenschwestern, Samariterinnen und Pfadfinderinnen in die neu zu organisierenden Militärsanitätsanstalten ein. Dass es für diese militärisch ganz ungeschulten Frauen nicht leicht war, sich plötzlich in den ungewohnten Militärbetrieb einzufügen, von heute auf morgen Soldat, aber Soldat ohne Ausbildung!, zu werden, liegt auf der Hand. Mit wenigen Ausnahmen haben sich aber diese Frauen in schwerer Zeit treu bewährt.

Ganz neu war die Organisation der Rotkreuzfahrerinnen, welche auf Anregung der Automobilclubs durch den Rotkreuzchefarzt, Oberst Ed. Denzler, ins Leben gerufen wurde. Dreihundertfünfzig Automobilistinnen, die sich auf einen Appell hin zur Verfügung gestellt hatten, wurden durch Marschbefehl im November 1939 zu einem Einführungskurs in die Kaserne Basel aufgeboten. Wohl keine dieser Frauen hatte es sich klar gemacht, dass sie eine eigentliche, wenn auch kurze Rekrutenschule durchzumachen habe! Zum erstenmal in der Geschichte der Schweiz wurden nun Frauen militärisch geschult und militärisch erzogen. Mit der weiblichen Anpassungsfähigkeit ertrugen aber die neuen Rekruten, die sich zum grossen Teil aus den wohlhabenden Schichten der Bevölkerung rekrutierten, die Härten des Kasernenlebens und den Verzicht auf persönliche Bequemlichkeit.

Trotz aller Kritik, die an den Rotkreuzfahrerinnen durch das Publikum ausgeübt worden ist, zeigten diese bei der zweiten Kriegsmobilmachung, dass es ihnen mit dem abgelegten Treueschwur ernst ist und bezeugten in den kritischen Maitagen an exponierten Posten in den Grenzformationen eine Kaltblütigkeit, die manchem Kritiker in jenen Zeiten gefehlt haben mag! Die ganze Welt war von den Taten der finnischen Lottas während des Russenfeldzuges hingerissen. «Warum nicht auch wir?» tönte es bei den Schweizerfrauen, «auch wir *wollen* helfen, auch wir *können* helfen!»

Der zivile Frauen-Hilfsdienst war in allen Kantonen der Schweiz organisiert worden; ohne die tätige Mithilfe Tausender von Schweizerfrauen wäre die segensreiche Arbeit der Kriegswäschereien, der Wehrmannsfürsorge, des Roten Kreuzes, nicht möglich gewesen. Aber die Schweizerfrauen wollten noch mehr: immer dringender wurde der Ruf nach einer aktiven Beteiligungsmöglichkeit in der Landesverteidigung. Die Armeeführung fing an, sich mit der Frage zu befassen, und endlich, im Februar 1940, wurde die Dienstbereitschaft der Frauen in der Armee offiziell anerkannt: die Sektion für Frauen-Hilfsdienst im Armeestab wurde geschaffen.

Als erster Chef dieser Sektion wurde Herr Oberstdivisionär von Muralt ernannt; ihm folgte im Mai 1940 Herr Oberst i. Gst. Peter Sarasin nach.

Ein absolutes Novum für die Armee, das Land und die Frauenwelt, musste der Frauen-Hilfsdienst in allen Teilen neu geschaffen und organisiert werden. Als erstes wurden Musterungen im ganzen Lande durchgeführt; Musterungen analog der Rekrutenmusterungen, aber mit dem Unterschied, dass sich der weibliche Rekrut freiwillig zu melden hatte und seine Annahme als Glied der schweizerischen Armee nicht nur von der sanitärischen Untersuchung, sondern von vielen anderen Faktoren abhing.

Bedingt waren ein tadelloser Leumund, fachtechnische Kenntnisse, um in eine der den Frauen offenen Kategorien eingeteilt werden zu können, soziale Möglichkeit, sich einreihen zu lassen, ohne Heim, Familie oder das Wirtschaftsleben zu schädigen. Trotz aller Vorschriften und Vorbehalte gelang es während den ersten Musterungen auch solchen Frauen, welche die nötigen Vorbedingungen nicht erfüllten, in den militärischen FHD. aufgenommen zu werden. Diese paar Ausnahmen, die während des Aktivdienstes später in irgendeiner Hinsicht versagten, waren der Grund, warum dem FHD. mancherorts nicht die ihm gebührende Anerkennung gezollt wurde. Aber heute, nach kaum anderthalbjähriger Wirksamkeit, ist der FHD. auf dem besten Wege, alles auszumerzen, was seinem Ansehen und seinem Bestand schaden könnte, und er hat sein Ziel fest ins Auge gefasst: eine Elite-truppe der Schweizerfrauen zu bilden!

Anderthalb Jahre! Eine kurze, aber schicksalschwere Spanne Zeit! Die

ersten Musterungen fielen in die Zeit der zweiten Generalmobilmachung, und es bedurfte der ganzen Energie seines Chefs, um den Gang der neuen Organisation trotz allen Schwierigkeiten im Lauf zu halten. Ihm standen aus den verschiedenen Teilen der Schweiz und als Vertreterinnen der grossen Frauenorganisationen zehn Frauen zur Seite, welche den ersten Stab des Frauen-Hilfsdienstes bildeten. In den Kantonen wurden kantonale Komitees ernannt, welche sich in erster Linie mit den Musterungen zu befassen hatten. Alle Weisungen und Befehle wurden von Anfang an auf militärischer Basis durch die Sektion ausgearbeitet, wobei durch Besprechungen mit dem Stab den fraulichen Belangen Rechnung getragen wurde. Aber es war klar: Frauen des militärischen Frauen-Hilfsdienstes mussten sich den militärischen Anforderungen unter allen Umständen unterordnen. Als Erstes galt es festzustellen, dass mit der Annahme in den FHD. die Freiwilligkeit aufhöre, dass einem Marschbefehl unter allen Umständen Folge zu leisten sei und dass der Austritt aus dem FHD. nicht nach Belieben, sondern nur wegen schwerwiegenden Gründen erfolgen könne.

Ein Marschbefehl wird in der Sektion erlassen: der Stab einer Einheit verlangt eine Bürokräft. Die «Administrative» erhält den Marschbefehl, rückt aber nicht ein, da sie in dieser Zeit Ferien geplant hatte. «Ich hatte mich ja freiwillig gemeldet», heisst es, als sie energisch auf die Folgen ihres Nichteintrittens aufmerksam gemacht wird. Die individualistisch veranlagte und erzogene Schweizerfrau hat etwas Mühe, sich von der Aufgabe der persönlichen Freiheit überzeugen zu lassen! Energische und aufklärende Propaganda hat aber in der kurzen Zeit des Bestehens des FHD. solche Anfangerscheinungen zurückgehen lassen. Wer sich heute meldet, weiss, dass er mit der Überreichung des Dienstbüchleins Soldat wird: Schweizersoldat mit allen Rechten und Pflichten. Es wird zwar mehr von den Pflichten als von den Rechten im militärischen FHD. gesprochen: dem Ernst der Zeit entspricht die Auffassung, dass – wie der männliche Kamerad – die FHD. zu jedem Opfer bereit sein soll. Nicht mit den Waffen in der Hand soll sie an der Landesverteidigung mithelfen – solche Anregungen wurden von der Armeeführung kategorisch zurückgewiesen –, aber die FHD. soll mit ihren geistigen und physischen Kräf-

ten jede ihr aufgetragene Pflicht ganz und unter allen Umständen zu erfüllen bereit sein. Oft wäre es leichter, eine wirkliche Heldentat zu vollbringen, als in täglicher, stiller Pflichterfüllung am angewiesenen Platz zu verharren. Aber gerade diese tägliche Pflichterfüllung wird von den FHD. heute verlangt: in ungezählten Büros, in Kanzleien, in Flickstuben, wird sie von der Armee verwendet. Ein «soldat inconnu» im wahren Sinn des Wortes, muss sie durch treue Kleinarbeit beweisen, dass es ihr mit der Einsatzbereitschaft für das Vaterland Ernst ist.

Kaum war der FHD. geschaffen, als auch schon von der Armee die Nachfrage nach weiblichen Hilfskräften einsetzte. Auch diese neuen Rekruten mussten ohne militärische Schulung ihren Dienst, zumeist in Stabsbüros, antreten. Mancherorts stellten sich aber Offiziere und Kommandanten ablehnend der neuen Institution gegenüber; «Frauen dulde ich unter keinen Umständen in meinem Stab», erklärte wohl der eine oder andere. Wenn aber die Urlaubsgesuche der Soldaten gar zu dringlich wurden, wenn die geeigneten Bürokräfte fehlten, wurde schliesslich doch der Antrag auf eine weibliche Hilfskraft an die Sektion Frauen-Hilfsdienst gestellt. In den meisten Fällen wurden die Kommandanten von der Nützlichkeit der neuen Organisation überzeugt. Ein hoher Offizier des Generalstabes unterhielt sich während einer gemeinsamen Eisenbahnfahrt mit einer ihm unbekanntem Dame, welche die Binde des militärischen FHD. am Arme trug. Er benützte die Gelegenheit, um sich etwas vom FHD. erzählen zu lassen, aber auch, um seine Bedenken vorzubringen. Die Dame, welche seit der Gründung des Frauen-Hilfsdienstes darin mitgearbeitet hatte, versuchte, dem Offizier ihre hohe Meinung vom FHD. klarzumachen. Einige Monate später erhielt sie einen Brief, in welchem derselbe Offizier ihr mitteilte, dass er sich von der ausgezeichneten Arbeit der FHD. in einem AK.-Büro überzeugt hätte, und dass er nun auch für sein Büro eine FHD. anfordere | Solche Erfahrungen helfen über manche Enttäuschungen hinweg und sind ein neuer Ansporn, mit allen Kräften den Frauen-Hilfsdienst auf ein hohes, ethisches, moralisches und fachtechnisches Niveau zu heben

Bald wurde es klar, dass jede eingeschriebene FHD. eine militärische

Schulung durchzumachen habe. Militärisch allzu ungeschickt und unerfahren, hatten die ersten aufgebotenen Frauen ihren Posten in der Armee antreten müssen. Auf Bergeshöhe, abgeschieden von allem Zivilleben, mit der Aussicht auf die historisch eindrucksvollste Stätte unserer Heimat, fanden die ersten Einführungskurse des FHD. statt. Sie waren vom Gedanken beseelt, der FHD. soldatisches Denken und Handeln beizubringen. In kurzer Ausbildungszeit wurden die ersten paar tausend Frauen in nationaler, sportlicher, militärischer und fachtechnischer Beziehung in ihren neuen Pflichtenkreis eingeführt.

Das grösste Erlebnis für alle diese weiblichen Rekruten war gewiss das der Kameradschaft! Was für die Männer meistens eine Selbstverständlichkeit ist – durch die Rekruten- und Soldatenzeit vertieft –, ist für die Frau ein neues Erleben: Frauen und Töchter aller Schichten, verschiedenen Alters, kommen zusammen, erleben gemeinsam die Vertiefung ihrer Vaterlandsliebe, teilen das einfache und doch so schöne Soldatenleben und fühlen sich eins im gemeinsamen Willen: «Ich diene meinem Lande!»

Wer den Abendappell mitgemacht hat, wenn in der Tiefe der See in der untergehenden Sonne schimmerte, die Berge in Glutrot getaucht waren und ringsum die Natur in das Schweigen des Abends versank, der weiss, welch grosse, hohe Ergriffenheit den Frauen zuteil wurde. Unvergesslich bleiben die Fahrten auf das Rütli, welche mit jedem Kurs ausgeführt worden sind – noch unvergesslicher die feierliche Vereidigung am Ende jedes Kurses.

Für die Frauen des FHD. italienischer Zunge wurden im Herbst 1940 zwei Kurse im Schloss Trevano bei Lugano durchgeführt. Diesen folgten weitere Einführungskurse im Frühsommer 1941. Ein ganz besonderer Zauber umweht diese Kurse, in welchen sich der Charme der Südländerinnen ganz vorzüglich mit strammer, militärischer Disziplin im schönsten Rahmen, den die Natur geschaffen hat, auf das Glücklichste paart! Die Tessinerinnen sind glühende Patriotinnen und bilden ein ausgezeichnetes Element im Frauen-Hilfsdienst. Bei ihrer militärischen Ausbildung muss aber auf ihre südländische Sensibilität, auf ihre Spontaneität Rücksicht genommen werden: wenn das Herz, das Gemüt, nicht gepackt werden, wird nichts erreicht; wo aber beides mitspricht, ist das beste Resultat zu erwarten.

Im Sommer 1940 wurde durch das Rote Kreuz ein weiteres Kontingent Rotkreuzfahrerinnen in Pully bei Lausanne ausgebildet. Wieder fanden sich gegen dreihundert Automobilistinnen zusammen und wurden in strenger, eingehender Arbeit in ihre Pflichten eingeführt. Als einzige Spezialwaffe im FHD. kennt die Organisation der Rotkreuzfahrerinnen Gradabzeichen und Rangunterschiede. In Spezialkursen wurden Fouriere und Kolonnenführerinnen mit Wachtmeisterrang ausgebildet. Der FHD. hingegen ernennt wohl Gruppenführerinnen oder Postenchefs; aber nach beendeter Dienstzeit und aus erzieherischen Gründen tritt die Gruppenführerin wieder in den Rang ihrer Kameradinnen zurück, sobald ihre Funktion erloschen ist. Wie bei den finnischen Lottas sollen alle gleich sein; nach Bedarf wird die eine oder andere eine leitende Funktion ausüben, aber sie hat keinen Anspruch auf Gradabzeichen, sie wird nicht dauernd befördert.

Im FHD. muss jedes Glied verstehen, dass alle Kategorien gleich sind, dass keine Unterschiede bestehen. Die Fürsorge-HD. in einer primitiven Flickstube an abgelegenen Ort leistet der Armee und dem Vaterland gleich grosse Dienste wie die Administrative in einem Armeekorpsstab, wie die Fahrerinnen auf einem Sanitätsautol Nichts ist schöner und erhebender als das Gefühl: «Wir stehen Schulter an Schulter, wir dienen einem Vaterlande, wir sind Soldaten einer Armee.»

Besuchen wir nun die Frauen an der Arbeit:

Unser Weg hat uns schon zu den Späherinnen auf einsamem Beobachtungsposten geführt. Strenger als bei jeder anderen Kategorie sind die Anforderungen, die an diese Frauen gestellt werden. Nicht umsonst wurde die Altersgrenze für diesen Dienst auf achtundzwanzig Jahre hinuntergesetzt. Der Fliegerbeobachtungsdienst erfordert schnellste Reaktionsfähigkeit, Konzentration, körperliche und geistige Gewandtheit. Im Bruchteil einer Minute werden die Meldungen aufgenommen und weitergegeben. Die Hörfähigkeit muss in höchster Potenz ausgebildet sein. Jeder Flugzeugtypus muss erkannt, muss aus dem Gedächtnis «von oben, von vorn und von der Seite», wie der Befehl heisst, gezeichnet werden können. Der Kommandant des Fliegerbeobachtungs- und Meldedienstes stellte in unserer Gegenwart

ein kleines Examen an: kein Fehler, keine wesentliche Verzeichnung kamen vor!

Bei schönem Wetter ist der Dienst auf einsamer Höhe beneidenswert schön und gesund; aber Wache stehen bei zwanzig Grad minus ist eine andere Sache! Mit Gleichmut und bei ausgezeichneter Gesundheit haben diese Mädchen jede Unbill der Witterung ertragen. Wie die Soldaten an der Grenze stehen sie Wache; sie tun ihre Pflicht und wissen, dass das Land und die Armee auf sie vertrauen können.

In einer primitiven Tessinerküche sind zwei Koch-HD. seit Monaten an der Arbeit; sie besorgen die Verpflegung einer Feldpostkompanie. «Unser Dienst läuft Tag und Nacht ohne Unterbrechung», erklärt der Offizier, der uns begleitet. «Eine gewöhnliche Militärküche kann uns deshalb nicht versorgen. Wir sind auf unsere eigene Verpflegung angewiesen. Die FHD. sorgen ausgezeichnet für uns.» Dass Frauen an der Arbeit waren, bewiesen die zierlich hergerichteten Teller mit Wurst und Speck. Auf dem Herd dampfte ein Riesentopf mit kräftiger Suppe. Vereinzelt, je nach Diensterteilung, traten die Gruppen zum Essen an – wo ein Spezialwunsch laut wurde, suchte man ihm nach Kräften Folge zu leisten. Der eine brachte ein Ei, um es in die Suppe zu schlagen, der andere wünschte sich eine gebratene Käseschnitte aus dem heissen Ofen. Mit einem freundlichen Lächeln sorgte die Chef-HD. dafür, dass jeder satt und zufrieden wurde. Vielleicht war das freundliche, mütterliche Lächeln noch wichtiger als die gute Kost...

In einem düsteren Raum sitzen seit Monaten Frauen des Bekleidungsdienstes: ihre Flickstube ermöglicht es, die HD.-Kompagnien in saubere, geflickte Uniformen einzukleiden. Sie springen aber auch da ein, wo ein Wehrmann Wäsche oder Uniform zerrissen hat und dringend weiblicher Hilfe bedarf. Auch hier gibt es ein freundliches Lächeln, ein heiteres Wort, und vor allem Blumen in verschwenderischer Fülle. Wo Frauen an der Arbeit sind, stehen Blumen und geben den strengen Büroräumen ein heiteres Aussehen. Die Offiziere haben sich nun schon an die neue Note gewöhnt und möchten sie nicht mehr entbehren.

Im Übrigen geniessen aber die FHD. keinerlei Vorrechte in der Armee; wie ihre männlichen Kameraden haben sie dieselben Dienststunden, dasselbe Recht auf drei Urlaubstage im Monat.

Manche Frauen arbeiten nun schon seit vielen Monaten ohne Unterbrechung in den Armeebüros, ohne einen längeren Urlaub als die monatlich zugeteilten drei Tage erhalten zu haben. Immer" dringender wird der Ruf nach den männlichen Arbeitskräften in der Landwirtschaft, immer schwieriger der Existenzkampf. Wo eine weibliche Kraft eingesetzt werden kann, wird der Soldat für das Wirtschaftsleben oder für die Front frei.

Wie der männliche Kamerad muss in neuester Zeit die FHD., wenn sie Aktivdienst leistet, in einem gemeinsamen Kantonement wohnen. Das Aufgeben dieses Stücks Eigenleben, des eigenen Zimmers, gehört zu den grössten Opfern, welche von der Frau verlangt wird. Auch dieses Opfer wird aber vom Erlebnis der Kameradschaft aufgewogen. Mit viel Takt muss in den FHD.-Heimen der wirkliche «Kasernenbetrieb» gemildert werden! Wenn auch die Kost aus der Militärküche stammt, wenn der Tagesappell mit militärischer Pünktlichkeit erfolgt, wenn das Zimmerverlesen punkt zweiundzwanzig Uhr stattfindet, es sind Frauen, welche das FHD.-Heim bewohnen – und wo Frauen sind, herrscht auch Gemütlichkeit! Nach Kräften wird vom Chef der Sektion für das geistige und leibliche Wohl der FHD. gesorgt. Missstände, welche sich hie und da aus der falschen Dienstauffassung der Frauen ergeben, werden mit aller Energie ausgemerzt. In allen Landesteilen besuchen Inspektorinnen ihre Schutzbefohlenen und deren Vorgesetzte und setzen sich dafür ein, dass zwischen den Offizieren und den FHD. alle Schwierigkeiten besprochen und behoben werden. Fürsorgerinnen beraten und betreuen solche Frauen und Töchter, welche in persönlichen oder familiären Schwierigkeiten sind. Nichts wird unterlassen, um die für die Schweiz neue Organisation auf eine richtige und geeignete Basis zu stellen. Seit der Gründung des FHD. war die Ausbildung der Kategorie io – Sanität – dem schweizerischen Roten Kreuz übergeben worden. Es beschloss nunmehr, alle neueingetretenen Samariterinnen militärisch für ihre Aufgabe vorzubilden. Analog der FHD.-Kurse wurden im Herbst 1940 drei aufeinanderfolgende Einführungskurse für Kategorie 10 – Sanität – in Basel in der Kaserne abgehalten. In den düsteren Räumen herrschte junges, pulsierendes Leben; Frauen und Töchter aus der ganzen Schweiz wurden militärisch und fachtechnisch

im Sanitätsdienst ausgebildet. Zum erstenmal waren in jenen Kursen Krankenschwestern als Instruktorinnen tätig: mit grosser Leichtigkeit und Selbstverständlichkeit fügten sie sich in das militärische Getriebe ein und verstanden es, ein Zwischenglied zwischen den militärischen Anforderungen und den fraulichen Möglichkeiten zu bilden. Ihre Instruktionstätigkeit war ein solcher Erfolg, dass nun in jedem Sanitätseinführungskurs Schwestern aufgeboden werden, die den jungen Rekrutinnen die praktische Krankenpflege in Theorie und Praxis beibringen.

Im Frühsommer 1941 wurden wieder drei solcher Sanitätskurse organisiert, diesmal an den Gestaden des Genfersees in Territet. Wieder trafen sich in glücklicher Weise Schweizerinnen aus allen Teilen des Landes und halfen durch das gemeinsame Erlebnis des Dienstes und der Kameradschaft, das gegenseitige Verstehen zu fördern.

Der Frauen-Hilfsdienst ist eine noch junge Organisation. Dies wird von den Kritikern, die an allem und jedem etwas auszusetzen haben, allzu oft vergessen! Wenn aber die kurze Zeit seines Bestehens berücksichtigt wird, muss gesagt werden: es ist viel erreicht worden! Heute sind die feldgraue Schürze der FHD. das blaue Überkleid der Samariterin in der ganzen Schweiz bekannt und – was die Hauptsache ist – geachtet. Der Soldat hat gelernt, den weiblichen Kameraden zu schätzen und seine Dienste anzuerkennen. Das Publikum, das der neuen Organisation zum Teil sehr ablehnend gegenüberstand, lobt nun die Arbeit der FHD. Durch zielbewusste Propaganda und Aufklärung wird versucht, das Verständnis für den FHD. zu wecken und zu fördern. Ganz besonders wird aber jede einzelne FHD. weitgehend darauf aufmerksam gemacht, dass sie dafür verantwortlich ist, wie der ganze Frauen-Hilfsdienst vom Volke, vom Lande, von der Armee eingeschätzt wird. Es hängt von jeder einzelnen Frau ab, ob diese Institution dem Lande zum Segen oder zum Schaden werden kann.

Wir vertrauen auf den guten Kern der Schweizerfrau, welche bewiesen hat, dass sie mutig und fest in schwerer Zeit vortritt, um Seite an Seite mit dem männlichen Kameraden ihr Bestes zu geben, damit dem Vaterlande Bestand und Freiheit bewahrt bleibe.

IM SCHÜLER-HILFSDIENST

VON ERNST KAPPELER

Wenn man zurückbleibt

Als wir draussen am Strom Dienst taten, waren die Waldabhänge, die steil ins Wasser fallen, noch nicht mit Stacheldraht durchzogen, und keine Betonstellungen steckten in der weichen Erde. Wohl bauten wir manchmal Gräben, aber sie lagen alle oben am Rande des Ufersturzes, auf dem schmalen Rasenband, das stromabwärts in breite Wiesen mündet, die wie ein Garten vor dem kleinen Dörfchen liegen. Wir deckten einige Äste über die Köpfe, streckten die Mündungen der Gewehre durch die erdigen Schiessscharten und warteten auf Ablösung; nicht auf einen Feind. Und wenn in langen wachen Nächten der Strom unter uns mit leisem Rauschen wie ein träges Urwelttier durch die Dunkelheit zog, schien uns die Gefahr eines Krieges unwirklich fern, versunken im friedlichen Schlaf der Bäume. Dann wurden wir nach einem ernsten Wort des Kommandanten, der auf kommende schwere Zeiten hinwies, entlassen. Jeder trat wieder über seine heimatliche Schwelle; der Tornister schlüpfte ins naphtalin-duftende Leintuch, und das Gewehr wanderte in den Kasten, nachdem man noch einmal tüchtig Fett durch den Lauf gezogen hatte.

Ich ahnte damals nicht, dass dieser Dienst mein letzter sein sollte und mein Gewehr nur noch einmal aus dem Kasten wanderte, um den letzten Gang ins Zeughaus anzutreten.

Und als dann an jenem Herbstmorgen die Sturmglocken über unser Land klangen und alle wehrhaften Männer auf ihre Waffenplätze riefen, konnte ich meiner inneren Unruhe nicht Luft machen wie die andern, indem ich den Waffenrock überschlug und den Tornister an den Rücken hakte, sondern musste unbrauchbar zu Hause bleiben und versteckt hinter den Fenstervorhängen zuschauen, wie die richtigen Männer einrückten.

Ich weiss nicht, wie es den andern ergangen ist, die in diesen Tagen in

ihren Zivilkleidern stecken blieben, ob sie sich auch so minderwertig und verachtungswürdig vorkamen und sich kaum mehr auf die Strasse traute. Als ich nach einem peinlichen Ferientag, während mir meine Frau wohl hundertmal mit stummer Missbilligung begegnete, endlich wieder aus dem Hause trat, begann gerade der Morgen hereinzudämmern. Ich hatte mich besonders früh erhoben, um möglichst ungesehen mein Schulhaus zu erreichen.

Am östlichen Himmel erglühte eine feine Röte in einzelnen Wolkenfasern, die golden gerändert über die Stadt hinzogen. Unten herauf tönte das Rasseln eines frühen Trams, die Luft war feucht von Herbstkühle; dünne Nebel rochen aus den jenseitigen Wiesenmulden über den Hügel herauf. Es war niemand in der Nähe: ich konnte den Garten verlassen. Mit leisen Schuhen, als könnte jeder Tritt eine peinliche Begegnung in meinen Weg rufen, eilte ich den Hang hinunter und bog fluchtartig in die Treppe ein, die zur Tramstrasse hinunterführt. Jemand öffnete soeben die Fensterladen links über meinem Kopf. Eine Frau natürlich. Sie scheint sich nach vollbrachter Arbeit nur schwer vom Gesimse lösen zu können. Sie denkt: Wieso ist der noch da? Der hat es ja nötig als Lehrer, zu Hause zu bleiben, sonst könnte er noch um die Ferien kommen. Aber unsereiner, der ein Geschäft hat... Glücklicherweise bin ich ihren Blicken bald entschwunden. Aber schon betrachtet mich ein neues weibliches Augenpaar; diesmal von rechts. Ich grüsse nicht, obschon ich die Frau kenne: sie versucht das erste Wort, wird sich aber plötzlich bewusst, dass ja mobilisiert ist und starrt mir entgeistert nach. Ihre Augen kontrollieren mich von Kopf bis Fuss: ich fühle die Stiche in meinem Rücken und werde unsicher. Könnte ich nicht ein wenig hinken zu meiner Entlastung? Mit dem linken Fuss ein wenig einsinken, so – das geht ja ganz gut. Und das Gesicht schmerzlich verziehen bei jedem Tritt.

«Blessiert, Herr Lehrer?» Die Milchfrau, der ich fast in den Kessel gefallen wäre, schüttet einen weissen Schluck über meine Schuhe. Ich bitte sie höflich um Entschuldigung und hinke weiter, der erlösenden Ecke zu, die mich den lästigen Blicken verbirgt.

In der Hauptstrasse naht dann das grosse Ereignis: Ein Mann! Ein junger Mann! Auf der andern Strassenseite kommt er mir entgegen; noch et-

wa hundert Schritte sind wir voneinander entfernt. Mein Bein, dem die bewusste Hinkerei schon einige Schmerzen verursacht, beginnt sich zu strecken, desgleichen mein Mut; und wie wir einander begegnen, schaut jeder über die Strasse, und – oder war es eine Täuschung? – wir nicken uns zu. Dann kommt das Schulhaus.

Meine Erscheinung wird nicht gerade begeistert empfangen. Die Schüler, die in kleinen Gruppen herumstehen, stossen sich in die Seite und drehen den Kopf nach mir hin. Ihre Blicke errichten gefährliche Barrikaden vor der Schulhaustüre; aber ich schlage mich mutig zum Eingang durch, sogar ohne zu hinken.

«Gälled, i bi no da?»

Die Mädchen ziehen verächtlich ihre schönen Augenbrauen hoch. – Leider – spricht aus ihren stummen Gesichtern. Da werde ich mit Worten auch nichts mehr ausrichten. Also: frisch voran. In meinen schulversessenen Werktagshosen steige ich die Stiege hinauf und schlepe einen trägen Strom murrender Stimmen hinter mir her, der vor einigen Minuten noch jauchzend über die langweiligen Dämme des Alltags drängte und nun von einem untauglichen Schulmeister wieder in die kreidetrockenen Kanäle des alten Schulzimmers geleitet wird.

Ich wurde in den ersten Tagen der Mobilisationszeit nicht verwöhnt; weder von meinen Schülern noch von den Nachbarsfrauen – sogar von der allernachbarlichsten Frau nicht, die zwar fortwährend behauptete, das mache ihr doch nichts aus, wenn ich keinen Dienst tue, ich sei hier sicher nötiger als im Feld, die Jugend brauche auch jemanden, der sie zusammenhalte in dieser schweren Zeit. Und dann sei ich ja schliesslich nicht selber schuld an meiner Krankheit, die mir übrigens kein anderer tragen helfe – nein, das wäre direkt gemein, wenn sie sich meiner schämte; nein, sicher nicht... Aber sie schämte sich doch.

Schule im Kartoffelacker

Das gewöhnliche Schulleben dauerte nicht allzulange. Vier Tage nach der Mobilisation schickten wir an einige Landzeitungen eine Einsendung: Schüler möchten helfen! Die Bauern sind eingerückt, und ihre Felder harren der Ernte. Könnte man da nicht junge Hände brauchen, die arbeiten

möchten, um den Ertrag unserer Erde zu sichern? Wir kommen nicht um Lohn; einfach aus Freude. Wir fügten dem Aufruf Adresse und Telefonnummer unseres Schulhauses bei.

«Gewagtes Unternehmen», meinten einige Kollegen, «die Bauern werden sich auf euch stürzen; bald hast du keine Schüler mehr.»

Aber wer hätte je gesehen, dass ein rechter Bauer sich in eine Sache stürzt, deren Ausgang er nicht sicher übersehen kann? Nach abermals zwei Tagen besaßen wir ganze vier Anfragen! Zwei kamen durchs Telephon, von etwas misstrauischen Frauenstimmen gesprochen, zwei andere waren auf Postkarten formuliert: Ob ich eventuell einmal mit einigen Schülern vorbeikommen wolle, man werde ja dann sehen...

Wir sind natürlich nicht entzückt über die allzu vorsichtige Aufnahme unseres Angebotes, und ein Mädchen meint bitter: «Wänns nüd wänd, händs gha!»

Aber sie wollen ja schon, misstrauen einzig unseren städtischen Fähigkeiten für landwirtschaftliche Beschäftigung. Wie mancher Bauer erklärte mir später, er hätte eben gedacht, Hände, denen die Bauernarbeit nicht vertraut sei, würden mehr verderben als verbessern. Diese Vorbehalte spürte ich und teilte sie meinen Schülern mit. Und jetzt passt auf! Morgen nachmittag gehen unser zwanzig nach B. auf den Kartoffelacker, und dann werden wir ihnen beweisen, was wir können. Arbeiten wollen wir wie Besessene. Einverstanden? Wir werden es ihnen zeigen! Das gefällt den Schülern. Und wie wir am folgenden Nachmittag um ein Uhr unten am Ausgang der Stadt mit unseren Velos Zusammentreffen, pulst durch die ganze Schar eine Welle ungeduldiger Begeisterung, und ich muss nun zuerst einmal am eigenen Leibe ihre nachteiligen Folgen erleben. Denn die Knaben treten mit solcher Kraft in die Pedale, dass ich ihrem Tempo nur mit allergrösster Mühe zu folgen vermag und beim ersten steilen Anstieg Absteigen befehlen muss, da die Mädchen leider nicht so gut nachkämen. Verstohlen wische ich mir den Schweiß aus dem Gesicht, während die Knaben mit verächtlichen Gesichtern das schwache Geschlecht nahen sehen: «Oh, ihr sind ja jetzt scho müed! Chered nu wider um!»

Mein Herz droht immer noch zu zerspringen, wie wir nun alle unsere Fahrräder den Hang hinaufstossen, aber ich fühle mich jung und glücklich

an der Spitze der fröhlichen Schar, die mit alten Hosen, schweren Schuhen und abgestorbenen Schürzen in den Kampf zieht; nicht um zu vernichten, sondern um zu helfen; wenn es sein muss: mit Gewalt.

Aber es musste nicht sein. Als wir oben aus dem Wald traten, lösten sich eben die letzten Nebelschleier aus den Tannen, und warme Strahlen tasteten über die feuchten Wiesen. Hell erglänzte der Nachmittag über der Hügelkuppe.

Auf dem Acker, rechts der Strasse, stand schon die Bäuerin mit dem Schüler, den wir vorausgeschickt hatten, um unsere Ankunft zu melden. Das bäuerliche Misstrauen sass zwar immer noch in ihrem ganzen Gesicht und sprach auch aus der Begrüssung: «Jä, meined er, er chönid's?»

Ein allgemeiner Jubel war die Antwort. «Säb wämer hoffe!»

Die Räder werden an verschiedene Bäume gelehnt; dann zupfen die Mädchen ihre Schürzen zurecht, die sie umgebunden haben, die Knaben werfen ihre Röcke in die Wiesen und rollen die Hemdärmel über die Ellbogen zurück: wir sind zum Kampfe bereit.

Aber der Gegner, ein langer Kartoffelacker, nimmt den Fehdehandschuh noch nicht auf; träumend liegt er mit seinen abgestorbenen Stauden in der warmen Mittagssonne, als wüsste er nicht, dass wir bald mit eiligen Schuhen seinen braunen Leib zertrampeln werden ohne Gnade. Vom Dorfe herüber naht ein Wagen, unsere Kartoffelschleuder. Rasselnd holpert sie daher auf dem steinigen Weg, verstummt dann auf dem weichen Teppich des Grases, dicht vor uns. Ein alter Mann steigt vom Bock herab und tritt lachend mitten unter die kampfbereite Kinderschar: «Mo moll, ihr wänd goppel fescht dri grife!» «Was müemer dänn mache?» meint ein Ungeduldiger und ballt Muskeln, als ob er mit dem Alten zu einem Ringkampf antreten wollte. «Nu hübscheli, i wills grad erchläre.»

Sicher vergesse ich dieses Bild nicht mehr: Der betagte, braun gefurchte Bauer, aus dessen Zügen das gütige Antlitz der Erde schaut, inmitten der farbigen arbeitsbereiten Kinderschar, die ihm nach den ersten Worten schon mäuschenstill zuhört, als predigte er ihnen aus dem Evangelium. Und vielleicht war es auch wie ein Evangelium. Denn er sagte nicht nur, wie sie sich jetzt auf dem Felde zu verteilen hätten, um die von der Schleuder ausgegra-

benen Kartoffeln rechtzeitig aus den Furchen zu werfen, er sagte auch noch, wie es ihn freue, dass sie da von den Fabriken heraufgekommen seien auf die Höhe, um mitzuhelfen. Ja, sie würden erfahren: Der Boden sei auch etwas Schönes. «Wisst ihr, dass man von der Erde die saubersten Hände bekommt?» Einige lachen leise, nicht frech, nur etwas ungläubig. «Ihr werdet sehen, am Abend, wenn ihr die Finger unter die Wasserrohre hält, dann werden sie schön weiss wie Schnee. Wo ist der Lehrer?» Hat er Angst, er sage etwas, das nicht stimmt? Die Schüler drehen sich nach mir um, darum findet er mich. «Nicht wahr, es ist so, Herr Lehrer?» Ich nicke nur. Er soll mich doch nicht fragen. Ich bin hier nicht am Platz, wenigstens als Lehrer nicht. Hier muss der Bauer stehen. Was er sagt, ist wahr. Viel wahrer als all meine Wissenschaft. Ich möchte versinken oder Schüler sein, nur Schüler, und diesem Ackermann zuhören, der von der Erde spricht wie von einer Mutter, die ihn nährt wie die Bäume hier auf dem Hügel, wie das Gras auf diesen Feldern. Ob er weiss, welch grossen Reichtum sein wetterhartes Herz birgt? Ich möchte es ihm sagen. Wir erschrecken fast, als es tönt: «Jetzt wämer aber afange!» Doch schon sitzt der Bauer auf seinem Gefährt, und bald zerbröckelt die andächtige Stille in ein Gewirr von Stimmen, die über das Feld schwirren wie schnatternde Vögel: «Gang du det ue! Nüd so näch häre, das Schtuck mag ich elei! Du chasch zun Maitli, ich blibe da!»

Nun rolle auch ich meine Hemdärmel zurück. «Sie werded doch nüd au no öppe welle hälfe?» meint die erstaunte Bäuerin, indem sie auf mich tritt. Glaubt sie wohl, ich setze mich ins Gras und schaue meinen Schülern zu? Sind wir Schulmeister denn zu gut, Kartoffeln aufzulesen, was meint sie eigentlich? Auch in mir regt sich nun echter Kampfgeist, und wir bücken uns alle zwei Stunden lang fleissig über die warme Erde.

Gegen Abend beginnt das Auflesen in die Körbe. Wir haben schon alle ein wenig Rückenschmerzen, aber wir wetten, wer am meisten volle Körbe zu den Säcken tragen kann. Hie und da fliegt eine faule Kartoffel durch die Luft; sie trifft nicht immer. «Häsch d'Geometrie?» ruft einer herüber. Er will, dass ich die Aufgaben erlasse auf morgen. Ich werde es selbstverständlich tun, aber sie müssen noch zwei Stunden auf die frohe Botschaft warten,

sonst werden sie zu übermütig. Ein Mädchen meint trocken: «I ha scho määnge Schtei putzt, bis i gmerkt ha, das es kän Händöpfel gsi isch.» Die Mäuler werden immer geschwätziger. Die Bäuerin fragt die Schüler, ob sie gerne in die Schule gingen. Wenn ich in der Nähe bin, sagen sie Ja. Aber sie werden heute überhaupt nicht über mich schimpfen: unsere Arbeit hat die kleinen Gräben aufgefüllt, die manchmal zwischen Schülern und Lehrern laufen und ihre Freundschaft trennen. Der alte Bauer hat recht: «Wisst ihr, dass man von der Erde die saubersten Hände bekommt?» Ja. Und auch saubere Herzen. Er ist nicht mehr da; er holt das Pferd vom Nachbarfeld herüber.

Die letzten Kartoffeln sind aufgehoben. Verarmt und zertreten liegt der Acker unter den schrägen Strahlen der untergehenden Sonne. Wir treten mit erdigen Schuhen in die Wiesen und werfen mit den Fingerspitzen die Kittel über. Dann holt jeder sein Fahrrad. Aber man lässt uns noch nicht heim. «Jetzt gits no Zabig. Er werded woll Hunger ha?»

Hunger? Natürlich haben wir Hunger, aber den können wir auch zu Hause stillen. Die Schüler schauen mich mit bittenden Blicken an, die Bäuerin wartet auf unsere Zusage, der alte Bauer steigt auf den mit den vollen Säcken beladenen Wagen und ruft uns ein «Nu, chömed doch» zu: da kann ich doch nicht allein am andern Ende des Strickes ziehen. Bald stossen wir glücklich und lachend unsere Velos hinter dem Wagen her, dem Dörfchen zu, dessen Dächer die letzten Abendstrahlen röten. Der Alte dreht sich manchmal zu uns zurück, ohne etwas zu sagen. Nur ein schelmisches Lächeln zwinkert in seinen schmalen Augen. Freut er sich, weil wir so schön hinter ihm hertrotteln oder sieht er aus unseren frohen Gesichtern die Kraft der Erde strahlen?

Bald füllen wir die heimelige Bauernstube zum Brechen an. Die Kinder sind beim Eintritt ins Haus wieder etwas stiller geworden, nun aber, wie jedes ein Stück Speck, einen Brocken Käse, Most und kräftiges Bauernbrot vor sich sieht, finden die Münder allmählich ihre verlorene Sprache wieder. Aus vollgestopften Backen purzeln die Sprüche über den Tisch, und wohlverdiente Müdigkeit lässt manchen in langes Lachen kollern. Aber ich sage nichts. Höchstens schaue ich einen etwas länger an, der meint, er müsse mit einem halben Stück Brot im Mund eine ganze Geschichte erzählen. Ge-

wöhnlich verliert er dann den Zusammenhang, lässt noch einige Worte fallen und kaut schliesslich ruhig und verträglich, wie es sich gehört. Unterdessen hat sich aber schon wieder ein anderer zwischen speckbehangenen Zähnen ein Abenteuer zurechtgelegt.

Die Bäuerin und ihre Tochter bringen in eiligem Kommen und Gehen, was Küche und Keller hergeben können. Aber bald mahne ich zum Aufbruch. Draussen ist es unterdessen Nacht geworden, wir müssen heim. Wie wir vor dem Bauernhof zur Abfahrt bereit stehen, werden wir umringt von vielen Dorfkindern und einigen Soldaten, die hier einquartiert sind. Mit den Soldaten fühlen wir uns ganz besonders verbunden. Wir arbeiten auch für die Heimat wie sie: während sie den Frieden über unsern Äckern erhalten, heben wir die Früchte aus der heimatlichen Erde. Wir sind fast ein wenig stolz.

Wir winken noch lange zurück, obschon die Dunkelheit schwarze Bänder zwischen uns legte, kaum dass wir uns in Bewegung setzten.

Und nun lassen wir uns in die Tiefe tragen. Noch einmal schauen wir schnell über unseren Acker im Vorbeifahren, dann nimmt uns der schwarze Rachen des Waldes auf. Die Lichtkegel unserer Laternen spähen gespenstisch zwischen die Stämme.

Von unten herauf blinken schon die Lichter der Stadt; bald sind wir zu Hause. Einer fängt an zu jauchzen, mitten in der Fahrt. Andere stimmen ein. Ich bin wohl in diesem Augenblick der glücklichste Schulmeister auf der ganzen Welt und lasse fahren, als müsste ich die Freude einholen, die vor mir herstürmt, neuen Taten entgegen, neuen hellen Stunden mit Erde und Heimat.

Stadt und Land

Auch die folgenden Nachmittage dehnte das Schulzimmer vergeblich seine Kiefer nach der jungen Schar; die hölzernen Zähne der Bänke blieben leer und hatten nur Luft und ein wenig Herbstsonne zu kauen, die golden über die Tintenleckse fühlte und sie erbarmungsvoll auslöschte mit weichen Strahlen.

Wir standen wieder im Acker, diesmal im Norden der Stadt, nahe dem Fluss, der durch das schöne Dorf zieht, in dem ich einmal Lehrer war, drei

Jahre lang. Ich sah ehemalige Schüler, kräftige braungebrannte Bauernsöhne und Mädchen, die schon gereiften Bäuerinnen glichen und doch erst noch Französisch-Wörtchen auf die Fingernägel gekritzelt hatten. Zwei arbeiten nun mit meinen jetzigen Zöglingen Seite an Seite. Was haben viele Bauern gesagt damals, als ich das Dorf verliess, um in der Stadt zu unterrichten? Ich werde dann dort schon meine Wunder erleben mit diesen Stadtkindern. Die seien verhetzt, unsauber und frech. Nun bin ich schon einige Jahre in der Stadt und warte immer noch auf das Wunder.

Aber jemand anders erlebt es sicher heute. Die junge Frau dort, nicht die Bäuerin, die andere, die Nachbarsfrau, die zur Mithilfe herüberkam vorhin und vor der grossen Schülerschar beinahe wieder zurückgewichen wäre. Sie hat mich noch nicht erblickt und unterhält sich mit meinen Schülern.

«Wo chömed ihr här?» «Vo Töss.» «Was, vo Töss?» Sie schüttelt den Kopf. Aus diesem Arbeiterviertel kommen keine Kinder, um uns zu helfen, die hassen die Bauern wie die Pest. Das weiss sie doch. Verloren schaut sie sich um – und hat gerade noch Zeit, die rechte Hand an der Schürze abzuwischen, um mir Grüss Gott zu sagen. «Sind das ihre Schüler?» stottert sie, ohne mir in die Augen zu schauen. Vielleicht weiss sie warum. Wie viel Worte hat sie früher gehabt, um mir die Hölle in der Stadt auszumalen, den Hass der Städter für die Landbevölkerung, das Misstrauen der Bauern gegenüber den Arbeitern.

Wo ist dieses Misstrauen jetzt? Muss es nicht schmelzen wie schmutziger Schnee unter der reinen Sonne brüderlicher Arbeit?

Schaut sie an, diese vielen gebückten Menschen über der braunen Erde, sucht die Städter heraus und die vom Land! Ja, vielleicht müssen die Bauernkinder weniger oft den schmerzenden Rücken strecken als die andern, sie haben frischere Gesichter und etwas schnellere Hände. Aber genügen diese Unterschiede, um sich nicht zu verstehen?

Seht, wie sie friedlich miteinander arbeiten, nebeneinander kniend auf dem Boden, der beide ernährt und beiden Heimat ist. Sie erzählen sich ihre Erlebnisse. Die von draussen fragen vielleicht, ob der Lehrer immer noch zweierlei «r» schreibe in einem Wort und böse werde, wenn man leise rede.

Und dann lachen sie zusammen, und unterdessen füllt sich Korb um Korb mit Kartoffeln. Die Mädchen schütten manchmal einen Kratten neben den Sack; dann johlen die Knaben, bis einer merkt, dass man ihnen helfen könnte. Und wieder wird es langsam Abend, und wieder fahren wir nach Hause mit glücklichen Herzen.

In den nächsten Tagen werden wir von Anfragen regelrecht überschüttet, so dass ich noch andere Klassen aufbieten muss, um genügend Arbeitsgruppen zusammenzubringen.

Um ein Uhr ist Appell: Gruppe Dorfl Gruppe Henggart! Gruppe Brütten! Gruppe Andelfingen! Gruppe Rutschwil!...

Ein Trupp nach dem andern fährt los, und die Arbeiter, die um diese Zeit in schwarzen Schwärmen ihren Fabriken zuströmen, schauen sich um: Aha, die gehen aufs Land! All Heil! – Und manche schwere Hand hebt sich und winkt, etwas ungelenk, aber doppelt schön in der ungewohnten Gebärde, winkt vielleicht dem eigenen Kind, das auf die sonnigen Äcker der Bauern zieht, um zu helfen. Und gilt dieser Gruss nicht auch den Bauern selbst, zu denen diese Kinder hinausziehen; ist er nicht ein stilles Zeichen der Brüderlichkeit, die langsam zu erwachen beginnt, weil die Zeit so schwer ist. Und wenn ich mich an die vielen Hände erinnere, die draussen in den Dörfern aus vielen Fenstern winkten, wenn eine Gruppe junger Helfer vorbeifuhr – galt dieser Gruss der Bauern nicht auch den Vätern dieser Kinder, die in düsteren Räumen mit russigen Gesichtern an Schmelzöfen und Drehbänken stehen?

Das Grüssen haben wir wieder gelernt mit unserer Arbeit, das Hinhorchen zum andern, der auch arbeitet, vielleicht anders als wir, aber ebenso ernst und treu.

Immer stärker sollten wir fühlen, dass es nicht nur nötig ist, die verlassenen Felder der Erde zu pflegen, sondern auch die verödeten Gebiete des Herzens neu zu ackern: mit Liebe, uns zur Freude und der Heimat zum Frieden.

Sommerdienst

Einen Winter lang sitzen wir nun wieder gehorsam und fleissig in unseren Schulbänken und knabbern vom Brot des Lehrplanes mit ernsthaften Gesichtern. Dann kommt der Frühling, und immer noch speien die Feuerdra-

chen des Krieges ihre verderbliche Glut auf die friedliche Erde. O lasst doch den Boden gedeihen, die Saat keimen und die Bäume blühen! Wollt ihr der Erde die Liebe verbieten, die jedes Jahr aus dem frühling jungen Boden bricht? Wollt ihr sie den Hass lehren, damit sie werde wie ihr? Holt ihr mehr Hoffnung aus euerem Tun? Sollen die Bäume menschlich werden, die Tannen sich aufeinanderstürzen und zerschlagen in blindem Grimme? Sollen die Wiesen verdorren und die Bäche vertrocknen, damit die Tiere verenden, euch zum Lobe?

O, wie schön ist der Frühling in solchen Zeiten! Keine Kanonen halten ihn auf, keine Panzer stampfen ihn nieder. Baut nur Festungswälle, vermauert das Lebendige, werft Bomben in die Frucht – die Erde keimt. Euch zum Trotz. Euch zum Trost.

Dann naht der Sommer.

Über die hohen Wiesen weht die Wärme in blauen Wellen, die ersten Mäher schwingen ihre Sensen knirschend durch das reife Gras. Wir machen uns bereit.

Diesmal geht es nicht in Kolonnen aufs Feld; jeder Einzelne erhält seinen bestimmten Arbeitsort zugewiesen, den er womöglich vierzehn Tage beibehält. An einem strahlenden Sommermorgen stehen die jungen Hilfsdienstler erwartungsvoll auf dem Schulhausplatz; die meisten mit Fahrrädern, die so vollbepackt sind, dass sie aussehen wie schwerbeladene Kamele. Andere werden mit der Bahn an ihren Arbeitsort gelangen; diesen teile ich Scheine aus, die sie zum Bezug eines halben Billettes berechtigen. Sind wir nun nicht ganze Soldaten, wenn wir sogar zum halben Preise mit der Bahn fahren können?

Kleine Gruppen verkörpern die verschiedenen Dörfer, die Helfer angefordert haben: Dätwil sieben Stück; Adlikon sechs Stück; Alten zehn Stück... Dann meldet sich eine Gruppe um die andere ab; der Obmann verspricht, für das Wohlergehen seiner Kameraden zu schauen.

Neidisch und traurig schauen die wenigen zurückbleibenden Schüler ihren abziehenden Kameraden nach. Sie stehen unter den hohen Fenstern, bis der letzte Hilfsdienstler verschwunden ist; dann kehren sie langsam in ihre Bänke zurück. Ich beneide den Lehrer nicht, der sie jetzt zu unterrichten hat und schwingt mich schnell auf mein Motorrad, um draussen die Ankunft

der Schüler zu melden und da und dort kleinere Proben über Unterkunft und Arbeitsverhältnisse anzustellen.

Ja, mein Motorrad! Wie oft trug es mich noch aus den städtischen Straßen hinaus auf staubige Feldwege, in Wiesen, wo meine Schüler arbeiteten, da einer, dort einer, manchmal zwei zusammen beim gleichen Bauern. Wenn sie meine Hupe hörten, warfen sie die Heugabeln zur Seite und eilten herbei und erzählten von strengen Tagen, vom ins Bettgehen, vom Essen, von abendlichen Zusammenkünften, von bösen Knechten und lieben Kühen. Wenn sie ihr Herz geleert hatten, fuhr ich wieder davon, auf eine andere Wiese, zu andern Kindern, die mir vieles zu berichten wussten. Ihre Gesichter wurden jeden Tag brauner, und wenn ich anfänglich von Weitem schon erkannte, wenn einer der meinen Heu wendete, da er allzuoft mit den Gabelzinken im Boden stecken blieb, wurde es von Tag zu Tag besser, und mit geheimem Stolz sah ich die Kinder verwachsen mit ihrer Arbeit, mit den Leuten hier draussen, mit der Erde. Als ob ich irgendwie schuld gewesen wäre an dieser Verbrüderung! Ich, der von Morgen bis Abend unangefochten auf meinem Stahlross sitzen konnte, um von Dorf zu Dorf zu sausen, ohne zu schwitzen!

Aber meine Fahrten waren manchmal doch sehr notwendig; denn wie oft geriet so ein junger Arbeiter in Not und fühlte sich dann verlassen und allein in der fremden Umgebung. Manches Mädchen, das plötzlich Heimweh bekam, habe ich auf meinem Soziussitz nach Hause geführt, damit es seine Mutter wieder einmal sehe. Und am Morgen nahm ich es dann gewöhnlich wieder mit, nachdem die Krise überstanden war. Manchmal machte ich nachts noch eine Patrouille; wenn ich dann einen Knaben noch beim Heuabladen traf um zehn Uhr, redete ich mit dem Bauer, fand ich um zehn Uhr noch ein Mädchen auf der Strasse, redete ich mit dem Mädchen.

Einmal finde ich oben am Irchel morgens sieben Uhr einen Knaben mit allen Habseligkeiten beladen auf der Heimreise. Ich halte an und frage, was er habe. «Ich kann nicht mehr bleiben.» «Warum nicht?» «Da ist keine Ordnung im Haus. Das Bett hat Löcher, und während dem Essen schauen einem immer vier Katzen in die Suppe hinein.»

Ich lasse ihn fahren. Beim Bauernhof angekommen, erkundige ich mich,

warum der Knabe fortgelaufen sei. Eine missmutige Frau steht mir Rede: «Er sei halt zu wenig stark, dann werde er immer müde. Und empfindlich sei er auch. Nein, nein, sie brauchten keinen andern, es ginge besser allein.» Gut, dachte ich; Gas! Drüben strecken zwei Mädchen ihre Köpfe aus einem sauberen Küchenfenster und winken mit zwei Abtrocknern. Die Morgenluft ist herrlich frisch. Der Zwischenfall ist erledigt.

Unterdessen hat die Telephonordonnanz zu Hause in der Schule Ohren und Mund voll zu tun. Neue Hilfskräfte werden angefordert, alte zurückgemeldet. Die Klassenbilder verändern sich ständig, unsere Schule gleicht während vierzehn Tagen einem emsigen unruhigen Bienenhaus.

Noch könnte ich viele Geschichtlein erzählen von diesem Sommerdienst; aber sie wären doch alle vielleicht ein wenig durch meine Schulmeisterbrille gesehen, interessanter wird es sein, die Kinder noch aus ihren eigenen Tagebüchern plaudern zu hören. Zwei Freundinnen arbeiten zusammen in einem kleinen Dörfchen an der Thur; wir lesen im Tagebuch der einen:

Montag den Juni: Heute ist der grosse Tag. Wir standen auf dem Schulhausplatz und warteten. Ganze Radfahrertrupps waren da. Bald ertönte des Lehrers Ruf: Gruppe fünf! Und wir konnten abfahren. Es ging im Schuss über Ohringen, Hettlingen, Henggart, Andelfingen nach... Überall waren die Bauern tätig auf den Feldern. Ein Herr zeigte uns den Weg, wo die Familie wohnte, bei der wir angestellt waren. Als wir ankamen, durften wir sofort Znüniessen. Dann bekam ich Socken zum Anstricken. Nachher ging es in die Kartoffeln. Wir mussten die Stauden aufstellen, die von der Kuh umgedrückt worden waren. Nach dem Mittagessen zogen wir auf ein langes Runkelfeld. Als wir am Abend zu Emma in die Wirtschaft kamen, musste sie noch einen Haufen Geschirr abtrocknen, trotzdem es bald neun Uhr war. Wir halfen ihr noch. Sie sagte, ein Soldat hätte sich an der Ossingerbrücke erschossen. Um neun Uhr gingen wir heim. Wir dürfen in einem gemeinsamen Bett schlafen; das wird glatt!

Dienstag den 4. Juni: Heute kam der Lehrer mit dem Motorrad. Weil er Emma nicht fand, durfte ich hinten aufsitzen und im Hui gings durch Wald und Feld. Er sagte, Emma dürfe nicht mehr in der Wirtschaft arbeiten. Am

Mittag durften wir die Hühner füttern, die wie wild umherflatterten. Wir lasen die schönen Federn auf für unsere Sammlung. Am Abend gingen wir in den Stall. Zuvorderst steht Seppli, das gefleckte Kalb, dann kommen Mädi, Fleck und Pfäu, alle gefleckt. Flori und Laubi sind braun und werden immer gebraucht zum Ziehen. Wir nahmen Bürsten, und ich ging zwischen Mädi und Fleck und bürstete ihnen Bauch und Beine. Ich hatte zuerst Angst, aber sie taten mir nichts. Nachher kam Seppli dran. Er leckte mir immer die Hand. Wir beschlossen: Seppli gehört mir und Mädi dir.

Mittwoch den 5. Juni: Wir standen früh auf. Als wir uns gewaschen hatten, mussten wir die heimelige Bauernstube reinigen. Tötschli, das junge Kätzchen, sprang uns fortwährend auf den Wischer. Die Familie, bei der wir wohnen, hat drei Katzen: neben Tötschli noch Peter, der mehr als einen Meter hoch springt, wenn man ihm Fleisch hinhält, und dann das rötliche Ziemeli. Tötschli ist Ziemelis Kind. Kaum waren wir mit der Stube fertig, mussten wir die Gabeln nehmen, um draussen Gras zu zetzen. Nach dem Znüni gings ins Mättli; dort mussten wir das gestrige, fast Heu gewordene Gras wenden. Am Nachmittag brachten wir das erste Heufuder unter Dach. Wir durften drauf sitzen; das war wunderbar! Wir halfen abladen und stampften dann Heu. Mein Vater hat mir Enzianen geschickt aus dem Dienst. Er ist im Bündnerland. Morgen fährt er auf Urlaub.

Donnerstag den 6. Juni: Heute durften wir zusehen, wie man Bauernbrot backt. Sechs grosse Brote und ein Kuchen kamen aus dem Ofen; aber eines war einTätsch. Am Nachmittag sahen wir auf dem Felde zwei Rehe. Am Abend fuhren wir nach Andelfingen, um Karten zu kaufen. In einem Laden bekamen wir zusammen fünfundzwanzig Zeltli! Die schlecken wir nun mit Hochgenuss im Bett. Nachher mussten wir noch die Kaninchen und die Hühner füttern.

Freitag den 7. Juni: Heute gab es Kaninchenbraten! Peter sprang immer in die Höhe. Wir mussten das Zimmer der beiden Söhne machen. Wir wollten ihnen einen Streich spielen und schleppten schon Tannzapfen und Scheiter zu den Betten. Aber da wir uns fürchteten, es gebe Krach, warfen wir alles wieder zum Fenster hinaus. Aber dem Trudi machte ich dann später doch ein Schlupfbett. Als sie abends in die Federn wollte, konnte sie

nicht unter die Decke. Ich hatte das Licht vorher schon ausgelöscht und lachte heimlich im Dunkeln. Ich sah undeutlich, wie sie immer versuchte, ins Bett zu kriechen; aber es ging nicht. Als ich laut anfang zu lachen, zündete sie das Licht an und merkte den Streich.

Samstag den 8. Juni: Unsere Wäsche flatterte lustig in der Wiese. Jetzt haben wir Schwerarbeiter schon eine Woche hinter uns. Blasen habe ich schon vier. An jeder Hand zwei. Am Nachmittag kam mein Vater mit dem Velo heraus. Er ist ganz braun von der Bündneronne; aber er sagte, ich sei auch braun. Er half auch heuen. Bald war wieder ein Fuder auf dem Heustock. Am Abend begleitete ich ihn bis nach Andelfingen. Auf dem Heimweg fiel ich um und blutete am Knie. Vor dem Hause sah ich ein Reh. Da eine Frau hier übernachtete, durften wir auf dem Boden schlafen, was uns sehr gefiel.

Sonntag den 9. Juni: Heute ist Sonntag. Da es nach Regen aussah, holten wir noch Heu heim. Dann warteten wir auf den Besuch von Trudis Eltern. Der Vater kam mit dem Velo, die Mutter mit der Bahn. Wir spazierten zusammen über die Felder. Wir zeigten ihnen, wo wir gearbeitet hatten und waren ganz stolz.

Montag den 10. Juni: Am Abend durften wir im Laden eine Schokolade holen. Die Bäuerin kauft sonst nichts dort. Wir können den Krämer auch nicht leiden. Er schaut uns immer so giftig an.

Dienstag den 11. Juni: Heute zogen wir zum Froschfang. Mit Jaucheschöpfen; aber wir brachten keine heim. Zu Hause lachte man uns aus.

Mittwoch den 12. Juni: Heute kam der Lehrer wieder angedampft; aber er hatte nur wenig Zeit. Ich möchte auch so herumfahren.

Donnerstag den 19. Juni: Den Teig, den die Bäuerin gestern in einer Stube zubereitet hatte, knetete sie heute morgen in aller Frühe. Wir haben gut geschlafen. Nur etwa um zehn Uhr läutete es gestern nacht in unserem Bett. Heute stellte es sich heraus, dass die Söhne uns den Wecker ins Bett gestellt hatten. Etwa um elf Uhr roch es gewaltig nach Bauernbrot. Unsere zwei selbstgebackenen sahen lustig aus; meines wie ein Hundskopf. Am Nachmittag durften wir die Brötchen in die Stadt nach Hause bringen. Nach der Rückkehr mussten wir noch Heftli vertragen.

Auf der Nachbarwiese sahen wir einen wilden Hasen, der das Männchen machte.

Freitag den 14. Juni: Heute morgen ging's in die Runkeln, nachher hackten wir das Gemüse. Später mussten wir Kartoffeln «schorpeln». Es war zum Vergitzeln. Als wir unter einem Baum Znüni assen, kam ein Mann und brachte einen Marschbefehl. Der Bauer muss morgen früh wieder einrücken. Über Mittag hörten wir aus einem Radio, irgendwo im Dorf, dass die Deutschen in Paris einmarschiert seien. Wir dachten gar nicht mehr an den Krieg. In der Nacht schreckte uns ein Klingeln aus dem Schlaf. Wir hörten draussen Herrn Baumann Abschied nehmen. Als wir am Morgen aufstanden, war er schon eingerückt.

Samstag den 15. Juni: Heute haben wir den letzten Zwick an der Geissel. – Wir schnürten unsere Bündel und nahmen Abschied von den Bauersleuten und bedankten uns. Zu unserem Erstaunen erhielt jedes noch einen kleinen Lohn. Wir wollten ihn zwar nicht nehmen, aber wir mussten. Nun ade, du mein liebes Dörfchen. Die bekannt gewordenen Leute, so der Chrigel, d'Lini Burgmüller und d'Elsbeth und de Franz Meier, alle müssen wir verlassen. D'Elsbeth und de Franz waren die glättsten. Auch von den Tieren mussten wir Abschied nehmen. Die Kühe schauten uns ein bisschen wehmütig an. Dann trampften wir als währschafte Bauern nach Töss. Dort konnte ich gerade in der Pünt antreten und zeigen, was ich gelernt hatte. Am Abend half ich der Mutter noch viel. Ich glaube, sie war zufrieden; sie hat gesagt, ich habe diese vierzehn Tage etwas gelernt.

17. Juni: Heute mussten wir in die Schule. Alle sind braun. Wir haben uns unheimlich viel zu erzählen. Emma Lutz ist die braunste.

18. Juni: Regen und Schule.

19. Juni: Heute kam eine Karte von Herrn Baumann aus dem Dienst. Er danke uns noch vielmal für unsere Hilfe. Wir sassen jetzt wohl wieder in den Schulbänken. Das müsse halt auch sein. Das weiss ich schon, aber manchmal habe ich halt Heimweh nach dem Dörfchen am Fluss.

Noch einige Aufzeichnungen eines Knaben aus sehr bescheidenen Verhältnissen, in dem der Hilfsdienst den Entschluss gereift hat, Bauer zu werden. Er schreibt in seinem Tagebuch:

7. *Juni*: Um ein Viertel nach acht langte ich am Ziele an und wurde freundlich empfangen. Mit einer Gabel bewaffnet gings dann zum Zetten. Später erquickten wir uns an Most, Speck und gutem Bauernbrot. Die Zeit des Mittagessens rückte bald heran. Es gab: Kartoffeln, Speck, sterilisierte Birnen und schwarzen Kaffee; natürlich vorher noch Suppe. Am Nachmittag hatte ich eine leichte Arbeit. Mit Lockerer und Ross ging es in die Kartoffeln. Ich musste das Pferd durch jede Furche führen und aufpassen, dass es die Stauden nicht zertrat. Hie und da zwickte ich ihm mit der Geissel eins auf den Rücken. Von zwei bis fünf Uhr hatten wir eine Strecke von fünfzehn Kilometer zurückgelegt. Nach dem Zabig ging es dann zum Mädeln. Um halb sieben assen wir wieder: Kaffee, Rösti und Brot. Nachher holten wir noch Grünfutter, und später half ich Fredi noch im Rossstall. Um halb neun Uhr begaben wir uns ins Bett. Fredi und ich schlafen im gleichen Zimmer.

4. *Juni*: Tagwacht um fünf Uhr! Morgenessen. Nachher mistete ich den Pferdestall, und um acht Uhr ging es schon wieder zum Zetten. Den ganzen Tag: Zetten. Bis am Abend.

5. *Juni*: Heute konnten wir das erste Heu einbringen. Ich musste rechnen. Nach zwei Stunden standen zwei stattliche Fuder im Feldweg. Wir mussten sie heute noch abladen. Nach dem Nachtessen fingen wir an. Ich musste stampfen. Ich schlug den Kopf oft an die Balken. Um halb elf Uhr nachts waren wir fertig. Ich war tropfnass von Schweiss.

6. *Juni*: Da wir heute wieder die gleiche Arbeit hatten wie gestern, will ich die Namen unserer Wiesen aufschreiben: Der Weiher, Giesberger, Rüti, Kugelhof, der vordere Bernet, der hintere Bernet, der mittlere Bernet, der Wagenbrunnen... zusammen einundzwanzig Stück.

7. *Juni*: Das gleiche Arbeitsprogramm wie gestern. Das Wetter ist wunderbar. Am Morgen hat mich der Lehrer besucht, um mich nach meinem Wohlbefinden zu fragen. Ich konnte ihm befriedigende Auskunft geben.

8. *Juni*: Am Abend ging ich nach Hause, um den Sonntag daheim zu verbringen. Nach dem Abladen assen wir Zabig, worauf ich mich umkleidete. Im Rucksack steckten, gut verwahrt, zwei Dutzend Eier, die ich von der Bäuerin bekommen hatte. Ich dankte noch allen und fuhr dann los. In

Hettlingen traf ich noch drei Schüler aus meiner Klasse, die den Sonntag auch zu Hause verbringen wollen. Nach einer Stunde Fahrt langten wir daheim an. Die Mutter war hocheifrig über die Eier. Meine Schwester hatte auch Heuerurlaub. Nun gings an ein Erzählen, das nicht mehr enden wollte. Müde von der schweren Arbeit der Woche legte ich mich dann zu Bett.

9. Juni: Hatte mich jemand geweckt? Waren sie ohne mich ins Grünfütter? Ich rieb die Augen; war ja zu Hause. Und alles stand wieder vor meinen Augen; die Arbeit der letzten Woche, die neuen Menschen. Am Nachmittag machte ich mit meiner Schwester eine Velotour. Um acht Uhr ging ich ins Bett, um am Morgen wieder frisch zu sein.

10. bis 16. Juni: Am Montag fuhr ich um sechs Uhr wieder aufs Land hinaus. Die ganze Woche hatten wir dieselbe Arbeit: Zetten, wenden, rechnen, aufladen, abladen. Die letzten Tage waren die schwersten, weil die grössten Wiesen abgemäht wurden. Müde wurde ich von der ununterbrochenen Arbeit, aber ich möchte doch einmal Bauer werden. Der Vater hat nichts dagegen. Er sagt, das sei gesünder als in der Fabrik.

11. Juni: Erster Schultag. Wir erzählten einander unsere Erlebnisse. Auch die Lehrer schienen mir freundlicher als vor dem Heuet. Während den Sommerferien werde ich wieder draussen arbeiten. Ich freue mich schon jetzt.

Ausblick

Und nun naht bald wieder der Sommer, und immer noch hat unsere Erde keine Ruhe gefunden. Die Rosse des Krieges stampfen mit unverminderter Härte durch unser Glück.

Wir sitzen in unseren Schulstuben und warten auf die Sonne, auf warmen Regen, der aus föhnigem Himmel fällt und Gras und Frucht aus dem erwachten Boden löst. Auch auf den Frieden warten wir; aber der wird noch ferner sein als unsere Arbeit, auf die wir uns alle freuen. Bald werden wir wieder in den Feldern stehen, die meisten am alten Ort. Und die gleichen Wiesen werden wieder geschnitten, aus denselben Äckern heben wir die neuen Früchte und spüren zutiefst die ewige Güte des Bodens.

Nur die Güte der Menschen ist noch nicht erwacht. Wie manchmal muss wohl die Erde noch erblühen, bis aus unseren Herzen der Frühling steigt? Wenn uns Schweizer auch die Türme des Hasses nur von ferne beschatten, wir atmen doch im Antlitz des Leids, und die Früchte unseres friedlichen Bodens bergen den herben Geruch gemeinsamer Scham.

Wir wissen es alle; wenn wir auf unseren Äckern stehn: keine unserer Hände bringt den verlorenen Frieden zurück. Aber wenn sich die Wogen des Hasses einst glätten und die heimkehrenden Krieger mit leeren Fäusten vor einem neuen Leben stehn – dann haben wir Jungen unsere Hände schon an die neuen Gebärden gewöhnt, an die Gebärden der Brüderlichkeit, die uns allein aus der Not zu erheben vermögen, die uns allein einen neuen Krieg ersparen werden.

Verlernen wir dann im Frieden nicht, was uns eine schwere Zeit gelehrt: füreinander einzustehen auf der kurzen Strecke unseres Lebens, einander zu achten und zu lieben, damit die Erde sich nicht schämen muss, neben Bäumen und Wiesen, Gebirgen und Meeren auch Menschen zu tragen.

DIE MEHRKAMPFIDEE UND ICH

VON WILLI NIEDERER

Die Zeit liegt noch nicht weit zurück – es war in den letzten Jahren vor Kriegsbeginn –, als wir gewissermassen den Höhepunkt von Verweichlichung in der körperlichen Ertüchtigung unserer Jungmannschaft erreicht hatten. Es war nur gut, dass sich einige Massgebende dessen klar bewusst waren und schon damals ihre Arbeit darauf konzentrierten, zu gegebener Zeit mit überzeugender Aufklärung und Tatkraft überall dort einzuspringen, wo die Gefahr einer zunehmenden Nachlässigkeit gegenüber der notwendigen Förderung der Volksgesundheit am grössten war.

Jeder der Schule entlassene junge Schweizer trägt bereits ein gewisses Verantwortungsgefühl in sich, das ihn mit dem gesunden Stolz erfüllt, einst in die Reihen der jungen Soldaten gestellt zu werden, im Bewusstsein, ein herrliches Vaterland zu haben, von einem aufrichtigen Wehrwillen beseelt.

Das ist gut so und kann unter gesunden Verhältnissen gar nicht anders möglich sein. Denken wir uns selbst wieder einmal in jene Jahre zurückversetzt, wo wir mit jungendlichem Drang und Draufgängertum, keine Gefahren kennend, unsern Körper schulten, ohne uns in unserer Unvollkommenheit ein bestimmtes Ziel gesteckt zu haben!

Ich erinnere mich z.B. noch recht gut an jenen gesunden Ehrgeiz, den ich in mir getragen habe, gegenüber meinen Kameraden in keiner Weise zurückzustehen, um dann schliesslich mit ihnen dem Vaterland den Dienst als junger, treuer und zielbewusster Soldat leisten zu dürfen. So hatte ich schon früh genug die Erkenntnis, dass ich diesem Ehrgeiz nur gerecht werden könne, wenn ich gleichzeitig meinen Charakter und den festen Willen schule, nämlich das, was die Selbsterziehung des jungen Mannes ausmacht.

Ich war mitten in den lebendigsten Jahren der Nachschulzeit, als ich begann, in geistiger und körperlicher Beziehung reiflicher zu überlegen, wie die

Überbordungen des jugendlichen Übermutes am wirksamsten eingedämmt werden könnten, um aus diesen schäumenden Kräften möglichst viel Nutzen zu ziehen. Und unwillkürlich fühlte ich in jenen eigentlichen Pubertätsjahren den gesunden Drang in mir, das Ideal des reifenden Verantwortungsbewusstseins des jungen Mannes in der körperlichen Vorbereitung zum wehrhaften Schweizer zu suchen. Ich konnte aber in einer einseitigen, wenn auch noch so erfolgreichen körperlichen Betätigung keine rechte Befriedigung finden. Ich fragte mich damals schon öfters: was nützen mir auch die grössten Erfolge in einer Sportart ohne die Voraussetzung, dass der Körper vorher die vielseitigsten Vorbereitungen durchgemacht hat? Ich haftete fest an meiner Überzeugung, welche sich in der Folge immer mehr rechtfertigte, dass der Sport nur dann wirklich nützt, wenn er einerseits durch sein vielseitiges Training jede Vernachlässigung irgendeines Körperteiles verunmöglicht und anderseits, indem er dadurch die breitesten Volksmassen zu gewinnen vermag, zur solidesten Grundlage für die Hebung der Volksgesundheit wird.

Mit einem gewissen Stolz bin ich seinerzeit in meiner künftigen Garnisons Stadt angetreten, um als werdender Soldat zusammen mit gleichalterigen Kameraden aller Landesgegenden die Rekrutenschule zu bestehen. Dort lernte ich auch sehr bald ermessen, wie wertvoll parallel zur körperlichen Ertüchtigung die grundlegende geistige Schulung ist, um Sinn und Geist der strengen soldatischen Erziehung und den Zweck ihrer Strapazen richtig verstehen zu können. Da gab mir die Feststellung, durch meine aufbauenden Vorbereitungen das nötige geistige und körperliche Rüstzeug erreicht zu haben, die grösste Genugtuung. Weniger erfreulich war dagegen die Feststellung, dass dem weitaus grössten Teil dieser angehenden Soldaten offensichtlich die der Rekrutenschule voranzugehende Körperschulung zur Vielseitigkeit und Härte fehlte, eben jener Härte, in der nicht nur die körperliche, sondern ebenso sehr die geistige Widerstandsfähigkeit des Wehrmannes gegenüber Höchstanforderungen des Dienstes liegt, und die man einzig durch zweckmässiges und gut konzentriertes Training erlangen kann. Zäher Wille, gesteigerte Energie und vor allem Selbstbeherrschung, wie sie vom letzten Soldaten gefordert

werden müssen, haben da vielerorts entschieden gefehlt, weil sie eben auf der Basis der von den betreffenden Kameraden getroffenen Vorbereitungen – wenn sie sich solchen überhaupt hingeeben haben – nie im entsprechend notwendigen Grad erreicht werden konnten.

In dieser Zeit begann ich mir die vielen Einwände zu überlegen, mit welchen hohe Offiziere gegen den Sportbetrieb aufgetreten sind. Immerhin wollte ich mich mit keinem oberflächlichen Urteil begnügen; denn meine bisherige geistige und körperliche Vorbereitung erlaubte es mir nicht, diese schliesslich erfahrenen Männer durch meine jungen Ansichten irgendwie herauszufordern. Was nützt uns ein tüchtiger Spitzenkünstler auf sportlichem Gebiet, fragte ich mich, wenn ich jeweilen feststellen musste, dass ein solcher auf einem langen, erhitzenden Marsche dem Druck des Tornisters jämmerlich erlag, oder wenn ich eine Spielmannschaft nach einem Erfolg sich dem übermässigen Genuss der Siegesfeier hingeeben sah. Gerade sie vermochten z.B. das Wesentliche an der Sache noch nicht zu erfassen, sonst hätten sie keinen Anlass gefunden, sich, hätten sie wirklich aus einem Drang zur Forderung der Volksgesundheit Sport getrieben, dann wieder zu erschöpfen und damit sorgfältig aufgebaute, wertvolle Kräfte auf leichtsinnige Art wieder zu verlieren.

Sind das nicht genügend begründete Argumente für die Armeeleitung, gegen einen solchen Sport aufzutreten? fragte auch ich mich. Und ich suchte daher eifrig nach den Mitteln, um bei jeder sich bietenden Gelegenheit reformierend wirken zu können, fand aber dabei selbst noch nicht jenen Weg, der für mich heute der einzig ideale ist.

Die olympischen Spiele 1936 standen bevor. Jeder sich um die Leibesübungen interessierende Jüngling hat damals die Vorbereitungen zu diesem grössten Anlass der Sportgeschichte mit aller Aufmerksamkeit verfolgt. Was mich dabei am meisten fesselte, war weder die eine noch die andere spezielle Sportart, von der Tausende von Schaulustigen sprachen oder bei der es sich im Grunde fast nur noch um eine sportliche Sensation handelte, sondern der uns Schweizern ganz neu erscheinende moderne Fünfkampf.

Wenn ich jeweilen von den bescheidenen Vorbereitungen unserer Olympioniken im modernen Fünfkampf hörte – es war in jener Zeit, als ich bereits die Hälfte meiner Rekrutenschule hinter mir hatte –, befasste ich mich immer mehr mit den Gedanken über Zweck und Ziel dieser Bewegung. Zuerst erschien es mir natürlich recht unharmonisch, dass der gleiche Wettkämpfer die im Grunde sich in der körperlichen Beanspruchung widerstrebenden Disziplinen, wie Fechten, Schwimmen, Geländelauf, Schiessen und Reiten, in einem Wettkampf zu bestehen hatte. Diesen persönlichen Konflikt über die Zusammensetzung dieser verschiedenen Sportarten – wenn ich mich überhaupt so ausdrücken will – hatte ich aber recht bald überwunden. Denn worin liegt ein noch grösserer Wert von sportlicher Betätigung, als gerade in diesem Mehrkampf? Wo wird jedes Spitzenkönnertum mit all seinen Nachteilen in bezug auf Einseitigkeit mehr in den Hintergrund gestellt als in dieser idealen Bewegung? Und wo spielt schliesslich nicht die Sensation des Sportes, sondern seine Betätigung als solche die Hauptrolle, wie beim modernen Fünfkampf?

Drei Schweizeroffiziere hatten sich das grosse Ziel gesteckt, unsere Milizen beim Treffen von Offizieren aller Nationen an der Olympiade in Berlin ehrenvoll zu vertreten. Begleitet von einem Grundgedanken, wie ihn nur der echte und aufrichtige Sportsmann in sich tragen kann, sind sie an diese grosse Aufgabe herangetreten. Wenn man sich nur einigermassen ein Bild machen kann, was es heisst, modernen Fünfkampf zu trainieren, weiss man schon genug von den Opfern, die diese Milizoffiziere im zivilen Leben auf sich nehmen mussten. Sie waren sich aber bewusst, dass sie für eine grosse kommende Sache arbeiteten, um eine Breitenentwicklung des modernen Fünfkampfes nicht nur als Grundlage zur soldatischen Ausbildung, sondern dadurch auch für die Volksgesundheit im Allgemeinen anzubahnen. Sie wussten schliesslich auch, dass sie es für unser Vaterland taten und waren deshalb gewillt, alles daran zu setzen, um einen Erfolg sicherzustellen.

Durch die eifrige Verfolgung aller dieser Vorbereitungen lernte ich, mir diese wirklichen Sportsleute zum Vorbild zu nehmen, und meine Überzeugung vom hohen Wert der Sache wurde dadurch immer mehr bekräftigt.

Wo ich hinkam und wo ich mich über sportliche Fragen unterhielt, spielte ich unwillkürlich auf dieses Thema an, um meine Kameraden davon zu begeistern. Und tatsächlich bin ich auch überall dort, wo ich Leute traf, die Sport aus den gleichen Überlegungen heraus betrieben, auf das entsprechende Verständnis gestossen, und ich habe die richtige Begeisterung gefunden.

Indessen wurde ich als ausgebildeter Soldat aus der Rekrutenschule entlassen und vermochte nun erst meine einst auf ziviler Basis aufgebauten Richtlinien über die körperliche Betätigung auf den Wehrgedanken zu übertragen.

Die olympischen Spiele waren inzwischen feierlich eröffnet worden, und recht bald kam die erfreuliche Kunde in die Schweiz, dass sich unsere Offiziere an diesem grossen Treffen trotz gewisser Unkenrufe tapfer durchgekämpft hätten.

Es war schon damals mein Wunsch, der vorbildliche Geist dieser wackeren Kämpfer möchte sich einmal auf der ganzen Linie der Sportbewegung mit Einfluss durchsetzen. Umso grösser war daher meine Genugtuung, als ich später vernehmen konnte, dass die gleichen Vorkämpfer dieser schönen Sache sich mit aller Energie dafür einsetzten, dem modernen Fünfkampf in der Schweiz die wünschenswerte Breitenentwicklung zu verschaffen. Unermüdliches Arbeiten dieser Männer brachte es fertig, den militärischen Mehrkampf in der Schweiz so zu fördern, dass bereits hierzulande Armeemeisterschaften im modernen Fünfkampf ausgetragen werden konnten. Damit war auch die erforderliche Grundlage geschaffen, um in alle Landesteile zu gelangen und die Gleichdenkenden zu aktiver Mitarbeit zu bewegen. War es auch im ersten Jahr noch eine bescheidene Schar von Anhängern, so bewies der Lauf der Zeit, dass der Mehrkampfgedanke ziemlich rasch Boden fasste; denn im darauffolgenden Jahre stellte sich an den Armeemeisterschaften bereits die doppelte Zahl von Wettkämpfern.

Die gleichen Leute., die die Schweiz an der Olympiade vertreten hatten, waren mit ihrer Aufbauarbeit im Jahre 1939 bereits so weit, dass an den Armeemeisterschaften kurz vor Ausbruch des grossen Krieges eine noch stattlichere Schar von Wettkämpfern am heissumstrittenen Wettkampf teilnahm.

Niemand von uns wusste damals, dass es die letzte grosse Vorbereitung vor unserer aktiven Dienstleistung war. Wohl trugen wir uns mit stillen Vermutungen, weshalb wir uns mit umso grösserer Hingabe für den höchsten Dienst am Vaterlande vorbereiteten. Wir sind daher damals mit besonderer Befriedigung von den Armeemeisterschaften nach Hause zurückgekehrt, in der Erkenntnis, dass es nun gelte, alles daran zu setzen, um überall aufklärend und überzeugend für unsere Sache einzutreten und eine grosszügige Entwicklung des militärischen Mehrkampfes zu bewirken.

Ein grosses Glück hat uns bis anhin vom Kriege ferngehalten. Wir schätzen jeden Tag, der uns noch im Frieden vergönnt ist. Ich frage mich oft: hast du dein Möglichstes getan, was du der Vorbereitung für den Dienst des Vaterlandes schuldig bist? Wohl jeder vom wahren Gedanken des Wehrsportes beseelte Soldat wird damals beim Kriegsausbruch eine gewisse Befriedigung gespürt haben, durch solide Vorbereitung zum ernstesten Dienst seiner Verantwortung dem Vaterland gegenüber gerecht geworden zu sein. Seither bot sich nun während der langen Aktivdienstzeit Gelegenheit, den Begriff des militärischen Mehrkampfes in der Truppe zu verbreiten, um allmählich den hintersten Mann zu erfassen. Umsichtige Soldatenerzieher verstanden diese Zeit auszunützen und machten sich um die Förderung des modernen Fünfkampfes in der Armee verdient.

Der General, der bereits als Oberstkörpskommandant bei den Armeemeisterschaften überzeugende Worte gesprochen hatte, erliess den Befehl über die Durchführung von Armeemeisterschaften im Aktivdienst. Er brachte den Erfolg, den unsere bewährten Olympiakämpfer stets vor Augen hatten und für den sie sich, wo immer nur möglich, mit unermüdlichem Eifer einsetzten.

Tiefer, als man glaubte, hatte der Mehrkampf während dieser Zeit in der Armee schon Boden gefasst, und es entwickelte sich in den Einheiten ein wahrer Wettstreit auf die grossartige Prüfung in Thun.

Das freundliche Städtchen sah über tausend in heller Begeisterung für die Mehrkampfsache antretende Soldaten, die hier während einigen Tagen im Wettkampf das zeigten, was sie durch einen gesunden Wehrwillen, unermüd-

liche Energie und nicht zuletzt durch flotte Kameradschaft während langer Aktivdienstzeit geübt und sich angeeignet hatten. Es war ein Kern braver Soldaten, geschart um die vielverdienten Vorkämpfer der ganzen Bewegung, die auch diesmal wieder mit dem leuchtenden Vorbild vorangegangen sind und durch ihre aktive Mitwirkung ihre tiefe Überzeugung vom hohen Wert der Sache bewiesen haben. Mag der Eindruck jener fremdländischen Offiziere gewesen sein wie er will, vom energischen Wehrwillen unseres Volkes haben sie bestimmt durch diese stattliche Schar von Wettkämpfern ein genügend lebendiges Bild erhalten, um daraus den wahren Geist eines Eidgenossen zu erkennen. Diesmal war es unser verehrter General Henri Guisan, der zu den Wettkämpfern ermahnende, aber nicht weniger erfreuliche und aufmunternde Worte sprach, die jedem Schweizerjüngling Wegweiser sein sollten: «Ein schwacher Körper befiehlt, ein starker aber gehorcht!»

Immer wieder rief ich mir diese Worte in Erinnerung, wenn es galt, eine Ansicht zu verteidigen, d.h. einen überzeugenden Beweis von der Unentbehrlichkeit des Sportes zu erbringen und zu betonen, was er, in aller Unverdorbenheit betrieben, in der Charakterausbildung der jungen Leute zu leisten vermag.

Mit vollkommener Befriedigung habe ich mit meinen Dienstkameraden damals den Heimweg zum Standort der Truppe angetreten, mit einer Befriedigung, die weniger auf unseren persönlichen Leistungen als auf dem tiefen Eindruck beruhte, den die Art und Weise dieser vielsagenden Wettkämpfe sowohl auf die Teilnehmer, als auch auf die Aussenstehenden hinterlassen hatte. Hätten diese Armeemeisterschaften von 1940 ein Jahr früher stattgefunden, wären sie eine treffliche lebendige Ergänzung zum Ausdruck unseres Wehrwillens an der Höhenstrasse der Landesausstellung in Zürich gewesen. Das Städtchen Thun mit den unermüdlichen Organisatoren wird immer mit der Geschichte des militärischen Mehrkampfes eng verbunden bleiben.

Unsere Truppe stand vor der Entlassung. Ich suchte während der Urlaubszeit ständig nach neuen Mitteln und Wegen, um mich durch Ausnützung des praktischen Erfolges von Thun auf dem Boden meiner engeren Heimat der Sache so wirkungsvoll als möglich widmen zu können.

Ein Rundgang an der letzten Landesausstellung hat uns deutlich gezeigt,

dass es für den Schweizer keine Halbheiten gibt. Ein gesundes Streben im Kampf ums Dasein verlangt von uns, im Berufsleben nur das Beste zu leisten. Gilt dies nicht ebensosehr für die körperliche Ausbildung eines Volkes als eine der wichtigsten Grundlagen für die berufliche Leistungsfähigkeit? Ein widerstandsfähiges Volk, das sich unter allen Umständen und jederzeit behaupten will, muss unbedingt ebenso gut körperlich wie geistig ausgebildet sein.

Ein grosser Teil dieses nationalen Aufbauwerkes der Leibesübung fällt heute auf die Ausbildung unserer Soldaten. Ein Soldat ohne gründliche körperliche Ausbildung durch gesundes, nützliches Training wird nie zu dem leistungsfähigen Wehrmann, den wir heute nötig haben. Die Schlagkraft einer Armee kann nur erreicht werden, wenn der hinterste Soldat, durch eine vollkommene Körperschulung gestählt, allen Strapazen physisch gewachsen ist. Diese Körperschulung muss auf einem systematischen Aufbau beruhen, der es erlaubt, auch den schwächsten Mann auf eine angemessene Durchschnittsstufe zu bringen.

Ich erinnere mich immer wieder an meine Dienstleistung bei der Truppe, wo ich zu meinem grossen Vergnügen viel Gelegenheit hatte, mit Sportskameraden zusammenzuarbeiten. Es muss für einen Offizier unbedingt eine besondere Genugtuung bedeuten, ausgezeichnete Sportsleute in seiner Truppe zu haben, von denen er das Äusserste verlangen kann, weil er weiss, dass sie nach der grössten Anstrengung immer noch imstande sind, die soldatische Haltung zu wahren, das heisst, wenn nötig, den Kampf mit dem Feind aufzunehmen. Natürlich ist der Nutzen guter Sportsleute, wenn sie nur eine kleine Minderheit bilden, sehr gering, solange das Gros der Truppe noch weit unter dem Durchschnitt steht. Daher sehe ich die Erreichung des erforderlichen Zieles einzig im allgemeinen Bestreben, der körperlichen Ausbildung der Truppe auf breitester Basis grundlegend Bedeutung zukommen zu lassen. Denn schliesslich ist der Sport gewissermassen die Erziehung durch Leibesübung. Die Armee ist nur dann beweglich und stoss kräftig, wenn sie aus körperlich vollkommenen und dazu möglichst vielseitig ausgebildeten Mannschaften besteht. Aus eigener Erfahrung darf ich behaupten, dass der Sport in der Armee ein bestes Mittel zur körperlichen und geistigen Ertüch-

tigung, sowie zur Selbsterziehung und Kameradschaft ist. Er fördert den draufgängerischen Kampfgeist und hebt die Kampfkraft. Durch ihn wird die körperliche Leistungsfähigkeit des Soldaten wesentlich erhöht: denn sein Körper wird gestählt, er erhält Kraft, Ausdauer, Schnelligkeit, Mut und Gewandtheit. Der Wille jedes Mannes wird gehärtet, die Selbstzucht und damit die Erziehung des Soldaten zum einsatzbereiten Kämpfer wird auf die Stufe gebracht, die zur Erreichung des gemeinsamen Zieles einer Truppe erste Voraussetzung sein muss. Der Sport zwingt aber auch zur Unterordnung und kann dadurch den Zusammenhang und Korpsgeist der Truppe vorteilhaft steigern. Gleichzeitig bietet er dem Soldaten auch angenehme Entspannung und Erholung, wobei ihm durch die allmählich erreichte Routine auch das anstrengendste Training zum eigentlichen Vergnügen wird. Daher liegt gerade im Beherrschen unserer hochwertigen Turnübungen vielleicht die grundlegende Schulung in der körperlichen Ausbildung des Soldaten.

Diese körperliche Ausbildung des Soldaten im Militärdienst allein genügt noch nicht; der Mann muss sich auch im Urlaub zu Hause ständig ebenso intensiv den Leibesübungen widmen, um sich für den nächsten Dienst wieder die erforderliche neue Vorbereitung zu schaffen. Dann vermag der im Dienst aufgenommene gründliche Sportsbetrieb nur vorteilhaft auf den Mann einzuwirken, indem er während der Dienstleistung Freude an den Leibesübungen bekommt, um dann zu Hause sich aus einem spontanen Verantwortungsgefühl heraus einem sorgfältigen Körpertraining hinzugeben.

Deshalb kann der hohe Wert, der in der Schaffung des Schweizerischen Sportabzeichens liegt, nicht genug geschätzt werden. Der eigentliche Kern der Sache liegt aber weder am Sportabzeichen selbst noch in der Art der Prüfungen, sondern vielmehr darin, dass die breite Volksmasse durch diesen Appell an den gesunden Ehrgeiz zu einer mehr oder weniger langen sorgfältigen Vorbereitung gezwungen wird. Das Ziel ist eigentlich damit schon erreicht, dass wir das Volk mit Überzeugung am Training sehen, eine Tatsache, die nach Ablauf weniger Jahre den fruchtbarsten Einfluss auf seine Gesundheit und Leistungsfähigkeit haben wird und damit die Zuversicht stärkt, je-

dem Ansturm gewachsen zu sein. Mit dieser Bewegung haben wir auf alle Fälle eine ansehnliche Stufe im Dienste an der allgemeinen Volksgesundheit gewonnen.

Der nächste und höchste Schritt ist derjenige zum militärischen Mehrkampf. Es erübrigt sich, jetzt noch besonders hervorzuheben, dass der militärische Mehrkampf durch seine Vielseitigkeit die Krönung aller Bestrebungen auf dem Gebiete der wehrsportlichen Betätigung darstellt. Es gilt also nur noch, auf das eine Ziel hinzuarbeiten: auf die Verbreitung des Mehrkampfgedankens in jeder Einheit! Eine Armee, die den Mehrkampf trainiert, kann ruhig behaupten, das zu tun, was zur Vorbereitung für den Einsatz als die beste körperliche Bewährungsprobe angesprochen werden kann, gleichzeitig aber auch der Volksgesundheit am meisten dient.

Heute dürften die Zeiten überall endgültig vorbei sein, in denen man infolge mangelnder Aufklärung die Körperbildung vernachlässigte und den hohen und selbstlosen Zweck des militärischen Mehrkampfes anzweifelte. Denn heute gilt es, gerade auf solche Weise die Menschen zur Gemeinschaft zu erziehen. Was aber ist dazu mehr geeignet als der Sport, der, in vernünftige Bahnen geleitet, immer das beste körperliche Erziehungsmittel sein wird, das auch geistige und seelische Vorteile bietet?

Darum heisst es, sowohl im Militärdienst wie im Zivil, die breite Masse hinauszuführen an Luft, Sonne und Wasser. Dann erfüllt der Mehrkampfgedanke im Dienste der Volksgesundheit als höchstes Gebot allmählich seinen idealsten Zweck in der Vervollkommnung des für das ganze Land geltenden Begriffes von der mens sana in corpore sano!

ARBEIT FÜR DIE ZUKUNFT

VON GOTTFRIED ZEUGIN

Der Aktivdienst hat eine militärische Organisation in Erscheinung treten lassen, die in Friedenszeiten lediglich auf dem Papier steht: den Armeestab. Im gewaltigen Räderwerk der Landesverteidigung ist der Armeestab die Zentrale; in sinnreicher Gliederung umfasst er all die vielen Hilfskräfte, deren der Oberbefehlshaber und seine engsten Mitarbeiter bedürfen für die Führung, Ausbildung und den Unterhalt der Armee wie für die Organisation der Landesverteidigung überhaupt. Ein Grossteil der hier geleisteten Arbeit gilt den Bedürfnissen des Tages, der Gegenwart, des jetzigen Aktivdienstes. Daneben aber wird auch Arbeit auf weite Sicht geleistet, Arbeit für die Armee der Zukunft. Dabei darf man sich freilich nicht vorstellen, es handle sich um zwei organisatorisch scharf getrennte Zweige. Auch die gewöhnlichste Verwaltungstätigkeit darf nicht ertrinken in den Anforderungen und der Routine des Alltags, sondern muss stets auch den Blick offen halten für die Erfordernisse und Möglichkeiten der Zukunft, wie andererseits die vorwiegend auf die Zukunft gerichtete Tätigkeit sich nicht lösen darf von den Gegebenheiten und den Anforderungen der Gegenwart. Eine Armee, die nur den Bedürfnissen der Gegenwart lebte, trüge schon den Keim der Niederlage und des Untergangs in sich. Denn eine Armee ist nie fertig; sie erreicht nie einen Stand, der ihr erlauben würde, auf den errungenen Lorbeeren auszuruhen. Auf dem Gebiet der Kriegführung wie auf allen andern Gebieten ist alles im Fluss und ist Stillstand gleichbedeutend mit Rückschritt. Das ist vielleicht nie deutlicher in Erscheinung getreten als im Mai 1940. Während Frankreich die im Stellungskrieg erstarrten Fronten von 1914/18 verewigte im ungeheuren Ausbau der Maginotlinie und auf ihre Unbezwingbarkeit vertraute, hat die deutsche Wehrmacht unter zielbewusster Ausnützung der Fortschritte der Technik die Mittel gefunden zur Führung eines Bewegungskrieges und zur Durchbrechung stärkster Festungs-

fronten. Selbst nach dem Feldzug in Polen hielt Frankreich an seinen veralteten Anschauungen fest, während die deutschen Heere nicht auf ihren Erfolgen ausruhten, sondern sogleich die im Osten gemachten Erfahrungen verwerteten in gründlicher Schulung von Führung und Truppe und in der Vorbereitung der Westoffensive. Schliesslich haben wir es ja auch im eigenen Lande erlebt, wie uns der Stillstand unserer Armee von 1919 bis 1933 in Rückstand gebracht hat, so dass der dann einsetzende Ausbau ganz gewaltige Anstrengungen erforderte und auch heute noch erfordert. Ein gnädiges Geschick und der in der Rückkehr zur uneingeschränkten Neutralität im Jahre 1938 bewiesene Weitblick unserer aussenpolitischen Führung haben uns bisher die nötige Zeit verschafft, das früher Versäumte weitgehend nachzuholen. Wer sich aber der Unzulänglichkeiten unseres Wehrwesens vor zehn Jahren bewusst ist, verspürt darum die Verpflichtung, einer Wiederholung früherer Fehler entgegenzuarbeiten.

Um mit der Entwicklung der Taktik und der Technik Schritt halten zu können, muss eine Armee geistig sehr beweglich, fortschrittlich und aufgeschlossen für alles Neue sein. Zugleich aber muss sie auch konservativ sein in der Bewahrung und Pflege vorhandener, hergebrachter Werte. Sie muss sich gleicherweise hüten vor der Vergötterung des Überlieferten wie vor der kritiklosen Anbetung alles Neuen. Die so notwendige Pflege der Tradition darf nicht zur verknöcherten Erstarrung in alten Formen führen. Was an Vergangenen der Erhaltung und Pflege wert ist, das sind nicht gewisse Formen, sondern das ist der soldatische Geist bedingungsloser Hingabe und Treue, wie er uns in so manchen Kämpfen der Eidgenossen begegnet von St. Jakob bis zu den Tuileries. Konservativ im soldatischen Geist der alten Eidgenossen, fortschrittlich in der Anwendung neuzeitlicher Mittel und Formen der Kriegführung: das müssen die Merkmale sein für jede Arbeit an der Weiterentwicklung unserer Armee.

Nun hat aber die Schweiz seit hundertfünfundsiebenzig Jahren nach aussen keinen Krieg mehr geführt, seit hundertvierzig Jahren nicht mehr um ihre Unabhängigkeit gekämpft. Wir kennen den Krieg längst nicht mehr aus eigenen Kämpfen und eigenem Erleben, sind vielmehr nur Zuschauer bei

den blutigen Auseinandersetzungen anderer Völker. Für die Ausgestaltung und dauernde Fortentwicklung unseres Wehrwesens sind wir daher neben den unblutigen Erfahrungen unserer verschiedenen Grenzbesetzungen fast ausschliesslich auf die Kriegserfahrungen anderer Armeen angewiesen, wobei aus naheliegenden Gründen vor allem die Erfahrungen unserer Nachbarn unsere Beachtung verdienen. So ist denn auch die Neuordnung des Militärwesens durch die Bundesverfassung und das Militärorganisationsgesetz von 1874 zurückzuführen auf den deutsch-französischen Krieg von 1870/71 einerseits und auf die bitteren Erfahrungen unserer damaligen Grenzbesetzungen andererseits. Vor siebzig Jahren haben unsere Vorfahren nicht gezögert, mit anerkennenswerter Raschheit die Konsequenzen zu ziehen aus den gemachten Feststellungen und die Erfahrungen nutzbringend zu verwerten. Im Gegensatz hiezu hat man nach 1918 die Erfahrungen des Weltkrieges nicht ausgewertet und die Armee im trügerischen Glauben auf die kriegs verhindernde Kraft des Völkerbundes während eines Jahrzehntes mehr oder weniger verkümmern lassen. Auch der gegenwärtige Krieg wird wiederum eine Fülle von Erfahrungen bringen, die für die Weiterentwicklung unseres Wehrwesens zu verwerten sind. Ob und wann dies geschehen kann, wird in unserem demokratischen Bundesstaat von der Einsicht des Volkes abhängen, das sich dann hoffentlich so realistisch einstellen wird wie die Vorfahren von 1874 und nicht ein zweites Mal den trügerischen Hoffnungen auf einen ewigen Frieden erliegt.

Sache der Armeeführung ist es nun, schon heute in unendlicher Kleinarbeit recht viele Erfahrungen von den verschiedenen Kriegsschauplätzen zu sammeln, zu sichten, zu vergleichen und zu prüfen und so die Grundlagen zu schaffen für den weiteren Ausbau unserer eigenen Armee. Das ist nicht immer einfach und nicht ohne Gefahren.

Eine erste Gefahr liegt in der mangelnden zeitlichen Distanz zu dem grossen Geschehen unserer Tage. Über manche Erscheinung des gegenwärtigen Krieges wird man erst einige Zeit nach seinem Abschluss völlige Klarheit erhalten können; bis dahin muss man sich auf die wenigen heute schon vorliegenden Quellen stützen. Aber auch wo schon ein umfangreiches Material vorliegt, muss man sich doch vor voreiligen und überstürzten Schlüs-

sen hüten. Die eine oder andere Erscheinung des heutigen Krieges mag später in einiger zeitlicher Distanz in einem ganz anderen Lichte erscheinen als jetzt, wo unser Blick vielleicht durch die Ereignisse getrübt oder geblendet ist. Wohl ist es eine Eigenart im bisherigen Verlaufe des Krieges, dass er in mehrere räumlich und zeitlich getrennte Feldzüge und Kriegsschauplätze zerfällt. Die Sammlung von Erfahrungen wird dadurch sehr erleichtert. Andererseits aber darf doch auch nicht übersehen werden, dass die einzelnen Feldzüge und die verschiedenen Kriegsschauplätze in einem bestimmten Zusammenhang stehen und schliesslich doch nur Teile eines Gesamtkrieges sind. Manche vermeintliche Lehre und Erfahrung aus den ersten Feldzügen kann vielleicht in einem andern Feldzug wieder umgestossen werden, weil vielleicht in zwei verschiedenen Feldzügen auf ein und dasselbe Angriffsverfahren die Verteidiger ganz verschieden reagieren.

Eine weitere Gefahr liegt in einer gewissen Einseitigkeit des vorliegenden Materials. Die bisher abgeschlossenen Feldzüge haben bereits ihren Niederschlag gefunden in einer Unmenge von Büchern und Aufsätzen; aber diese Darstellungen stammen fast ausnahmslos von der siegreichen Seite. Die Zahl der polnischen und französischen Bücher über diesen Krieg ist verschwindend gering. Der Unterlegene hat kein Bedürfnis, seine Niederlage und die Erfolge des Gegners seinerseits auch noch zu beleuchten. So lassen uns denn die meisten Bücher und Aufsätze den Krieg mit den Augen des Siegers erblicken; machen uns vor allem mit seinen Kampfmitteln und seiner Art der Kriegführung vertraut und glänzen durch die erzielten grossen Erfolge. Daneben wären aber auch Erfahrungen der andern Seite wertvoll, um einerseits aus den Fehlern lernen zu können, andererseits aber auch zu erkennen, was der Schwächere trotz seiner Unterlegenheit noch zu leisten vermag, wenn er die ihm gebotenen Vorteile und Möglichkeiten richtig auszunützen versteht. Die wenigen vorhandenen polnischen und französischen Werke sind in dieser Hinsicht sehr aufschlussreich.

Jedes Kriegserlebnis hat sich unter ganz bestimmten Voraussetzungen und Verhältnissen vollzogen, die bei der Bewertung unbedingt berücksichtigt und gewürdigt werden müssen. Es sind vor allem auch die besonderen

Verhältnisse des Kriegsschauplatzes, geographische, geologische, klimatische Verhältnisse und andere mehr, die jedes Gefecht zu einem Sonderfall machen. Darum dürfen nicht aus einigen wenigen Kampferlebnissen ohne Weiteres allgemein gültige Folgerungen gezogen werden. Es muss vielmehr eine grosse Zahl gleichartiger Kampferlebnisse von verschiedenen Kriegsschauplätzen geprüft und gesichtet werden. Nur aus dem Vergleich lässt sich feststellen, was an jedem Einzelfall durch die besonderen Umstände bedingt war und was daran allgemeingültig ist. Um dann aber die so gewonnene Erfahrung wiederum für uns verwerten zu können, muss das nackte Allgemeingültige wieder bekleidet werden mit den Besonderheiten unserer verschiedenartigen Verhältnisse. Nur dieses sorgfältige Verfahren kann vor schweren Irrtümern bewahren und führt zu einer realistischen Betrachtungsweise, die die Möglichkeiten eines Gegners und die Aussichten der eigenen Abwehr weder überschätzt noch unterschätzt.

Aber auch bei noch so sorgfältigem Prüfen und Abstreifen alles dessen, was durch besondere Umstände bedingt ist, wird es nicht immer gelingen, zu klaren, eindeutigen Feststellungen zu gelangen. Die Lehren, die man aus den Kriegserlebnissen ziehen möchte, werden oft sehr gegensätzlich und widersprechend sein. Ein und dasselbe Kampfverfahren beispielsweise kann in einem bestimmten Falle zum raschen Erfolg führen, im andern Falle zum schweren Misserfolg, ohne dass die Gründe für den verschiedenen Ausgang erkennbar wären. Der Krieg ist kein Rechenexempel, das rein rational gelöst werden kann. In der schicksalhaften Grösse und Tragik des Krieges überhaupt wie im Verlauf eines einzelnen an und für sich unbedeutenden Gefechtes stösst man mehr als in andern Gebieten immer wieder auf irrationale Momente, die sich verstandesmässig nicht erfassen lassen. So lassen sich denn auch aus den Kriegserfahrungen keine bestimmten Rezepte für den Sieg herausarbeiten, die man nur zu befolgen hätte, um des Erfolges sicher zu sein. In vielen Fällen bedarf es daher der schweren, verantwortungsvollen und mit dem Blick auf das Ganze gefällten Entscheidung der obersten Führung, welche von zwei sich widersprechenden Lehren dem Ausbau und der Weiterentwicklung unseres eigenen Wehrwesens zugrunde gelegt werden soll.

Manche Erfahrungen des gegenwärtigen Krieges, die sich schon aus dem

bisherigen Verlauf eindeutig ergeben, drängen zu sofortiger Verwertung für unsere Landesverteidigung und wirken sich auch bereits in Erziehung, Ausbildung und Ausrüstung unserer Armee aus, wozu ja die monatelangen Dienstzeiten unter den gegenwärtigen Verhältnissen genügend Gelegenheit bieten. Eine schwierigere Aufgabe wird es sein, das im Aktivdienst Erreichte auch zu erhalten und zu sichern für spätere Friedenszeiten. Manches aber wird sich überhaupt erst nach Abschluss des Krieges nutzbringend verwerten lassen, wenn bei vermehrter Distanz ein besseres Urteil über die Kriegserfahrungen möglich ist als jetzt während des Krieges. Die Vorarbeiten hiefür müssen indessen jetzt schon in Angriff genommen werden.

Was auch immer für die Ertüchtigung unserer Armee nötig erscheinen mag, so kann es sich doch nie darum handeln, irgendwelche fremden Vorbilder einfach zu übernehmen oder nachzuahmen. Unsere Armee darf nie zur Taschenausgabe einer grossen Nachbararmee werden, sondern muss stets ihren eigenen Charakter bewahren gemäss den Besonderheiten unserer militärpolitischen Lage. Was aber einmal als nötig erkannt ist, das muss auch rücksichtslos und ohne Kompromiss eingeführt und durchgeführt werden. Eine an sich wertvolle und notwendige Massnahme darf nicht deshalb abgelehnt werden, weil sie sich in einem anderen Lande bereits bewährt hat (Vorunterricht!). Bei der Behandlung militärischer Forderungen und Neuerungen durch die politischen Behörden und die öffentliche Meinung muss verlangt werden, dass die Beurteilung nach rein sachlichen Gesichtspunkten erfolge. Halten wir uns immer vor Augen, dass der Krieg einmal an unsere Soldaten genau die gleichen Anforderungen stellt wie an unsere Gegner. Die Strafjustiz mag in ihren Urteilen mildernde Umstände berücksichtigen; der Krieg kennt keine mildernden Umstände, nicht einmal für uns Schweizer, und er wird kein Verständnis dafür aufbringen, wenn notwendige militärische Forderungen aus Gründen der innerpolitischen Struktur oder der parteipolitischen Konstellation nicht verwirklicht worden sind. Das gilt nicht nur für Fragen der Heeresverfassung und -organisation, der Ausbildung, Ausrüstung und der Taktik, sondern vor allem und in erster Linie für den kämpferischen Geist und die rücksichtslose Härte der Soldaten.

Wenn eine Lehre aus dem bisherigen Kriegsverlauf schon heute gezogen werden kann und muss, so ist es diese, dass nur der soldatische Geist unbedingter Einsatzbereitschaft und kämpferischer Hingabe bestehen kann, handle es sich nun um den Soldaten einer auf rücksichtslose Offensive eingestellten Grossmacht oder um den Soldaten eines lediglich auf Defensive eingestellten Kleinstaates. Die Grundlagen für die Erziehung unserer Armee in diesem unbedingt soldatischen Geiste zu schaffen ist die oberste und schönste Aufgabe jeder Arbeit für die Zukunft.

DIE MITARBEITER DES BUCHES

Beal, Hans, Füsilier, Zürich – Classen, Werner, Oblt., Zürich – Debrunner, Hans, San. Hptm., Zollikon – Doerks, Max, Hptm., Thun – Erb, Hans, Oblt., Zollikon – Faesi, Hugo, Oblt., Lutry – Forcart-Respinger, Frau Emily, Basel – Heer, Gotti. Heinr., Korporal, Rüschtikon – Kappeler, Ernst, Winterthur – Niederer, Willi, Korporal, Bern – Pfund, Frau Vrony, Zürich – Roelli, Hans, Zürich – Schmid, Peter, Füsilier, Zürich – Schreck, Alex., Oberst, Zürich – Schwarzenbach, Edmund, Oblt., Küsnacht – Senger, Max, Füsilier, Zürich – Stüssi, Fritz, Hptm., Zürich – Waldvogel, Emil, Korporal, Männedorf – Weber, Werner, Leutnant, Schottikon – Wiget, Dominik J., Hptm., Zürich – Wohlwend, Max, Korp.Luftsch., Zürich – Wohlwend, Walter, Geb. Funker, Zürich – Wyss, Ernst J., Fl. Hptm., Köniz (Bern) – Zeugin, G., Hptm., Teufen – Zinniker, Otto, Füsilier, Biel